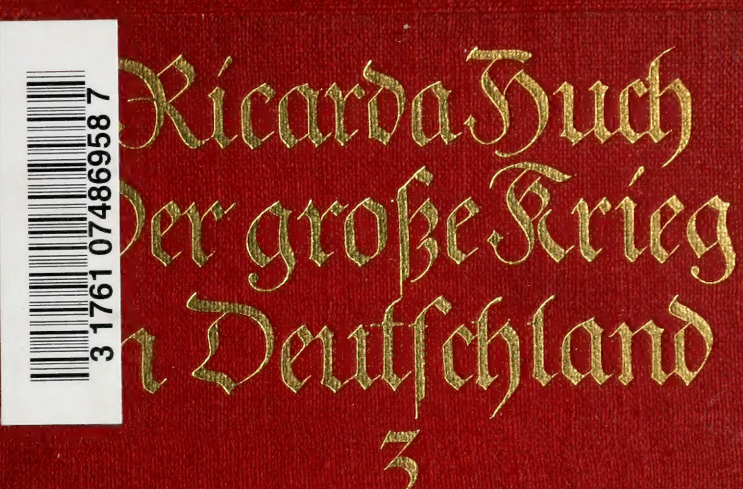
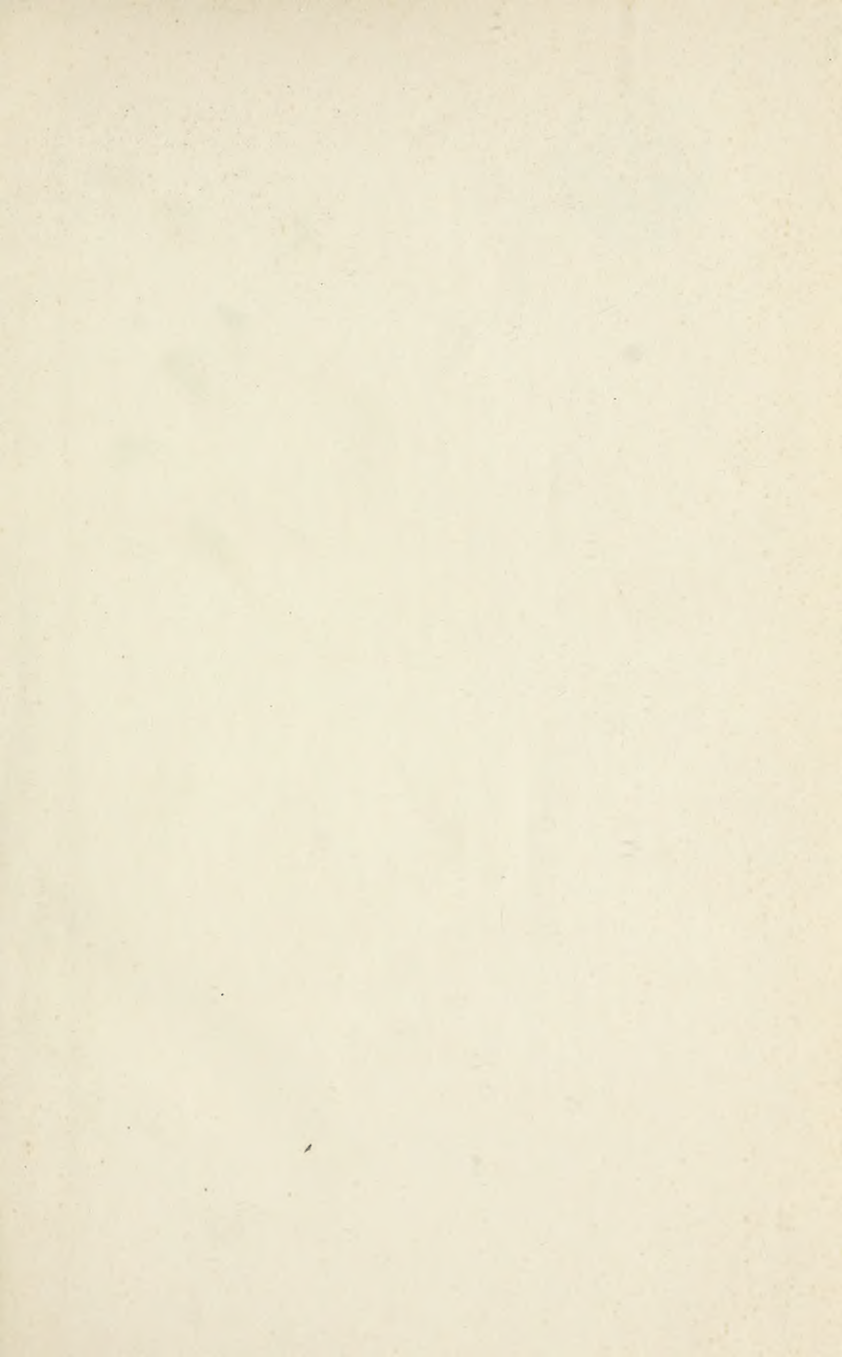
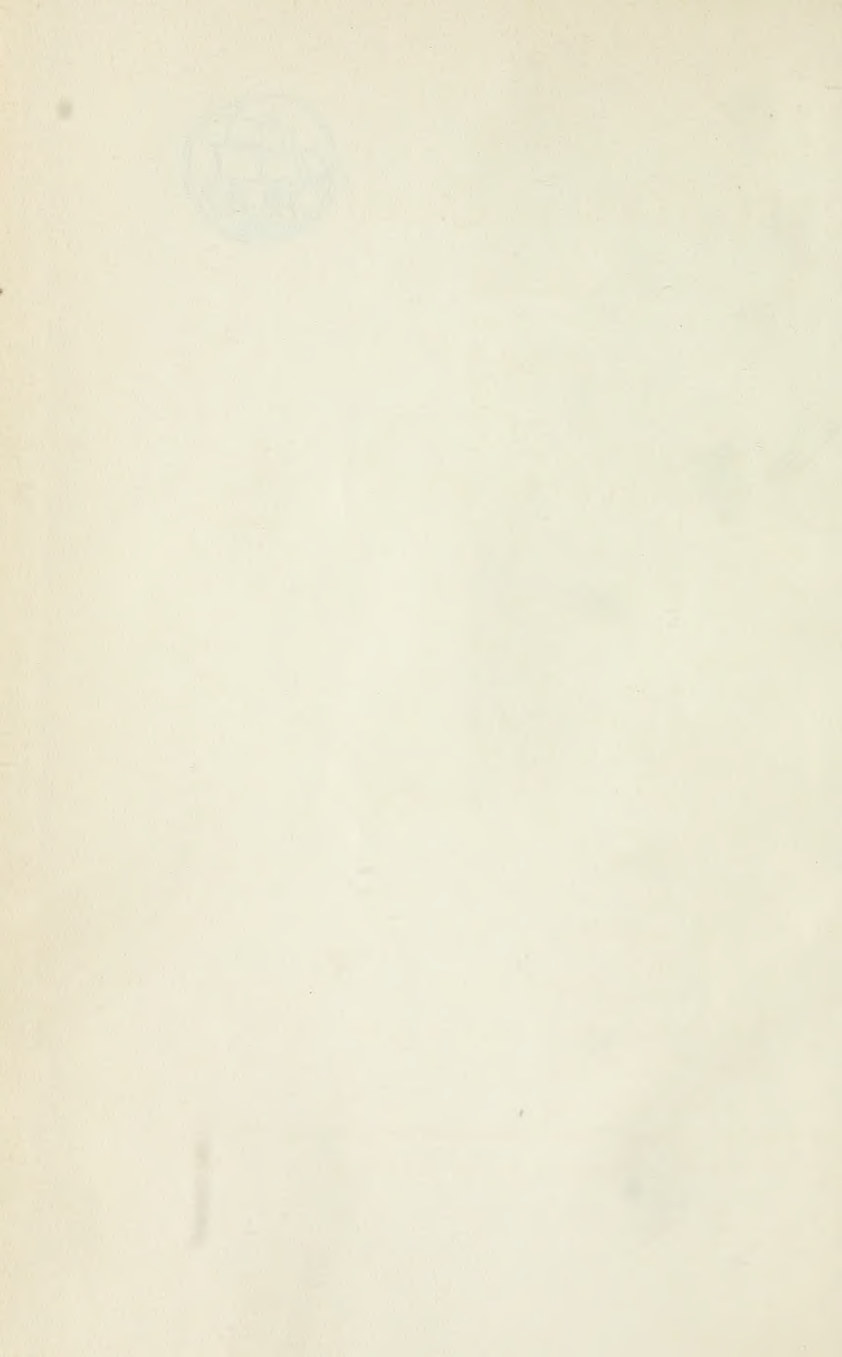

Ricarda Huch
Der große Krieg
in Deutschland
3











Der große Krieg in Deutschland

Dargestellt

von

Ricarda Huch

Dritter Band

Der Zusammenbruch

1633—1650

Im Insel-Verlag zu Leipzig 1914

Der Kurfürst von Sachsen wurde durch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Oxenstiernas in Dresden in üble Laune versetzt; er habe gedacht, sagte er, die schwedische Wirtschaft sei mit dem Tode des Königs zu Ende, nun gehe es wieder los; er wolle einmal nichts damit zu tun haben. Herr von Taube und die anderen Räte suchten ihn zu beschwichtigen und schlugen vor, den Kanzler wie den König selbst zu empfangen, damit womöglich alles glimpflich geordnet würde; er betone ja seine Friedensliebe, vielleicht könne man einen guten Frieden erlangen. Solange Oxenstierna sich bescheiden aufführe, entschied der Kurfürst, solle er nach Gebühr traktiert werden; ließe er sich aber einfallen, den Herrn zu spielen, so wolle er als ein vornehmer deutscher Kur- und Reichsfürst ihn Mores lehren. Besonders der Oberhofprediger Hoë redete dem Kurfürsten zu, das schwedische Bündnis zu halten; Gott habe die schwedischen Waffen gesegnet und werde es ferner tun, Abfall und Untreue ständen einem christlichen Fürsten nicht an. Man könne auch nicht wissen, wie Gott das getreue Ausharren des Kurfürsten noch lohnen werde. Als ihn die Böhmen im Jahre 1618 zum Könige hätten wählen wollen, habe er die große Zukunft dem Kaiser aufgeopfert; vielleicht kröne ihn dafür jetzt der Himmel freiwillig mit dieser uralten und reichen Krone. Es gehe ja alles kopfüber kopfunter in Böhmen, die liebe Religion liege in den letzten Zügen, Mensch und Vieh kämpften miteinander um den letzten Grashalm, und das wisse ja jeder, wie die frommen böhmischen Exulanten auf den Kurfürsten als auf ihren Messias blickten. Der Kurfürst brummte, er wolle nichts, als was ihm mit Fug zustehe, und der hartköpfige böhmische Adel müsse sich noch viel tiefer bücken, bevor er sich mit ihm einließe; aber das Projekt rumorte doch in seinem Kopfe.

Ernstlicher gingen die Kurfürstin und ihre Söhne mit dem Gedanken an Böhmen um; die jungen Prinzen wären glücklich gewesen, wenn sie der väterlichen Tyrannei hätten entrinnen und außer Landes einen ansehnlichen fürstlichen Hof hätten einrichten können.

Ach, sagte der schwedische Resident Nikolai, Tränen im Auge, zu Oxenstierna, als er ihn in Dresden begrüßte, er sei ja so froh, den Kanzler zu sehen; es sei ihm fast, als hafte noch ein Stückchen von des Königs Seele an ihm.

Das möge wohl so sein, nickte Oxenstierna; denn er fühle sich zuweilen zu Handlungen und Plänen getrieben, die er früher mißbilligt hätte, und die er jetzt gleichsam zu des Königs Gedächtnis und wider seinen Willen tun müsse. Früher sei er mit des Königs Herumstürmen im Reich nicht jederzeit einverstanden gewesen, habe gemeint, es führe ihn zu weit ab von Schweden, und er habe ihm oft geraten, sich mit einem guten Beutel voll Geld aus dem Knäuel zu ziehen, solange es noch mit Ehren möglich sei. Jetzt steckten sie vollends wie die heiligen Märtyrer in einem Löwenzwinger, umringt von heimlichen und offenen Feinden, losgetrennt von der Heimat, ein verschlagenes Häuflein, nur der eigenen Fäuste und des eigenen Kopfes mächtig.

Des Kanzlers Kopf zähle aber auch für viele, sagte Nikolai, und er sei insoweit der alten neunköpfigen Hydra zu vergleichen.

Oxenstierna lachte und sagte, er sei mit diesem Instrument zufrieden, brauche es aber auch. Die gesamten evangelischen Stände des Reichs, eigenmächtige und verschlagene Leute, samt Frankreich unter einen Hut zu bringen, dazu müsse man ein nüchternes Gehirn und einen festen Schlaf haben. Bis jetzt habe sich der Herkules noch nicht gezeigt,

der ihm das kostbare Hauptbüschel vom Halse schlüge, sicher sei es der Kurfürst von Sachsen nicht.

Nikolai schüttelte bedenklich den Kopf. Es würden mehr Stämme durch wucherndes Unkraut umgebracht als durch den Blitz gefällt, sagte er. Oxenstierna möge ihm gestatten, daß er, Nikolai, ihm mit seiner Erfahrung diene, und möge sich seine Warnungen, mehr als der hochselige König getan hätte, zu Gemüte ziehen. Er sei jetzt in Dresden zu Hause, kenne sich aus mit sächsischer Falschheit und Hinterlist. Der Kurfürst sei niemals aufrichtig schwedisch gewesen und werde es nie sein, ebensowenig sei dem Arnim und dem Lauenburger zu trauen, wie sie sich auch anstellen möchten. Ein redlich schwedisches Gemüt habe nur der alte Graf Mathes Thurn, freilich sei er nicht tief, werde leicht betrogen, und könne schlecht dissimulieren. Überhaupt meine es niemand so treu mit den Schweden wie die böhmischen Emigranten, weil das mit ihrem Partikularinteresse zusammenhänge.

Freilich, ohne Köder fange man keine Fische, lachte Oxenstierna; der sächsische zappele ja schon an der böhmischen Krone, und dem brandenburgischen habe er auch einen ausgeworfen, nämlich die schwedische Heirat des Kurprinzen Friedrich Wilhelm. Das Würmlein komme ihnen zu Berlin fett genug vor, und mittels Brandenburg hätte er Sachsen ohnehin, da sich Sachsen kaum von Brandenburg trennen würde.

Bevor Nikolai sich verabschiedete, schlug er Oxenstierna vor, ihn mit dem Grafen Kinsky bekanntzumachen. Der sei kein Heißsporn wie der alte Thurn, sondern vorsichtig und gelinde. Arnim habe ihn im Jahre 1631 kriegsgefangen aus Prag gebracht, seitdem lebe er in Dresden und genieße das Wohlwollen des Kurfürsten, weil er Anno 1618 nicht dem Pfälzer, sondern ihm, dem Kurfürsten, seine Stimme gegeben habe.

So, so, sagte Oxenstierna, er denke das wohl jetzt noch zu effektuieren?

Nikolai zuckte die Schultern. Daß Kinsky, als ein eifriger Protestant, sein Vaterland wieder in den vorigen Freiheits- und Blütenstand setzen möchte, sei gewiß; aber er kenne den Sachsen zu wohl, um von ihm allein viel zu erwarten. Er wisse, daß Böhmen das Heil nur von den Schweden kommen könne. Vor allen Dingen könne er dadurch nützlich werden, daß er vermittelst seiner Frau, die eine Terzka sei, in genauer Verbindung mit Wallenstein stehe; er unterhalte auch mehrere Kundschafter bei dem General und sei von allem, was dort vorgehe, aufs beste unterrichtet.

Die Verhandlungen Oxenstiernas mit den kurfürstlichen Räten wollten indessen zu keinem Ziele führen, wie scharf er sie auch anhielt, bei der Sache zu bleiben. Ihre Versicherungen, daß der Kurfürst des geopferten königlichen Blutes eingedenk sei und von den Glaubensgenossen nicht weichen wolle, unterbrach er bald mit der Forderung, diese löblichen Absichten in Tat umgesetzt zu sehen; namentlich sollten sie sich erklären, in welcher Weise die Kräfte der Evangelischen künftig zusammengefaßt und vertragsmäßig konstituiert werden könnten.

Der Kurfürst sei gesonnen, sagten die Räte, seine Liebe zu der verstorbenen schwedischen Majestät auf den Kanzler zu übertragen und sich nicht von ihm zu separieren; das Weitere würden Zeit und Gelegenheit geben. Sachsen sei ja vom Feinde gesäubert, der Kurfürst wolle sich aber damit nicht begnügen, sondern seine Waffen mit schwedischer Hilfe in Böhmen hineintragen und dem flüchtigen Feinde gänzlich den Garaus machen.

Oxenstierna lehnte sich in den Sessel zurück und spielte mit seiner Feder. So weit wären sie noch nicht, sagte er

ablehnend, es sei nicht ratsam, das Kriegstheater weiter auszudehnen, bevor noch eine Basis für den Krieg geschaffen sei. Man müsse zuerst wissen, wie die Mittel für den Krieg aufzubringen wären, und wer künftig das Wesen zu dirigieren hätte, damit der Brei nicht versalzen würde, wie es bei allzuvielen Häuptern zu geschehen pflege.

Daß dem Kurfürsten, als der vornehmsten evangelischen Säule des Reichs, der gebührende Respekt zuteil werde, antworteten die Räte, verstehe sich wohl von selbst. Ob Oxenstierna Ursache habe, dem Kurfürsten zu mißtrauen?

Dies höflich verneinend, machte Oxenstierna die Herren darauf aufmerksam, daß er viele Geschäfte zu erledigen hätte und deshalb den Sachen gerade auf den Leib ziehen müsse. Er habe sich ausgerechnet, daß das evangelische Kriegswesen auf dreierlei Weise könnte geordnet werden: Erstens könnten wie bisher alle Glieder zu einem Corpus formiert werden, das unter schwedischer Direktion stehe; oder aber es könnten zwei getrennte Corpora gemacht werden, von denen eins Schweden, das andere den Kurfürsten von Sachsen zum Haupte hätte; drittens könnte, falls die Deutschen der schwedischen Hilfe nicht mehr zu benötigen meinten, diese Krone durch eine billige Entschädigung befriedigt werden, worauf sie sich gänzlich aus dem Kriege zurückziehen würde. Die Räte möchten diese drei Punkte dem Kurfürsten vorlegen und einen schleunigen Entschluß zuwege bringen.

Johann Georg hörte den Bericht der bestürzten Herren entrüstet an. Das fehle noch, sagte er, daß er sich von einem schwedischen Adligen an die Wand drücken ließe! Man müsse doch Zeit zum Besinnen und Überlegen haben, auf ein Entweder-Oder ließe er sich überhaupt nicht stellen.

Es sei nicht zu leugnen, meinten jene, daß der Kanzler

sehr gereizt und empfindlich zu sein scheine; man müsse sich wohl oder übel entschließen, über die vorgeschlagenen drei Punkte zu beraten.

Dazu brauche er keinen Rat, schalt der Kurfürst, um zu wissen, daß er sich nicht unter einen schwedischen Edelmann stellen wolle; einen solchen Schimpf könne er sich nicht selbst antun.

Das erwarte Oxenstierna wohl auch nicht, sagten die Räte; und der erste Punkt sei also von selbst hinfällig. Der zweite Punkt sei aber auch heikel, weil Sachsen dadurch ganz isoliert werden würde.

Den erbosten Einwurf ihres Herrn, warum denn nicht davon die Rede sei, daß er, der Kurfürst, das ganze Wesen dirigiere, was doch dem Leipziger Schlusse gemäß sei, schoben die Räte mit der Bemerkung zurück, bei der exorbitanten Meinung, die Oxenstierna von seiner Krone habe, könnten sie sich nicht wohl getrauen, einen solchen Vorschlag einzubringen. Der verstorbene König habe ja mit dem König von Frankreich stets Anstände darüber gehabt, daß er mit diesem auf gleichem Fuße habe traktiert sein wollen. Da nun die Entschädigung vollends zu schwer falle, wüßten sie nichts anderes, als einen Modus zu ersinnen, wie man sich jeder bestimmten Antwort überhaupt entschlüge.

Bald jedoch meldeten die Räte, der schwedische Kanzler habe einen solchen Humor, daß verständige Leute nicht mit ihm auskommen könnten. Er habe ihre wohlgemeinten Insinuationen rotunde von sich gewiesen und in einem fast imperiosischen Tone gesagt, er wolle auf seine deutliche Frage eine kategorische Resolution haben.

Nun habe er es satt, rief der Kurfürst aus. Die phantastische Einbildung dieses Menschen sei durch den königlichen Empfang, den er ihm wider Willen und bessere Ein-

sicht bereitet hätte, völlig ins Närrische ausgeschlagen. Er solle sich die Resolution aus seinen Fingern saugen und damit abfahren; ihm dürfe von nun an keiner mehr mit dem schwedischen Bündnis kommen.

Während diese Verhandlungen sich hinschleppten, trafen an einem der letzten Dezembertage Oxenstierna und Graf Kinsky bei Nikolai zusammen. Es war nach Kinskys Wunsch eine späte Abendstunde gewählt worden, damit der Besuch womöglich geheim bliebe, und beim Eintreten hafteten seine Blicke scheu in den düsteren Winkeln des niedrigen holzvertäfelten Zimmers. Während Nikolai ihm half, sich seines Pelzmantels zu entledigen, sagte er erklärend, die Herren kennten ja die wunderliche Gemütsbeschaffenheit des Kurfürsten, wie er bald mit diesem, bald mit jenem unzufrieden sei, und daß er ihm, Kinsky, Späher nachzuschicken pflege, die ihm alle seine Schritte hinterbrächten. Er würde sogleich etwas Verräterisches dahinter wittern, wenn er mit Oxenstierna zusammenträfe, obgleich er doch der Herren Schweden Bundesfreund wäre.

Ihm, einem alten Diplomaten, sagte Oxenstierna beruhigend, könne Kinsky Vorsichtigkeit und Verschwiegenheit zutrauen. Übrigens habe er nicht im Sinne, diesen Abend Staatssachen zu traktieren, wolle sich im Gegenteil davon erholen. Er freue sich, die Bekanntschaft eines so hochgelehrten, weitberühmten Mannes zu machen, wie Kinsky sei; es ständen viel böhmische Exulanten als Offiziere im schwedischen Heer, der verstorbene König habe sie wohl zu schätzen gewußt, und es sei sein Wunsch gewesen, den armen Märtyrern zu helfen und sie in ihr Vaterland zurückzuführen. Ihm, Oxenstierna, wären des Königs Wünsche heilig, und wenn er es vermöchte, würde er die böhmischen Herren in den Frieden einschließen, sofern es einmal dazu käme.

Sofern es einmal dazu käme, wiederholte Kinsky, indem er seine traurigen schwarzen, ein wenig starren Augen auf den Kanzler heftete. Es eröffne sich ja nirgend eine Aussicht. Und so wie es in Böhmen jetzt stehe, verlange es ihn auch gar nicht heim; es sei nichts als Untreue und Unfrieden da zu finden.

Ihm komme es seltsam vor, sagte Nikolai, daß die böhmischen Herren sich so still unter dem österreichischen Joch verhielten. So kluge, mächtige und stolze Herren! Man sollte meinen, es hänge nur von ihrem Willen ab, ob sie wieder frei würden.

„Sie sind stark zur Ader gelassen," sagte Kinsky, „das Blut von 1621 ist noch nicht ersetzt."

„Und noch nicht gerächt," fügte Nikolai hinzu.

Er wolle die Gerichteten von 1621, denen Gott gnädig sei, nicht verteidigen, sagte Kinsky; sie hätten keine ganz reine Sache gehabt, und er hätte sich deshalb in ihre Rebellion nicht eingelassen. Man müsse nicht unsinnig auf die eigene Kraft pochen, sondern auch den Gegner recht einschätzen, und nie einen Fuß heben, bevor man wisse, wo man ihn wieder aufsetzen könne.

Der Graf fuhr zusammen, als in diesem Augenblick dröhnend an die Haustür geschlagen wurde, und er wandte sein gelbes Gesicht ängstlich horchend nach dem Fenster, an dem große Schneeflocken, lautlos aus dem Dunkel ins Dunkel tauchend, vorüberglitten. Das sei nichts Besorgliches, sagte Nikolai gutmütig, vielleicht sei es ein Bote mit Briefschaften für ihn. Es könnten aber auch Kinder sein, die das alte Jahr austreiben wollten.

Kinsky erklärte, er sei schreckhaft, weil er krank sei, laboriere schon seit Jahren an Magenschwäche. Es lägen ihm

auch zu Hause zwei Kinder krank, so sei er immer auf eine Hiobspost gefaßt.

„Ja, ja," sagte Nikolai, „die Pest ist es, die jetzt gefährlich herumgeht, vom Kriege ist dermalen weniger zu befürchten."

Kinsky war aufgestanden und blickte auf die Straße hinunter, wo ein paar Knaben standen und mit dünner Stimme ein Lied absangen, zog ein Geldstück aus der Tasche und warf es heraus, das Fenster behutsam ein wenig öffnend. Dann sagte er, an Nikolais Worte anknüpfend, die kaiserliche Armee unter Wallenstein sei allerdings zurzeit nicht formidabel. Dazu stecke sie so voll Protestanten, daß gar kein Mut zum Kriege gegen die Glaubensgenossen darin herrschen könne. Auch sei Wallenstein selbst krank und liege meistenteils zu Bette. Einer seiner Leibärzte habe gesagt, wenn er das Jahr überlebe, so sei es nur eine Gnadenfrist, die Gott ihm bewillige.

Er habe auch dergleichen gehört, sagte Oxenstierna, es aber für Geschwätz gehalten. Das Podagra hätten andere auch, das bringe einen Fünfzigjährigen nicht ins Grab.

Das sei je nachdem, sagte Kinsky, von den Ärzten werde er für einen Mann des Todes ausgegeben.

„So hätten wir freilich einen mächtigen Bundesgenossen," sagte Oxenstierna.

Kinsky wiegte den Kopf und sagte zögernd, es sei die Frage, ob die Schweden nicht mehr Ursache hätten, Wallensteins Leben als seinen Tod zu wünschen. Viele wollten wissen, daß der General keine Lust mehr zum Kriege habe und den Evangelischen eher wohl als übel wolle.

„Ja, wer hätte denn noch Lust zum Kriege!" rief Oxenstierna aufseufzend. Übrigens wisse er von seinem seligen Könige, daß Wallenstein ein Wasser ohne Grund sei, in dem sich kein Schiff verankern könnte. Es seien da allerlei

Knoten geschürzt gewesen, aber niemals zugezogen. Auf Traktate mit Wallenstein könne man keinen Wert legen, ja nicht einmal auf seine Taten. Er mache es wie gewisse Leute beim Brettspiel, die jeder Zug gereute, den sie eben getan hätten. Nach seiner Ansicht sei ein offener Feind besser als ein zweideutiger Freund, deren er leider ohnehin genug hätte.

Oxenstiernas Ablehnung schien Kinsky ein wenig zu reizen; soviel er wisse, sagte er, habe es das eine Mal an Gustav Adolf gelegen, daß das Projekt nicht zustandegekommen sei. Wallenstein sei dazumal sehr empfindlich und der alte Thurn ganz desperat gewesen. Freilich, setzte er hinzu, wären das subtile Sachen, von denen schwer zu reden wäre.

Als die Herren sich trennten, hatte Kinsky den Eindruck, daß Oxenstiernas Mißtrauen gegen Wallenstein schwer zu überwinden sei, und daß er sicherlich dem kaiserlichen General nicht entgegenkommen werde. Da aber Wallenstein, wie er nun einmal war, den ersten Schritt nicht tun würde, müsse man, so dachte er, mehr Samen ausstreuen; vielleicht daß auf einem anderen Acker etwas aufginge.

Nach der Schlacht bei Lützen stieß Herzog Georg von Lüneburg zum schwedischen Heere und vertrieb mit Bernhard von Weimar die kaiserlichen Besatzungen aus Sachsen, worauf sie bei Altenburg Quartiere bezogen. Sie erwarteten ungeduldig die Ankunft Oxenstiernas, um mit schwedischem Beistande ihre Eroberungen vollenden zu können, Georg nach Norden, Bernhard nach Süden strebend. In der Reisekutsche, die den Kanzler von Berlin nach Sachsen führte, bereitete er sich auf das bevorstehende diplomatische Gefecht mit den beiden Herzogen vor, von denen er voraussah, daß sie durch des Königs Tod doppelt ausgelassen geworden sein würden und von neuem gebändigt werden

müßten. Gott sei Dank hatte er einen festen Blick und eine geschickte Hand, und an Besonnenheit und Selbstbeherrschung glaubte er seinem verstorbenen Freunde sogar überlegen zu sein. Wäre der Augenblick geeignet gewesen, eine ansehnliche Entschädigung zu erpressen, so hätte er den Krieg am liebsten abgebrochen; da das nicht der Fall war, wollte er so operieren, daß er sich nicht in weitaussehende Pläne verwickelte, sondern das Nächstliegende und Erreichbare verfolgte. Es wäre wünschbar gewesen, ein starkes Heer mit einem starken Feldherrn aufzustellen; aber da sich einem schwedischen die deutschen nicht unterwerfen würden, ein deutscher sich aber gegen ihn, den Kanzler, auflehnen könnte, beschloß er zu tun, was er an und für sich mißbilligt hätte, nämlich das Heer zu teilen. Am liebsten hätte er gesehen, wenn Herzog Wilhelm von Weimar Generalleutnant der Armee geblieben wäre, wie Gustav Adolf vorsorglich angeordnet hatte; aber Bernhard hatte dem älteren Bruder den Oberbefehl bereits aus der Hand gewunden, und Oxenstierna hielt es für unklug, das rechtmäßige Verhältnis wieder herstellen zu wollen, da er bei Bernhards trotzigem Charakter so viel zu erzwingen nicht hoffen konnte. Lieber wollte er von vornherein anerkennen, was er nicht ändern konnte, damit es von ihm auszugehen schien, und womöglich keine Befehle erlassen, denen der Gehorsam nicht sicher wäre. Dagegen wollte er, wo er seinen Willen durchsetzen könnte, standhaft dabei bleiben und mit Drohungen und Grobheiten nicht sparen; das würde bei den deutschen Fürsten bessere Wirkung tun, als wenn er suaviter und caute vorginge. In Berlin hatte er schon guten Erfolg gehabt; vielleicht, dachte er, würde er mit Fuchsschritten weiter kommen, als der selige König mit seinen Roßsprüngen. Seine Augen wurden feucht, wie er an die tote Majestät

dachte: mit was für weiten Nüstern hatte der die Lebensluft verschlungen, was für Funken hatte sein Ritt aus den Kieseln geschlagen! Es war festlicher und kurzweiliger gewesen an seiner Seite, und außerdem daß eine Anregung fehlte, drückte auch noch die schwerere Last der Verantwortung.

Als Oxenstierna den schwedischen Feldmarschällen Horn und Banér auseinandersetzte, warum er das Heer zu teilen beabsichtige, und daß er sie ausersehen habe, die deutschen Häupter, namentlich Herzog Georg und Herzog Bernhard, zu beobachten und zu zügeln, sah Horn mißvergnügt vor sich nieder und Banér lachte geradeheraus. Die Rolle passe nicht für ihn, sagte er, er habe nicht das Zeug zu einem Jesuiten und Spion. Es sei bekannt, wie er mit seiner Meinung herauszufahren pflege, er würde alles verderben. Er glaube nicht, unverträglich zu sein, aber einen Kameraden am Oberbefehl könne er nicht leiden, der Kanzler solle ihn allein schalten lassen, so werde es recht, zu zweit sei er nicht zu brauchen.

Horn, Oxenstiernas Schwiegersohn, erklärte, er sei bereit, sich zu fügen, gehorche ja überhaupt in diesem Kriegswesen mehr der Notwendigkeit, als daß er Lust dazu habe; aber es sei eine undankbare Aufgabe, die Eule oder Kassandra zu spielen, er habe auch vom verstorbenen König wenig Dank für seine wohlgemeinten Warnungen geerntet. Das habe er jedoch hingehen lassen, weil es sein König gewesen sei; von einem Deutschen und jungen, unerfahrenen Draufgänger wie Herzog Bernhard Widerspruch und Widerstand zu ertragen, sei härter.

Oxenstierna versprach, ihn getreulich zu flankieren und nicht im Stiche zu lassen. Er leiste dem Vaterlande einen wichtigen Dienst; denn da man die beiden Herzoge einmal

nicht aus der Welt schaffen könne, müsse man sehen, sich ihrer zu möglichst großem Vorteil und möglichst geringem Schaden zu bedienen. Sie hätten ja auch schon mancherlei genützt und wären durch ihr Interesse mit der Krone Schweden verknüpft, man dürfe die wenigen Freunde, die man im Reich hätte, nicht verscherzen. Der Lüneburger sei fast gefährlicher als der Weimaraner; denn beide wären stolz und wollten hoch hinaus; aber Bernhard lasse sich durch Gemüt und Phantasie beeinflussen, Georg dagegen frage wenig nach Glauben und Ehre, desto mehr nach Gewinn und Vorteil, und mit dem Katechismus würden eher Reiche auf Erden errichtet.

Horn schlug vor, Oxenstierna solle womöglich Knyphausen die Aufsicht über Herzog Georg anvertrauen; Knyphausen habe dem verstorbenen König treu gedient, sei als ein niedersächsischer Ritter dem niedersächsischen Fürsten nicht sonderlich gewogen, werde nun auch alt und denke daran, sich zu versorgen, also werde er für einen Rekompens empfänglich sein.

Der Kanzler atmete auf, als er diese schwere Angelegenheit der Lösung nahe sah. So wolle er denn Banér, sagte er, allein ins Zentrum setzen, damit er das ganze Kriegstheater überblicken und je nachdem es sich notwendig erweise, hierhin und dahin eilen könnte. Vor allen Dingen müsse er mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen in steter Korrespondenz bleiben, ihm in der Not beispringen oder ihn, als den verläßlichsten Bundesgenossen, wenigstens mit guten Worten vertrösten. Banér, mit dieser Einrichtung zufrieden, war guter Dinge und hatte Lust zu feiern und zu bankettieren; aber weder Herzog Georg noch Herzog Bernhard stand der Sinn danach.

Aus Obersachsen sei der Feind vertrieben, sagte Georg,

nun wolle er Niedersachsen säubern; es sei hohe Zeit, daß man sich in jenen Orten zeige, wo seit dem Tode des Königs Treulosigkeit und Abfall umginge. Der Herzog von Wolfenbüttel, Friedrich Ulrich, dem der Krieg nie recht angestanden habe, wolle seinen, Georgs, Truppen kein Quartier mehr geben und erkenne sein Recht auf die Stadt Einbeck nicht an, die Gustav Adolf ihm, nebst mehreren Ämtern, angewiesen habe; habe sogar das Amt Uslar, das dazu gehöre, seinem eigenen Feldhauptmann, dem von Uslar, verschrieben. Nun sei es offenbar, daß ein Heer nicht in der Luft kampieren könne, und wenn der Soldat seine Notdurft nicht erhalte, habe man ausgekriegt; Oxenstierna möge dazu tun, daß Friedrich Ulrich bei der Pflicht erhalten werde.

Ja, er habe schon vernommen, erwiderte dieser, daß der Herzog von Wolfenbüttel sich widerwärtig anstelle und große Lust mit dem Kaiser zu traktieren spüren lasse. Er rüste heimlich und habe auch einen niedersächsischen Kreistag ausgeschrieben, wozu er doch nicht das mindeste Recht hätte, als welches dem Administrator von Magdeburg zukäme. Ob Herzog Georg wisse, wer das wäre? Er, Oxenstierna, sei jetzt Administrator von Magdeburg; wer außer ihm einen niedersächsischen Kreistag ausschreibe, maße es sich widerrechtlich an, und er werde einen solchen zu bestrafen wissen.

Oxenstierna hatte sich im Reden erhitzt und sah Georg herausfordernd an, der nur ein wenig stutzte und dann wieder ruhig die Daumen umeinander drehte. Er wolle es dem Kanzler danken, sagte er, wenn er Friedrich Ulrich, seinen Vetter, bei der Pflicht erhielte. Derselbe sei ein schwacher Mann, leider allzu leicht von dunstigen Einfällen und Schimären oder von falschen Räten zu regieren, und da er ohne Leibeserben sei, habe die Gesamtfamilie ein großes Interesse daran, ihn zu beaufsichtigen, damit er nicht durch

liederliche Politik Land und Leute verzettele. Was ihn, Georg, betreffe, so sei er gesonnen, treu bei dem mit dem verstorbenen König abgeschlossenen Würzburger Traktat zu verbleiben und wünsche, daß die Krone Schweden denselben bestätige. Es sei Oxenstierna gewiß bekannt, wie der König von Frankreich goldene Schlingen nach den evangelischen Reichsfürsten auswerfe, ihm gefalle aber das französische Wesen nicht, und er werde sich nicht fangen lassen. Dagegen möge Oxenstierna bedenken, was er zugesetzt, wie er sein Amt Herzberg preisgegeben habe und kaum einen Stein am Wege, um seine Familie zu behausen, besitze. Ohne die rechten Mittel könne er als General nicht operieren und das gemeine evangelische Wohl nicht befördern. – Hiernach wurde das monatliche Gehalt des Herzogs auf 18000 Reichstaler festgesetzt, worauf die Verhandlungen mit ihm vorläufig abgeschlossen waren.

Unverweilt brach Georg auf und eröffnete seinen Offizieren, er gedenke stracks die Weser zu überschreiten und mit der Wiedereroberung der Stadt Hameln zu beginnen. Die Offiziere betrachteten das als eine ungewöhnlich hitzige Expedition, und besonders Knyphausen erklärte sich rund heraus dagegen. Man sei jetzt im Anfang des Februar, sagte er, der Winter habe erst recht begonnen, da sei es wohlgegründeter Usus, die Truppen in gute Quartiere zu legen und zu verpflegen, damit sie im Frühjahr desto besser bei der Hand wären. Eine Belagerung im Winter verschlinge Zeit und Leute, im gefrorenen Boden richte man in Monaten nicht aus, womit man im Frühjahr in Tagen zustande käme.

Herzog Georg wendete dagegen ein, mit dem Stilliegen lasse man auch dem Feinde Zeit, sich zu stärken, und es sei allemal leichter, ein Heer bei der Arbeit im Stande und in

der Disziplin zu erhalten, als in den Quartieren. Knyphausen solle aber immerhin mit den Unlustigen zurückbleiben, während er mit den Willigen und Gehorsamen ans Werk ginge.

Im Kreise vertrauter Freunde schimpfte Knyphausen auf die Habgier des Herzogs: da könne alles in Grund und Boden verderben, wenn er sich nur sein Fürstentum zusammenkratzte. Für den verstorbenen König habe er, Knyphausen, sein Gut und Blut darangesetzt und Ruhe und Gesundheit geopfert, der habe aber auch an andere gedacht und königlich zu belohnen gewußt. Dieser geizige Herzog jedoch ästimiere niemanden, um niemanden beschenken zu müssen, und obgleich er keinen Schwertstreich für das Reich oder die Kirche tun würde, halte er doch jedermann für schuldig, ihm auf seinen Raubzügen beizustehen. – Trotzdem entschloß sich Knyphausen, dem Herzoge zu folgen, den er nach seinen Abmachungen mit Oxenstierna doch nicht wohl sich selbst überlassen durfte, und der ihn etwa noch vor der ganzen Welt um seine wohlerworbene Reputation gebracht hätte, indem er ihn für feige ausschrie. Also überschritt in den ersten Märztagen an einer seichten Stelle, wo im Sommer das Vieh durchzuwaten pflegte, das Heer die Weser, und die Kaiserlichen, die es hatten geschehen lassen, zogen sich fliehend auf Hameln zurück.

Vor dem Rathause der Prager Altstadt waren Gerüste und Galgen für die Exekution derjenigen Offiziere und Soldaten errichtet, die den in der Schlacht bei Lützen empfangenen Befehlen nicht gehorcht hatten oder fahnenflüchtig geworden waren.

Bei grauendem Morgen rasselten die Kutschen heran, in denen die Herren vom Kriegsgericht saßen; es sei so dunkel,

sagte einer, daß man kaum zur festgesetzten Zeit würde beginnen können. Ei was, entgegnete Holk, der Vorsitzender der Kommission war, der Henker würde den Hals schon finden, bei solchen Gelegenheiten müsse man exakt sein. Die anderen schlossen sich der Meinung an, und Colloredo sagte, in diesem Falle sei es besonders hoch vonnöten; denn es würden sicher noch Pressuren zur Begnadigung ausgeübt, seine fürstliche Durchlaucht, der General, sei schon über Gebühr mit der Sache drangsaliert worden. Holk sagte, er sei mit der Gemütsmeinung des Herzogs bekannt und wette seinen Kopf, daß es nichts nütze. Auch hätten diese Leute den Tod reichlich verdient, es könne ehrliebenden Soldaten nicht zugemutet werden, mit Feiglingen zusammen zu dienen.

Ja, sagte Piccolomini, der Herzog habe den Grundsatz, Gnade gegen Schuldige sei Ungerechtigkeit gegen das Verdienst, und das passe freilich manchem nicht. Jedenfalls zögen sie sich durch diese Arbeit mancherlei Haß zu.

„Desto besser," sagte Holk; „Haß gebührt einem rechten Manne, und die Gnade des Herzogs ist eine gute Rüstung."

Während das Armesünderglöckchen läutete, bestiegen die Herren die für sie errichtete Bühne. Ein feiner eisiger Wind trieb ihnen die Nässe des Nebels oder Regens ins Gesicht, sie zogen die Mäntel fest um sich zusammen, und Colloredo bemerkte, mit einem gehässigen Blick auf Holk, davor schütze selbst der erwähnte Panzer nicht. Colloredo war nämlich erbittert darüber, daß Holk nach der Schlacht zum Feldmarschall, er dagegen, der ältere General und Graf, nur zum Feldzeugmeister befördert worden war. Holk beachtete weder diese Worte noch die Witterung; seine ganze Aufmerksamkeit war darauf gespannt, daß die Hinrichtung ungestört verliefe, er gab nach verschiedenen Seiten Winke

und suchte mit scharfen, ungeduldigen Blicken zur Eile anzutreiben. Der kleine Platz war rings mit Soldaten umstellt, die das Gewehr auf der Schulter und die Hand am Schwerte hielten, hinter ihnen drängten sich die neugierigen Zuschauer. Unter denen, die mit dem Schwerte gerichtet wurden, war ein achtzehnjähriger Fähnrich, ein hübscher Mensch, der sich mit augenscheinlicher Sorgfalt herausgeputzt hatte und kecke Sorglosigkeit zur Schau trug. Wie das Schicksal ihm näher rückte, warf er verstohlene Blicke die Karlsgasse hinunter, ob nicht eine Gnadenbotschaft von der Kleinen Seite her käme, und auch der Zuschauer und der Soldaten, ja der Richter bemächtigte sich eine gewisse Unruhe. Da sich nichts zeigte, zuckte der kleine Fähnrich die Achseln, zupfte an seinem keimenden Schnurrbart und begann als letztes Mittel, um den verhaßten Augenblick hinauszuzögern, eine Rede; allein Holk sprang auf, stampfte wütend mit den Füßen, winkte den Soldaten zu trommeln und dem Scharfrichter ein Ende zu machen.

Um Mittag bewegte sich die Sänfte des Grafen Slawata über den Marktplatz, wo an der Abtragung der Gerüste und Säuberung des Pflasters gearbeitet wurde; er war jetzt 60 Jahre alt, grauhaarig und gebückt, und klagte beständig über seine Gesundheit, die er seit dem Fenstersturze nicht wiedererlangt habe. Unweit des Rathauses ließ er halten, winkte ein paar Arbeitern und fragte einen, der herbeilief: „Du mußt wohl die Spuren des edlen vergossenen katholischen Blutes tilgen?" ferner, wo die gemarterten Leichname geblieben wären. Der Mann gab Auskunft, sie wären ihren Familien ausgeliefert, soweit sie von Adel gewesen wären, und fügte hinzu, es wäre freilich ein erbärmliches Schauspiel gewesen, so vornehme Herren einen so schimpflichen Tod leiden zu sehen, auch hätten Männer und Frauen

laut geschluchzt, zumal als das liebe junge Blut, der Fähnrich, den Kehraus hätte tanzen müssen. Da wäre jedem zumute gewesen, als würde sein eigenes Kind geschlachtet.

Slawata schüttelte sorgenvoll den Kopf und sagte, die armen Opfer hätten wohl ihre Pflicht verletzt, denn das Kriegsgericht könne keinen ungerechten Spruch gefällt haben; aber man wisse ja, wie es in einer Schlacht zugehe, in dem grauslichen Getümmel könne manches mit unterlaufen; sie wären deshalb doch gute katholische Christen und des Kaisers treue Diener gewesen.

Das hätten sie selbst auch gesagt, fiel der Arbeiter eifrig ein, alle hätten ihre Unschuld beteuert und auch klar begründet, nur habe der Holk sie nicht zu Worte kommen lassen. Der Fähnrich habe zu guter Letzt noch gerufen: warum er eigentlich sterben müsse? Er habe nichts verbrochen, als daß er mit seinem General davongelaufen sei. Man habe deutlich gesehen, wie der Holk grün und gelb über diesen Worten geworden sei.

Ja, sagte Slawata, der Holk sei ein Ketzer und manche wollten sogar wissen, daß er mit dem Teufel zu tun hätte. Dergleichen Leute wären leider an gewissem Orte wohl angesehen. Schließlich gab er den Arbeitern ein reichliches Almosen, indem er sie ermahnte, der frommen Märtyrer im Gebet zu gedenken.

Während des Mittagessens, das er bei seinem Freunde, dem Oberstburggrafen Martinitz einnahm, erzählte Slawata, was er soeben vernommen hatte. Der junge Fähnrich, sagte Martinitz, habe argloserweise ausgesprochen, was jeder ehrliche Mann hätte laut sagen sollen: Wallenstein habe die Schlacht verloren und mit dieser Exekution seine Schande maskieren wollen. Warum hätte er auch sonst Sachsen so

eilfertig geräumt? In Prag begreife niemand, wieso der Kaiser seinen prahlerischen Kriegsberichten Glauben schenken könne.

Das sei nur ein Glied in der Kette, sagte Slawata, Martinitz könne sich nicht vorstellen, wie es in Wien hergehe. Da sei keine rechte Regierung am Hofe, sondern ein paar Ambitiöse, die er wohl nicht zu nennen brauchte, tyrannisierten alles, um ihren Beutel zu füllen, wie die berüchtigten römischen Statthalter im Altertum. Es wäre vielleicht vermessen, einem so gnädigen, gottseligen Kaiser etwas aufmutzen zu wollen; aber das sei gewiß, sein himmlisches Gemüt tauge für die von der luziferischen Schlange begeiferte Erde nicht, weil er das Böse nicht merke. Er sei wie ein Kind, das sein Händlein ganz gutmütig in den aufgesperrten Löwenrachen tauche.

So sei es ja unter den hochseligen Kaisern Rudolf und Matthias auch gewesen, stimmte Martinitz ein, man hätte sie oft wider ihren Willen retten müssen. Das sei jetzt auch notwendig, wenn nicht der allgemeine Ruin um sich greifen sollte.

Ihm sei es geradezu unleidlich, fuhr Slawata fort, daß ein gottloser Bösewicht wie Holk gutes adliges katholisches Blut verströmen dürfte. Ihm sei es nicht anders, als habe das vergossene Blut seinen eigenen Ehrenschild bespritzt. An diesem Beispiel zeige sich deutlich, daß man in schmähliche Servitut geraten sei.

Nach dem Essen kamen noch mehrere Herren, darunter die Grafen Michna und Mitrowitz, die alle ihrer Entrüstung über die Exekution des Morgens Ausdruck gaben. Man müsse sich mit Wallensteins baldigem Ableben trösten, sagte Graf Mitrowitz. Er habe einige seiner Diener in Sold, von denen kürzlich einer berichtet habe, der General könne

es nicht lange mehr machen, esse fast nichts mehr und stöhne des Nachts vor Schmerzen.

Das Stöhnen, meinte Slawata, könne auch eine Frucht des bösen Gewissens sein, vielleicht habe er einen Pakt mit dem Gottseibeiuns geschlossen, und seine Zeit laufe bald ab. Wenn es aber wirklich so weit sei, würde Wallenstein um so mehr eilen, seine bösen Projekte zur Ausführung zu bringen, würde den Exulanten die Tür öffnen und mit ihrer Hilfe der heiligen Religion den Todesstoß versetzen. Darauf habe ihn der Teufel vereidigt, oder er tue es als ein Atheist aus eigenem Belieben.

Es wurde beklagt, daß mehrere Familien in Böhmen geblieben wären, die mit den vertriebenen Rebellen zusammensteckten, namentlich die Terzkys. Ihm sei kürzlich, sagte Martinitz, von einem, der auf den Terzkyschen Gütern bedienstet sei, eine Warnung zugekommen, als wollten die Terzkys den Wallenstein zum König von Böhmen machen. Der alte Terzky habe des Friedländers Bild in seinem Gemach hängen, und seine Frau, ein Teufelsweib, sei vollends außer Rand und Band und halte es mit den Schweden.

Das sei bekannt, sagte Slawata, welcher selbst in der Jugend das Bekenntnis gewechselt hatte, daß der Glaube der Neubekehrten nur ein dünngewebtes Mäntelein zu sein pflege, durch welches die alte Ketzerei häßlich hervorscheine. Die Alte solle ja auch evangelischen Prädikanten, die billigerweise an den Galgen gehörten, Unterschlupf gewähren.

Ja, das Geschlecht lasse von der alten Bosheit nicht, sagte Martinitz. Dem Kinsky, der alten Terzka Schwiegersohn, habe der Kaiser die Gnade mit vollen Händen angeboten, die Gnade habe er freilich angenommen, das lutherische Gift aber doch nicht von sich geben wollen. Es verlaute,

daß häufige Briefe zwischen ihnen hin und her gingen, sie würden wohl etwas miteinander auskochen. Der alte Erzverräter Thurn spiele auch seinen Part dabei, möchte wohl wieder Oberstburggraf werden.

Indem sie erwogen, was für eine Umwälzung entstehen würde, wenn die Emigranten ihre konfiszierten Güter wiederbekämen, sagte Martinitz, man könne doch kaum glauben, daß Wallenstein ein solches Spiel in Gang brächte, wobei er selbst das meiste verlöre; denn er hätte ja, wie jeder wisse, dazumal das meiste an sich gerissen.

Slawata kicherte und sagte, wer das Vieh hätte, könne leicht eine Fuhre Mist verschenken; da liege eben der klare, gültige Beweis, daß der Friedländer auf die böhmische Krone ausginge, er würde sonst die Prätensionen der Rebellen nicht unterstützen.

Und wie es denn in Wien stehe? erkundigten sich die anderen; ob man da auf der Hut sei?

Der Kaiser wolle noch nicht recht heran, sagte Slawata, hörte und sähe leider mit Eggenbergischen und Questenbergischen Ohren und Augen. Auch sei er schon recht abgelebt, Gott wolle ihn noch lange erhalten. Der Thronfolger dagegen, der König von Ungarn, würde lieber heute als morgen mit Wallenstein abfahren, er sei fest überzeugt, daß der General an allem schuld und gleichsam der auf das Haus Österreich gewälzte Leichenstein sei. In dem König von Ungarn blühe die wahre spanische Tugend und Größe des habsburgischen Hauses wieder auf. Unter den hohen Offizieren könne man sich auf Aldringen verlassen, schade sei es, daß Collalto so früh habe dahin müssen.

Ohne den Kaiser werde sich doch aber nichts ausrichten lassen, wendete Martinitz ein.

Slawata zwinkerte listig mit den Augen. Der Kurfürst

von Bayern, sagte er, der habe doch noch mehr Macht über den Kaiser als Eggenberg oder irgendein anderer, schließlich werde der wieder voran und Bresche schießen müssen. Zwar werde der fromme Fürst sich ungern aussetzen; aber die fast in den letzten Zügen liegende Religion werde er doch nicht verkommen lassen.

Oxenstierna fand den französischen Gesandten Feuquières tölpelhaft und das ironische Lächeln in seinem steifen Gesicht unausstehlich, weshalb er sein Benehmen zwar höflich und entgegenkommend gestaltete, aber Wendungen persönlicher Vertraulichkeit einstweilen unterließ. Indessen veranlaßte ihn das störrische Verhalten der in Heilbronn anwesenden Fürsten, Herren und Deputierten und die wühlende Tätigkeit kursächsischer und kaiserlicher Agenten, Feuquières zu einer besonderen Anstrengung aufzufordern, damit der Bund nach ihrem beiderseitigen Wunsch zum Abschluß käme. Feuquières sagte, er habe im Sinn, an die versammelten Stände eine Ansprache zu halten über die wohlwollende Gesinnung seines Königs, über die Vorteile, die sie durch bereitwillige Annahme derselben erlangen, und den Schaden, den sie durch Zaudern oder gänzlichen Widerstand auf sich ziehen würden; ob Oxenstierna damit einverstanden sei?

Durchaus, erwiderte dieser; er setze großes Zutrauen in Feuquières Eloquenz. Feuquières verbeugte sich mit ernster Miene. Ob Oxenstierna inzwischen bedacht habe, wie er des Königs Wunsch wegen Besetzung einiger fester Plätze an der Rheingrenze beantworten wolle?

So schnell könne er nicht denken, sagte Oxenstierna, im nördlichen Klima brüteten die Vögel länger über ihren Eiern als im Süden.

Und ein Schwan, setzte Feuquières hinzu, brüte länger

als eine gemeine Taube oder Schwalbe; er zweifle nicht, daß Oxenstierna fruchtbare und segensreiche Entschlüsse ausreifen werde.

Feuquières wisse wohl, sagte der Kanzler, daß seines Königs Wünsche gewisse eigensinnige Meinungen oder Vorurteile der deutschen Reichsstände gegen sich hätten, und noch sei seine, Oxenstiernas, Stellung im Bunde nicht so befestigt, daß er sie beeinflussen, geschweige denn zu einem Opfer überreden könnte, dem sie abgeneigt wären.

Es handle sich ja um kein Opfer, sagte Feuquières; denn wenn der König Benfeld, Breisach, Schlettstadt und etwa Philippsburg besetzte, so tue er es, um seinen Verbündeten besser beistehen zu können, also einzig zu ihrem Wohle. Zum Beweise seiner Uneigennützigkeit diene seine Absicht, die Plätze nach Abschluß des zu erhoffenden Friedens zurückzugeben. Er könne nicht genug versichern, daß der König sich in diese Verhältnisse nur einließe, um dem Heiligen Römischen Reich zur Erneuerung seiner vormaligen Blüte zu verhelfen. Dies namentlich wolle er den Ständen in einer ausführlichen Rede auseinandersetzen.

Am Tage, nachdem Feuquières die Ansprache gehalten hatte, besuchte ihn zuerst der Markgraf Friedrich von Baden, um ihm zu sagen, was für einen tiefen Eindruck die Rede auf ihn gemacht habe, und welche Dankbarkeit die Zuneigung des Königs für die Protestanten ihm einflöße. Nach seinem Dafürhalten liege die Sache so, daß nur die Hilfe des französischen Königs einen guten Frieden herbeiführen könne.

Feuquières sagte, daß es seines Königs Wunsch sei, den Platz des glorreich gefallenen Königs von Schweden einzunehmen. Huldvoll und uneigennützig biete er den versammelten Reichsständen die Hand, sie brauchten sie nur anzunehmen.

Er habe schon durch seinen Abgeordneten vernommen, sagte der Markgraf, daß der König ihm eine gewisse Summe zur Verfügung stellen wolle, falls die kriegerische Zeit seine Hilfsmittel verschlungen habe. Das sei leider an dem, ohne Geld lasse sich ja nicht Krieg führen, namentlich heutzutage. Wenn der König ihn zu seinem Schuldner machen wolle, so mache er ihn dadurch zugleich zu seinem ergebenen Diener und Freunde, der jede Gelegenheit suchen werde, diese Gesinnung zu betätigen.

Nichts werde dem König lieber sein, sagte Feuquières. Des Königs großmütiges Herz brenne vor Ungeduld, dem Markgrafen gefällig zu sein, dessen Verdienste er hochschätze.

Der König habe im Sinn, sagte der Markgraf, ihm eine jährliche Pension von 2000 Reichstalern auszusetzen. Ob der König ihm vielleicht außerdem noch eine Anleihe gewähren wolle?

Feuquières sagte, er wolle es dem König melden und hoffe, dem Markgrafen bald eine erwünschte Antwort geben zu können.

Nachdem der Markgraf von Baden sich entfernt hatte, kam Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, den Feuquières mit Danksagungen für sein der französischen Sache gewidmetes Wohlwollen und Vertrauen empfing. Die Zuneigung zu Frankreich, sagte der Pfalzgraf, sei in seinem Hause erblich. Jedermann wisse, wie seine Vorfahren für König Heinrich IV. Blut und Leben gewagt hätten. Freilich habe sich seitdem vieles verändert.

Der Pfalzgraf war noch nicht 50 Jahre alt; aber sein Gesicht war verfallen, er hielt sich nur mit Mühe stramm und fiel leicht in einen Zustand von Müdigkeit und Zerstreutheit.

Dem großen Gemüte des Königs, erwiderte Feuquières,

sei Glaubenshaß fremd. Er, Feuquières, sei zwar für seine Person in den Schoß der Kirche zurückgekehrt, aber seine Frau sei Hugenottin und erziehe auch ihre und seine Kinder in ihrem Glauben; trotzdem genieße er die besondere Gnade des Königs. Er habe zwar kaum nötig das anzuführen, da ja die Zuneigung seines Königs für den glorreich gefallenen Schwedenkönig, die er jetzt auf die evangelischen Reichsstände übertragen habe, genugsam beweise, daß er kein Fanatiker sei.

Der Pfalzgraf sprach von dem Bestreben des Königs, die aus Frankfurt und Speier ausgewiesenen Kapuziner zurückzuführen. Der Nachdruck, mit dem Feuquières das Geschäft betreibe, mache böses Blut namentlich bei den Städten, die Einmischung in ihre Angelegenheiten überhaupt nicht liebten. Auch er könne Feuquières deswegen nicht so unterstützen, wie er sonst gern täte.

Die Offenheit des Pfalzgrafen, sagte Feuquières, sei hochzuschätzen; aber er solle sich in die Lage des Königs versetzen, dem das Los seiner Glaubensgenossen am Herzen liege, und der durch uralte Titel zum Schutze des katholischen Glaubens verpflichtet sei. Da er so viel für seine Freunde im Reich täte, wäre es unpassend, wenn sie ihrerseits ihm, wenn auch nicht durch Unterstützung, doch wenigstens durch Zurückhaltung gefällig wären, wo es seine persönlichen Wünsche anginge.

Er habe nicht unterlassen wollen, seine Ansicht auszusprechen, sagte der Pfalzgraf; übrigens könne er dem Könige nichts vorschreiben, dessen Beistand er ja in Anspruch nehmen müsse.

Ob er dem König mitteilen dürfe, fragte Feuquières, daß der Pfalzgraf ihm die Freude mache, die als Zeichen besonderer Zuneigung ihm angebotene Pension anzunehmen?

Er nehme sie dankend an, sagte der Pfalzgraf, wisse sich leider anders nicht zu helfen. Das Haus Österreich habe sein Haus von jeher mit Haß und Neid verfolgt; seit er sich dem Schwedenkönig angeschlossen habe, sei das Band vollends zerrissen. Versöhnung mit dem Kaiser sei unmöglich, so müsse er den Waffen und Gott vertrauen.

Und dem König von Frankreich! setzte Feuquières hinzu; der werde einen so alten Freund und Bundesgenossen nie verlassen. Wenn die Reichsstände nur nicht selbst den König der Mittel beraubten, sie zu schützen! Es sei unglaublich, wie viele Schwierigkeiten sie machten, ihm ein paar Plätze, wie Breisach und Philippsburg, abzutreten.

Der Pfalzgraf schwieg und sah starr vor sich nieder. Der König wolle sich ja zum offenen Krieg gegen den gemeinen Feind nicht entschließen, sagte er endlich. Also komme es dem Bunde zu, seine Festungen selbst zu behaupten.

Es sei nur zu befürchten, daß der Bund bei der Größe des Kriegstheaters es nicht vermöchte, entgegnete Feuquières; aber er beharrte für den Augenblick nicht bei dem Gegenstande.

Es erschien nun ein Abgeordneter der Stadt Nürnberg, ein großer, beleibter Mann, dem das Heraufsteigen der eng gewundenen Treppe ein wenig den Atem versetzt hatte. Er hatte ein ausgedehntes fleischiges Gesicht und eine gebieterische Nase und ließ den Blick mit verhaltenem Mißtrauen und feindseligem Spott auf dem schmalen Franzosen ruhen. Feuquières habe eine verständige Rede gehalten, sagte er, indem er sich langsam in den angebotenen Sessel niederließ. Die Herren Nachbarn wären Muster von Beredsamkeit, das wisse man ja. Er billige, was Feuquières gesagt habe. Entschlossen das gesetzte Ziel zu verfolgen, das sei auch immer der Grundsatz der Nürnbergischen Regierung

gewesen; jedermann sei ja bekannt, wie die verstorbene Majestät von Schweden sich hauptsächlich auf sie gestützt habe.

Ja, sagte Feuquières lächelnd, das wisse man. Die Stadt Nürnberg sei eine vielumworbene Schöne, unter deren Fenstern die Herren Ständchen brächten.

Der Abgeordnete lachte, daß die goldenen Troddeln an seiner Weste zitterten. Feuquières zweifle hoffentlich nicht, sagte er, daß die Schöne tugendhaft sei? Tugendhaft und sehr wählerisch, bestätigte Feuquières. Sein König selbst achte sich nicht zu hoch, ihr seine Verehrung zu bezeigen.

Er vernehme es gern und mit gebührendem Dank, sagte der Nürnberger Gesandte. Er wolle nun mit uralter deutscher Aufrichtigkeit frei heraussagen, daß er ein Geschäft mit Feuquières zu machen gesonnen sei. Die Geschäfte der Stadt Nürnberg bedeuteten seit alters, daß sie den Potentaten das liebe Geld ausliehe; aber seit der Krieg im Schwange sei, wären viele säumige Zahler darunter, und das Blättlein müsse sich einmal wenden, so daß sie aus Gläubigern zu Schuldnern würden. Da nun der König von Frankreich sein Füllhorn darbiete, so wären sie entschlossen, die Gnade aufzufangen; eine erkleckliche Summe müsse es aber sein, damit der leere Kasten voll würde.

Den Herren von Nürnberg Geld anzuvertrauen, sagte Feuquières, sei fast mehr Weisheit als Gnade; besser könne man es auf der ganzen Welt nicht anlegen. Der König werde sich freuen, zum Glanze der goldenen Säule des Reichs und der guten Sache etwas beitragen zu können.

Feuquières wisse es lieblich zu wenden, sagte der Nürnberger. Das verstånden sie im Reich nicht so gut, sie könnten den alten Bärenpelz noch nicht ablegen; wollten es auch nicht, schämten sich ihrer altdeutschen Rauheit nicht, weil

sie mit Redlichkeit gepaart sei. Er wisse nichts anderes, als dem Könige untertänigen Dank zu sagen.

Feuquières versprach es auszurichten und hob die Weisheit hervor, mit der die Herren von Nürnberg das Staatsschifflein bisher so sicher durch den Sturm gesteuert hätten. Sie hätten in dem letzten, großen Jahre viel erleiden müssen.

Ja, und noch mehr stehe bevor, sagte der Gesandte mit einem Seufzer. Sie sollten Kassierer für das ganze Reich sein, und dabei würden die Einnahmen immer geringer.

Wenn die Deutschen, sagte Feuquières, nur mehr Zutrauen zu seinem König haben wollten! Sie besännen sich so lange, des Königs billigen Wünschen entgegenzukommen. Sie hätten ja keinen uneigennützigeren, treueren Freund! Wollten sie sich ihm nur auch recht eng und fest anschließen!

„Wir Nürnberger", sagte der Gesandte, „sind gewöhnt, auf eigenen Füßen zu stehen, und dabei stets gut gefahren. Die Freiheit ist eine Jungfrau, lockert sie den Gürtel nur ein wenig, so büßt sie ihre Kraft ein."

Ach, sagte Feuquières, solche Grundsätze wären in diesem Falle nicht angebracht. Der König von Frankreich gehe auf ein rechtmäßiges, gottgefälliges Ehebündnis aus. Er freue sich nur, daß ihre Strenge die Herren nicht verhindere, die Sympathie des Königs und ihre äußeren Zeichen anzunehmen, und er sei überzeugt, die gegenseitige Freundschaft werde dadurch befestigt, nicht gelöst werden. Er, Feuquières, bedürfe der Freunde in der Versammlung sehr. Er habe nicht geglaubt, daß die Stände es dem König so schwer machen würden, ihnen beizustehen.

Man müsse sich doch erst kennen lernen und verständigen, sagte der Nürnberger mit Zurückhaltung. Übereilung bei politischen Geschäften sei vom Übel; nur die Bündnisse wären von Dauer, bei denen jeder Teilnehmer seinen Vorteil finde.

Graf Philipp Reinhard Solms, der den Nürnberger ablöste, trat mit der Miene eines vertrauten Freundes ein. Nun, sagte er, Feuquières die Hand bietend, er komme, ihn wegen seiner Rede zu beglückwünschen. Es sei ein großer Erfolg gewesen. Damit habe er das entscheidende Gewicht in die schwebende Wage geworfen.

Er habe geglaubt, einmal die Sporen gebrauchen zu müssen, damit sie vom Flecke kämen, sagte Feuquières.

Die deutsche Langsamkeit, sagte Solms, sei ein großer Jammer und könne einen schier an der ganzen Nation verzweifeln lassen. Feuquières solle aber nicht glauben, daß alle so wären. Es gebe auch solche, die rasch mit der Hand am Schwerte wären.

So kenne er ihn, den Grafen Solms, sagte Feuquières, und ebenso großes Zutrauen habe er zu dem jungen Herzog von Weimar. Es habe ihn aber stutzig gemacht, daß der Herzog die Pension zurückgewiesen habe, die der König ihm habe bewilligen wollen. Er habe geglaubt, mehr Entgegenkommen bei dem Herzog zu finden.

Graf Philipp Reinhard machte ein nachdenkliches Gesicht. Wieviel denn Feuquières ihm angeboten habe? fragte er.

Sechstausend Reichstaler, antwortete Feuquières; der König habe dem Herzog durch eine so große Summe seine Sympathie und Anerkennung ausdrücken wollen.

Nun ja, sagte der Graf, er, Solms, würde sie mit Dank und Freuden angenommen haben. Aber dem Herzog Bernhard habe es wohl zu wenig geschienen. Er sei außerordentlich stolz. Feuquières möge verzeihen, daß er seine Meinung so offen heraussage, er tue es im Interesse des Königs. Nach seiner Meinung sei die Ursache dieses Refüs nur darin zu suchen, daß die Summe zu gering gewesen sei.

Feuquières bedankte sich für den Wink; er schöpfe nun Hoffnung, den Herzog doch noch zu gewinnen. Dem König liege viel daran, da des Herzogs Kriegstüchtigkeit und gute Gesinnung allgemein gerühmt werde.

Er sei tüchtig, sagte Solms, und der König tue wohl, ihn an sich zu fesseln. Doch müsse er sagen, daß Herzog Wilhelm, sein älterer Bruder, und Landgraf Wilhelm von Hessen fast ebenso wichtig wären. Besonders der letztere sei unübertrefflich, standhaft und zuverlässig und opfere alles dem Glauben und der Freiheit.

Aber ob er auch glücklich im Kriege sei? fragte Feuquières.

Er sei unermüdlich, erwiderte Solms, und habe in Melander einen erfahrenen General, der sich schon Anno 1618 beim Weißen Berge hervorgetan habe; auch wären die Hessen gute Soldaten. Herzog Bernhard werde von vielen für hitzköpfig und unbedacht gehalten.

Ob Solms denn glaube, fragte Feuquières, daß der Landgraf französische Bestallung annehmen werde? Der König habe ihm einen Titel in der französischen Armee und 1200 Gulden Pension zugedacht.

Der Landgraf sei hochverständig, antwortete Solms, und sein Land sei durch das räuberische Hausen der Kaiserlichen ganz verarmt; es sei ein gutes Werk, ihm beizuspringen. Wenn er, Solms, raten dürfe, so solle Feuquières hauptsächlich Kursachsen gegenüber nicht sparen. Nur durch Geld könne der Kurfürst aus seiner Unschlüssigkeit gerissen werden. Wenn ihn überhaupt etwas in Bewegung setzte, so wäre es das Geld. Feuquières solle nur tapfer bieten.

Ja, wenn Kursachsen ein anderes Haupt hätte! sagte Feuquières. Jetzt könne man fast sagen, es sei nur ein Rumpf und wackele hin und her wie eine geköpfte Wespe.

Davon könne er erzählen! seufzte Solms. Feuquières

werde aber schon selbst seine Erfahrungen in Dresden machen. Er, Solms, schlüge sich noch lieber durch Dornen, als daß er sich auf dem Miste wälzte. Darum sei er auch fest entschlossen, sich an Frankreich zu halten.

Feuquières sagte, es sei ihm eine wahre Erquickung, in Solms einen Deutschen nach der guten alten Art kennen gelernt zu haben. Solms habe vorhin erwähnt, daß er ein gutgemeintes Geschenk seines Königs nicht ausschlagen würde. Ob er ihn beim Wort nehmen dürfe?

Er stehe zu allen seinen Worten, sagte Solms, insbesondere aber zu dem, daß er sich mit ganzem Herzen an Frankreich schließen wolle.

Als Feuquières am Abend dem Herrn de l'Isle, den er nach Straßburg und Württemberg schickte, einige Instruktionen gab, sagte er zu ihm, er habe jetzt ein Trompetensignal herausgefunden, daß die deutschen Pferde unfehlbar in die blutigste Schlacht brächte.

„Ich habe Sie immer für ein großes Genie gehalten," sagte de l'Isle, indem er sich gegen Feuquières verneigte; „was ist es?"

Feuquières griff in eine Seitentasche seines Überrocks und warf eine Handvoll Goldstücke über den Tisch, daß es klirrte.

De l'Isle brach in helles Gelächter aus. „Diese Tiere scheinen sehr musikalisch zu sein!" sagte er.

„Das ist eine deutsche Eigenschaft," sagte Feuquières ernsthaft, „vermittelst welcher es mir hoffentlich gelingen wird, die Bedürfnisse der Deutschen in Einklang mit den Wünschen unseres Königs zu bringen."

Der gelungene Übergang über die Weser und die beim Überfall der Kaiserlichen gemachte Beute hatte die Unzufriedenheit des niedersächsischen Heeres für den Augenblick

gedämpft, als aber Herzog Georg zur Belagerung von Hameln Anstalten traf, erwachte der Unwille von neuem. Da Knyphausen erklärte, sich der Sache nicht mehr anzunehmen zu wollen, erlaubten sich die Offiziere Vorstellungen beim Herzog und hoben namentlich den Mangel an Belagerungsgeschütz, Pulver und Mundvorrat hervor, allein Georg entgegnete, wenn er sich nur ernstlich zur Belagerung anschickte, würden ihn seine Vettern, die Herzoge von Celle und Wolfenbüttel, nicht im Stiche lassen. Diese waren aber mit dem Umsichgreifen Georgs durchaus nicht einverstanden, teils, weil sie sich dem Kaiser gegenüber nicht kompromittieren wollten, andrerseits auch, weil sie merkten, daß es ihrem kriegerischen Verwandten nur auf die eigene Vergrößerung ankam. Besonders Friedrich Ulrich war böse, weil Georg verlangte, daß die von ihm, Friedrich Ulrich, geworbenen Truppen sich mit seinen vereinigten, indem nach dem mit Schweden abgeschlossenen Vertrage er, Georg, die Verfügung über alle in Niedersachsen stehenden Heeresteile hätte; ferner, weil Georg Auflagen an Brot, Kleidern und Geld von seinen Untertanen erhob und sich auch sonst Eigenmächtigkeiten erlaubte. Der wolfenbüttelsche Kriegsrat von Mandelsloh, der wegen dieser Geschäfte zwischen Braunschweig und den Quartieren Georgs hin und her reiste, kam auch nach Ohre zu Knyphausen; denn da er von dessen schlechtem Einvernehmen mit dem Herzog zu Lüneburg gehört hatte, hoffte er sich seine Unterstützung verschaffen zu können.

Knyphausen empfing Mandelsloh in einem niedrigen Zimmer, das durch einen umfangreichen Kachelofen erhitzt war, und hörte, in seinen Bierkrug starrend, zu, was der Rat von Herzog Georgs Rücksichtslosigkeit erzählte; wie er sich gebärde, als sei er allein auf der Erde, während er doch nur ein jüngster Sohn ohne Fürstentum und zurzeit fast

ohne Apanage sei. Dann, wie er den neuen hessischen General Melander im Quartier vor Hameln getroffen habe, einen grämlichen, unartigen Mann, der ihn, Mandelsloh, wie ein armes Schreiberlein habe herunterputzen wollen. Da gehe es zu wie im Lager der übermütigen Prätorianer zur Zeit der römischen Kaiser! Er habe seine ganze Dexterität gebrauchen müssen, um zwischen diesen soldatischen Herren das fürstliche Ansehen zu wahren.

Nun, sagte Knyphausen, er sei gewiß mit dem barschen Wesen des Herzogs von Lüneburg nicht einverstanden; aber Herzog Friedrich Ulrich sei auch selbst schuld. Er, Knyphausen, habe sich dermaßen ausgesetzt und verwickelt, um das billige Recht der Herzoge von Celle und Wolfenbüttel Georg gegenüber zu schützen, habe auch manches erreicht, und es wäre gewiß noch ganz anders über das Cellische und Wolfenbüttelsche hergegangen, wenn er sich nicht dawider gesetzt hätte; aber er habe bis dato noch keine Belohnung von ihnen gesehen. Wenn sie so fortführen, würden sie sich bald die treuen Freunde verscherzt haben. Er habe nur 2000 Reichstaler vom Herzog von Celle verlangt, die er notwendig brauche, der habe sie ihm abgeschlagen; nun sei er es müde, sich umsonst Widerwärtigkeiten aufzuladen.

Mandelsloh suchte den Herzog damit zu entschuldigen, daß allerorten Mangel sei; Knyphausen solle den unsäglichen Schaden bedenken, den der Krieg verursacht habe, man könne nicht alle Löcher auf einmal stopfen.

Auf das Notwendige, sagte Knyphausen, müsse aber doch gedacht werden. Er lasse jetzt den Herzog von Celle fahren. Der Herzog von Wolfenbüttel, Friedrich Ulrich, sei hoch in seiner Schuld, er habe es noch nicht aufgegeben, seine Gebühr von ihm zu erlangen, und wenn der Herzog ihn befriedige, so solle er sehen, daß seine Sachen in guten Händen lägen.

Wieso denn der Herzog Knyphausens Schuldner sei? erkundigte sich Mandelsloh.

Ach, sagte Knyphausen, Mandelsloh solle nicht den Einfältigen spielen. Er habe vor Jahren dem jüngeren Bruder des Herzogs, weiland Herzog Christian, 20000 Reichstaler geliehen, welche Schuld der auf Friedrich Ulrich übertragen habe; das stehe noch immer aus, er habe bisher Geduld gehabt, brauche es aber jetzt hochnötig und wolle davon abhängig machen, wie er sich inskünftig gegen den Herzog verhalte.

Ach Gott, rief Mandelsloh aus, es sei ja Knyphausen bekannt, daß Wolfenbüttel noch in den Händen der Kaiserlichen sei, und wie unfürstlich Friedrich Ulrich zu Braunschweig sein eigenes Geld verzehren müsse. Das liebe Geld sei ja zurzeit rarer als Diamanten. Auch sei es immerhin eine im Nebel schwebende Sache mit der Christianischen Schuld.

Dagegen verwahrte sich Knyphausen, die Schuld sei sonnenklar, verbrieft und versiegelt, er könne alles nachweisen. Übrigens wolle er sich nicht auf Geld steifen, der Herzog könne es ihm auf ein Gütlein anweisen, etwa auf das Amt Syke; es trage nicht viel, grenze aber an das Amt Meppen, das Oxenstierna ihm als Rekompens versprochen habe, so sei es ihm bequem, und wolle er damit vorliebnehmen.

Und was denn Knyphausen Handgreifliches für den Herzog tun wolle? fragte Mandelsloh.

Des Herzogs Recht bei Georg und bei Oxenstierna vertreten, sagte Knyphausen; Oxenstierna höre mehr auf ihn als auf Herzog Georg, ja, Oxenstierna sei bereits sehr unzufrieden mit dem Herzog.

Das sei doch aber nichts Gewisses, worauf er die Hand legen könnte, meinte Mandelsloh.

So wolle er denn Mandelsloh seinen Sinn rund heraus sagen, war Knyphausens Antwort. Es sei unzweifelhaft, daß Georg die Festung Hameln für sich einnehmen wolle, die doch Friedrich Ulrich zustehe, und auf die er auch wegen ihrer Wichtigkeit nicht verzichten könne. Wenn es nicht zu verhindern wäre, daß Georg Hameln erstürme, müsse es wenigstens mit wolfenbüttelschen Truppen besetzt werden. Das würde zwar Mühe kosten, er werde es aber durchsetzen. Wahrscheinlich sei es aber, daß es gar nicht dazu käme, denn Oxenstierna beabsichtige, den Herzog im Reich zu verwenden und, wie er Mandelsloh im engsten Vertrauen mitteilen wolle, ihm, Knyphausen, den Oberbefehl über die niedersächsische Armee zu geben. Dann sei Herzog Friedrich Ulrichs Sache im Trocknen.

Mandelsloh kratzte sich hinter den Ohren, trank ein Schlückchen und schob den Bierkrug wieder zurück. Das sei wohl schön und tröstlich, sagte er; aber bei alledem habe der Herzog doch keine Sicherheit, die ihm Knyphausens gute Dienste verbürgte?

Das gehe ihm nicht ein. Was Mandelsloh damit meine? sagte Knyphausen. Er fing langsam zu sprechen an, wurde aber schnell hitziger. Ob etwa eines ehrlichen Ritters Wort nicht mehr genüge? Es habe ganz anderen Potentaten angestanden als Friedrich Ulrich sei. Ob Mandelsloh eine bessere Bürgschaft wisse als sein Ehrenwort? Plötzlich sprang er auf und ging mit gezogenem Säbel auf Mandelsloh los: Der Herr solle ihm die Antwort nur gleich mit dem Schwerte geben.

Mandelsloh blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen und schüttelte mißbilligend den Kopf. „So kommen wir nicht weiter,“ sagte er, „und es können auch solche Eruptionen des Herrn Feldmarschalls Gesundheit nicht zuträglich sein.“

„Das ist wahr," erwiderte Knyphausen, indem er den Säbel einsteckte, „man setzt Gesundheit und Verstand bei diesem Leben zu. Die Hitze hier im Zimmer ist mir zu Kopfe gestiegen."

„Ja," sagte Mandelsloh, „der Wind bläst aus Westen, und die Erde gibt einen fruchtbaren Geruch von sich. Das kommt dem Herzog von Lüneburg bei seiner Belagerung zugute."

Nun, schloß Knyphausen, Mandelsloh solle seinem Herrn klarmachen, daß die 20000 Taler bei ihm, Knyphausen, wohl angewandt wären. Das Beste würde sein, wenn Herzog Friedrich Ulrich selbst ins Lager käme, sie könnten dann gemeinsam mit desto besserem Nachdruck vorgehen.

Als die beiden Herren aus dem Hause traten und sich die weiche, unruhige Frühlingsluft um die heißen Köpfe wehen ließen, erregte ein heranrollender Wagen ihre Aufmerksamkeit. Vielleicht eine Botschaft von Herzog Georg oder gar von Oxenstierna, meinte Knyphausen, und es kam Mandelsloh vor, als ob der Ritter ihn eilig loszuwerden suchte. Indem er behutsam über den schlammigen Boden stapfte, warf er einen Blick in die Kutsche und glaubte ein wohlbekanntes Gesicht zu sehen; jedenfalls beschloß er in der Nähe zu bleiben, bis er sich über den neuen Gast Gewißheit verschafft hätte. Mit geringem Aufwand brachte er so viel heraus, daß der Ankömmling der ehemalige wolfenbüttelsche Rat Rauschenberg war, der im Dänischen Kriege seinen Herrn an Wallenstein verraten hatte, und daß Knyphausen wegen der vermeintlichen Schuld Herzog Christians mit ihm verhandelte.

Friedrich Ulrich nahm den Bericht seines Kriegsrates zunächst sehr unwillig auf. Nun und nimmermehr wolle er Knyphausen die 20000 Taler geben, sagte er. Knyp-

hausen sei es ja gewesen, der seinen armen Bruder Christian zum Bösen verführt und dadurch alles Unglück angestiftet hätte, und nun solle er ihn noch dafür belohnen? Davon zu schweigen, ob er überhaupt ein Recht darauf hätte.

Nach Recht und Unrecht pflegten die Kriegsleute selten zu fragen, meinte Mandelsloh bedenklich. Auch sei jetzt der Erzschelm, der Rauschenberg, bei ihm, der habe sich nicht gescheut, Friedrich Ulrich an Wallenstein zu verraten, werde jetzt das Judasgeschäft weiter treiben. Schließlich könne leicht an der Christianischen Schuld etwas Wahres sein, und davon sei er überzeugt, daß Knyphausen es sonst redlich mit ihnen meine. Mit Herzog Georg und der Cellischen Linie sei er ganz überquer, wenn Friedrich Ulrich ihm den Beutel ordentlich füllte, würden sie einen nützlichen Beförderer an ihm haben. Knyphausen habe sogar den Wunsch ausgesprochen, daß Friedrich Ulrich persönlich ins Lager käme, was er, Mandelsloh, aber widerriete.

Warum denn das? fragte Friedrich Ulrich. Er könne sich nicht denken, was Mandelsloh dagegen haben sollte. Es sei doch ein altes wahres Sprichwort, daß eine Armee am meisten ausrichte, wenn der Fürst sie selbst anführe.

Nun ja, sagte Mandelsloh, aber mit dem Kriegswesen laufe es heutzutage wunderlich, eins, zwei, drei habe man eine Schlappe weg, dann falle der Schimpf auf den Fürsten anstatt auf den Feldhauptmann.

Mandelsloh wolle doch nicht etwa andeuten, fragte Friedrich Ulrich mißtrauisch, daß es ihm an Tapferkeit oder sonst Feldherrngaben mangle?

Das wolle er beileibe nicht, versicherte Mandelsloh, erinnerte aber daran, wie empfindlich es etwa der Kaiser aufnehmen könnte, womit sich Friedrich Ulrich einstweilen beschwichtigen ließ. Hinsichtlich der Christianischen Schuld

machten sie aus, daß der Herzog dieselbe nicht anerkennen, aber Knyphausen die 20000 Taler als Belohnung versprechen und das Amt Syke pfandweise dafür einräumen sollte, wenn Knyphausen zuwege brächte, daß Hameln, falls Herzog Georg es eroberte, nicht in seinem, sondern in Friedrich Ulrichs Namen besetzt würde.

Vergesse der Herr Oberst nicht, daß er zu seinem General und einem deutschen Reichsfürsten spricht," sagte Herzog Bernhard zum Obersten Pfuel; „sonst zwingt er mich, anstatt der Hand des Kameraden, das Schwert des Herrn gegen ihn zu gebrauchen."

Der Oberst sah dem Erzürnten dreist in die Augen und sagte: „Ich vertraue auf meines Generals und eines tugendhaften Fürsten Gerechtigkeit. Wir kämpfen alle nicht umsonst, auch der Heilige rechnet auf einen Platz an Gottes Seite."

„Ich rede nicht von der Sache," sagte Bernhard; „aber den drohenden Ton sollt ihr mäßigen."

Stände Bernhard ihnen in der Sache bei, antwortete Pfuel, so wollten sie den Ton gern umstimmen; es sei in der Natur, daß man laut riefe, wenn man leise nicht gehört würde.

Er habe gehört, sagte Bernhard, und sich sehr verwundert, daß sie ihre Klagen in diesem Augenblick vorbrächten. Wenn Gelegenheit zu einer großen Aktion wäre, müsse ein rechter Offizier Essen, Trinken und Schlafen, ja das Atmen darüber vergessen; leben könne man wieder, wenn die Gelegenheit genützt sei. Wenn sie den Aldringen jetzt geworfen hätten, wäre Bayern ihnen offen gewesen. Er selbst gebe ihnen das Beispiel. Pfuel wisse wohl, was für große Projekte er wegen Regensburg gehabt hätte: er habe sie

fahren lassen, um im Verein mit dem Feldmarschall Horn Schwaben zu schirmen. Davon, daß er auch vieles, und mehr als die Obersten, vom schwedischen Kanzler zu fordern hätte, wolle er nicht reden.

Und warum er nicht davon redete? fragte Pfuel. Nun, Bernhard sei ein großer Herr und Fürst und komme wohl immer noch zu dem Seinigen; sie, als arme Obersten und Privatleute, müßten sich beizeiten umtun. Je höher der Schuldner stehe, desto unsicherer sei er. Manch ein großer Kaufherr sei um des Kaisers willen zum Bettler geworden.

Herzog Bernhard stand still, bückte sich nach einem Löwenzahn, der am Wege blühte, starrte in den rötlichgelben Strahlenkelch und ließ die Blume wieder fallen.

Geld sei ja jetzt vorhanden, fuhr Pfuel fort, der französische Gesandte streue mit vollen Händen in Heilbronn aus; aber bis an die Donau fliege der goldene Samen nicht. Ja, wer habe denn eigentlich das Hauptverdienst um die großen, wundervollen Eroberungen, die gemacht worden wären? Etwa die schwedischen Edelleute, die Räte und Schreiber, die sich jetzt in Heilbronn gütlich täten und mit goldenen Ketten prunkten? Da müßte die Sonne vom Himmel stürzen, wenn es so auf Erden zuginge, daß die Müßiggänger gemästet würden, und die, welche Schweiß und Blut verackerten, leer ausgingen!

Er habe bereits erwidert, daß er ihre Sache führen wolle, sagte Herzog Bernhard; ob sie bei ihm nicht in guten Händen wäre?

Das wohl, versicherte Pfuel, sie vertrauten gänzlich auf ihn; aber sie unterständen sich, ihn zu erinnern, daß er den Augenblick am Schopfe fassen müsse. Jetzt habe Moses mit dem Stab an den Felsen geschlagen, jetzt müsse ein jeder sein Schälchen unter die Quelle halten.

Gut, sagte Bernhard, er wolle mit Horn reden und verbürge sich dafür, daß ihre Forderungen dem Kanzler eingereicht und von ihm unterstützt werden würden; dagegen solle Pfuel versprechen, die Armee zur Ruhe und zum Gehorsam zurückzubringen.

Lieber hätte Bernhard die Unterredung mit Horn hinausgeschoben; allein er war gewöhnt, sich der drückendsten Aufgaben am schnellsten zu entledigen und suchte den ungeliebten Mitfeldherrn sofort auf. Horn hörte Bernhards Vorschlag, sie wollten die Forderungen der Obersten bei Oxenstierna vertreten, mißbilligend an; es wundere ihn und sei noch nie erlebt, sagte er, daß ein Feldherr sich meuternder Soldaten annähme, die von Rechts wegen an den Galgen gehörten.

Bernhard rügte den scharfen Ausdruck: wenn es Meuterer wären, würde er nicht für sie eintreten. Sie suchten ihr Recht, und das stehe freien Männern zu.

Jetzt gelte kein anderes Recht für sie als das Soldatenrecht, sagte Horn. Wohin käme man, wenn Soldaten wegen ausstehender Forderungen den Dienst verweigern dürften?

Würden berechtigte Forderungen dauernd übersehen, so verliere man den Kredit, entgegnete Bernhard, und werde zuletzt niemand mehr für einen arbeiten. Horn solle sich einmal von der Stimmung überzeugen, die unter den Soldaten herrsche.

Auf den Befehl des Obersten Pfuel kamen die Unteroffiziere seines Regiments, das vor Neuburg lag, in sein Quartier, wo auch Bernhard von Weimar und Horn sich eingefunden hatten. Er habe im Sinn, am folgenden Tage etwas gegen Eichstätt zu tentieren, sagte Pfuel zu den Unteroffizieren; vor Sonnenaufgang müsse aufgebrochen werden.

Nach einer Pause erwiderte einer der Unteroffiziere, das

sei unmöglich; wenn er den Befehl ausgäbe, würde offener Widerstand ausbrechen. Sie wollten wohl ihr Leben in der Schlacht wagen, nicht aber sich von einer wütenden Soldateska erwürgen lassen.

Pfuel zuckte die Achseln und sagte gegen Bernhard gewendet, er habe es vorausgesagt, mit Gewalt sei den erbosten Leuten nicht mehr beizukommen.

Davon wolle er sich mit eigenen Augen überzeugen, sagte Horn, dessen blasses Gesicht ungeduldiger Zorn rötete. Die Herren möchten ihn ins Lager führen.

In verhaltener Erregung ritten sie schweigend aus dem Tor heraus, wo die Lagerstatt sich weithin erstreckte. Das Trompetenzeichen, das die Truppen zusammenblasen sollte, schien niemand zu hören; erst nach geraumer Zeit, als Oberst Pfuel im Begriff war, es wiederholen zu lassen, erhoben sich die Soldaten langsam von ihren Plätzen. Sie hatten schon gespeist, denn es war Abend, aber die Sonne noch nicht untergegangen, und sie würfelten mit Kameraden oder spielten mit ihren Kindern; gemächlich schlenderten sie herbei wie Neugierige, die gelegentlich sehen wollen, was es gibt. Oberst Pfuel sah es mit Genugtuung, aber fast wider Willen empörte ihn der Anblick der übermütigen Untergebenen, die seine Anwesenheit kaum beachteten, geschweige denn, daß sie ihnen Unterwürfigkeit einflößte. „Kennt ihr euren Obersten nicht?" schrie er die nächsten an. „Bin ich unter Bauernrüpel geraten?"

Die Männer redeten eine Weile untereinander, dann trat einer vor und sagte, der Herr Oberst wisse ihre Meinung: sie täten keinen Dienst, bevor sie nicht den rückständigen Sold erhalten hätten.

Horn war kaum imstande, seine Entrüstung zu bemeistern: Pfuel, der Oberst, und Bernhard, der General, sahen der

meuterischen Aufführung dieser Kerle zu, ohne sich zu rühren, als gehe es sie nichts an. Würden sich gemeine Soldaten mit solcher Frechheit hervorwagen, wenn sie sich nicht vor Strafe sicher wüßten? Bewies ihr Benehmen nicht, daß eine Verschwörung zwischen ihnen und den Häuptern bestand, die gegen ihn und seinen Schwiegervater, den Kanzler, gerichtet war? Unwillkürlich griff er nach dem Degen und machte eine Bewegung, als wolle er vom Pferde springen und sich mitten unter die Trotzigen werfen, um sie Gehorsam zu lehren.

Inzwischen hatte sich die ganze Mannschaft versammelt und stand in einem massigen Haufen zusammengedrängt gespannt erwartend da. Sie kamen Horn vor wie ein einziges gigantisches Tier, das, scheinbar bewegungslos, die ganze Kraft sprungbereit macht, während es das Ziel mit den Augen an sich reißt. Nur wenige von ihnen hatten Waffen; aber sie bedurften ihrer so wenig wie ein Rudel Wölfe: mit Fäusten und Zähnen hätten sie ihn in einer Minute in Stücke gerissen. Ein Grauen vor dieser Bestie, die man sich zog, um einen Gegner zu erlegen, und die sich unversehens auf den eigenen Herrn werfen konnte, überlief ihn. Wie ekelte ihn vor diesem Kriege und vor denen, die den Blutdurst der Bestie entfesselten, um sich zu bereichern.

Das hatten sie erreicht, daß er seine Ohnmacht einsah und sich trotz seines Widerwillens entschloß, nach Heilbronn zu reisen und seinem Schwiegervater die Forderungen der Obersten vorzulegen, während Bernhard mit der einstweilen beruhigten Armee kleine Streifzüge in der Umgegend ausführte. Oxenstierna erledigte die Angelegenheit dadurch, daß er anstatt Geld diejenigen Güter auszuteilen versprach, mit denen der verstorbene König namentlich während seines

Aufenthaltes in Würzburg verdiente Offiziere reichlich beschenkt hatte; der Wert der zu vergebenden Länder wurde auf vier bis fünf Millionen Taler geschätzt.

Es war Mitte Mai, als Horn mit dieser Nachricht zurückkehrte. Wie wenn die Stürme, die den Frühling bringen, sich legen, und die erschütterte Erde sich sammelt, bevor sie blüht, wurde der Aufruhr in Bernhards Brust plötzlich still, und er empfand nichts als ein unbestimmtes, feierliches Vergnügen. Ohne zunächst sich zu äußern, warf er sich auf sein Pferd und ließ es traben; bald rascher, bald langsamer trug es ihn einen schmalen Weg an der Altmühl hin, eine Anhöhe hinauf, wo er in der letzten Woche mehrmals gewesen war, um einen Überblick über die Umgegend zu gewinnen. Dort stieg er ab und legte sich ins Gras, um sich dessen was war und was er wollte bewußt zu werden.

Dies war der Augenblick: der Schatz blühte, er mußte ihn ergreifen ohne Furcht vor Tod und Hölle. Daß Oxenstierna nachgegeben hatte, bewies seine Schwäche; er tat widerwillig, was er mußte, und ebenso würde er seine, Bernhards, Forderungen bewilligen. Hatte er einmal Schenkungen des verstorbenen Königs anerkannt, so konnte er auch ihm das Herzogtum Franken, das Gustav Adolf ihm versprochen hatte, nicht vorenthalten: das Recht und die Not wanden es ihm miteinander aus den geizigen Fingern. War es möglich? Er war nicht der waghalsige Beutejäger mehr, der abenteuernde Heerführer, der gewissenlose Söldner; er war regierender Fürst, ein mächtiger Stand des Reichs, Herzog von Franken. Er reihte sich den Häuptern an, die die Kaiserkrone trugen zu jener Zeit, wo die Kaiser des heiligen Reichs Imperatoren der Welt waren. Was nur Schimäre für einen Schweden sein konnte, wenn es auch ein Gustav war, er besaß es in Wirklichkeit: die An-

wartschaft auf eine neue Krone im neuen Reich deutscher Nation reines deutschen Glaubens. Bis das verwirklicht werden konnte, mußte er sich mit dem Schwert durch Dornen hauen, aber das schreckte ihn nicht; was sein Lehrer ihm, dem Knaben, als Motto in seinen Plutarch geschrieben hatte: per ignes et enses, das hatte er sich ins Herz gegraben, und es hatte sich unvertilgbar hineingewachsen. Er hörte es klirren und sausen, es schmetterte wie ein Marsch vor ihm her: durch Flammen und Schwerter; es würde ihn über den tiefsten Abgrund tragen.

Indem er sich umblickte, sah er sich umschlungen von den Reigen und Chören der nahen und fernen und ferneren, weit hinten im bläulichen Horizont verschwimmenden Hügellinien; still lag er wie mitten im Kelch einer groß aufgerollten, ihre Vollendung feiernden Blume. Es mochte das letztemal vor den Kämpfen sein, die nun beginnen mußten. Das nächste würde vielleicht das allerschwerste sein: das häßliche, kleinliche Streiten mit Oxenstierna. Dieser würde Ausflüchte suchen; er würde sagen, daß er, solange der Krieg währte, wichtige Punkte wie Würzburg und Bamberg nicht aus der Hand geben dürfte; er, Bernhard, würde die Gemeinsamkeit der Interessen betonen und auf die Schenkungen weisen, die schwedische Offiziere erhalten hatten, namentlich Oxenstiernas Schwiegersohn Horn. Um sicher zu gehen, würde er die alleinige Direktion des Bundesheeres fordern, wie Gustav Adolf sie gehabt hatte; die würde der Kanzler ihm nie gewähren wollen und würde froh sein, den Verzicht darauf mit einem Herzogtum zu erkaufen. Er, Bernhard, wäre lieber Generalissimus als Herzog von Franken geworden; denn war er Herr des Heeres, so glaubte er zugleich Herr des Krieges, Herr im Reiche zu sein. Es wäre der geradere, kürzere Weg. Als Generalissimus

wäre er unabhängig, als Herzog von Franken wurde er gebunden.

Langsam verschattete sich sein frohes Gemüt unter diesem Gedanken. Dieser Schlinge konnte er sich nicht entziehen: begehrte und nahm er das Land als ihm vom König erteiltes Geschenk, so wurde er Vasall der schwedischen Krone. Er hatte oft lange darüber gegrübelt und mit seinem Lehrer Hortleder, der in den staatsrechtlichen Fragen bewandert war, darüber gesprochen, es war ihm nie so bitter erschienen wie in dieser Stunde, die eben noch so leicht gewesen war. Hätte der König gelebt, so hätte er sich wenigstens vor einem Höheren beugen müssen, nicht vor einem Edelmann; andrerseits, hätte der König gelebt, wieviel schwerer und gefährlicher wäre die Lehenschaft für ihn gewesen! Von dem königlichen Kind Christine drüben in Schweden hatte er nichts zu besorgen; der schwedische Graf stand zu tief unter ihm, als daß er ihn ernstlich gefürchtet hätte.

Dennoch blieb es eine Demütigung, ein Wagnis, ein Frevel, eine Qual; niemand, auch nicht Gott, konnte es ihm schneidender sagen, als er selbst es sich sagte. Was hätte er geantwortet, wenn eine Stimme vom Himmel ihn angerufen hätte: Luzifer! Rebell!

Sein Herz schlug laut, und unwillkürlich lauschte er in die leise hauchende Stille. Gott rief ihn nicht; und hätte ers getan, er, Bernhard, hätte doch Rede gestanden. Gab es denn einen anderen Weg, Vaterland und Glauben zu retten? Diese Zweifel gehörten mit zu der ihm auferlegten Prüfung. Die Ritter, die auszogen, um Verzauberte zu erlösen, hatten nicht nur ritterliche Kämpfe auszufechten: Drachen, Fratzen, Unholde und Würmer versperrten ihren Weg und gaukelten ihnen die Hölle vor. Nicht das war das Schwerste, dem Tode zu trotzen, sondern Verhaßtes und

Niedriges zu tun. Herkules hatte den Stall vom Unrat gereinigt, er war des unwürdigen Mannes und des Weibes Knecht gewesen, bevor das Feuer ihn zum Gott verklärte.

Der Herzog stand auf und atmete tief. Wenn er es nicht vermöchte, was er sich vorgesetzt hatte, dann wäre er schuldig; aber er war der Mann, es hinauszuführen, er, keiner außer ihm. Sie alle suchten den Genuß, sei es den Rausch oder die Liebe, den Ruhm, die Bequemlichkeit; er opferte alles der heiligen Sache. Die Flamme, die in ihm brannte, verzehrte den unreinen Stoff, mochte sie immerhin zuletzt ihn selbst verzehren.

Indem er sein Pferd lockte und an den großen König dachte, dem es gehört und den es zum Grabe getragen hatte, tauchte flüchtig die Sorge um seine Gesundheit in ihm auf. Seinen Körper hätte er kräftiger wünschen mögen; es kam ihm vor, als ob die Bäder, die er auf den Rat der Ärzte gebraucht hatte, ohne bessernde Wirkung geblieben wären. Er tröstete sich damit, daß sein Wille diese Schwäche ersetzen würde; er hatte es noch immer möglich gemacht, zu tun, als sei ihm wohl, wenn er sich krank fühlte.

Heimreitend sah er von der kürzlich erstürmten Willibaldsburg, die wie ein heidnischer Opferblock dalag, weiße Rauchringe in die kosende Luft schweben. So, dachte er, würde er einst, wenn sein Werk getan wäre, zu Gott auferstehen, nicht mehr ein Fürst, nicht mehr ein Sklave, sondern eines Helden Seele, gottgeworden, frei.

Am Morgen des 15. Mai verließ Wallenstein Prag, um sich zur Armee nach Schlesien zu begeben. Sein junger Vetter Max, der ihm zum bevorstehenden Feldzuge Glück wünschen wollte, stieg mit ihm in die Sänfte, um ihm ein Stück Wegs das Geleite zu geben. Der Fürst sehe ja

wieder wohl und gesund aus, begann der junge Graf, indem er einen schnellen Blick auf das fahle Gesicht an seiner Seite warf. Er sei soweit zufrieden, gab Wallenstein zur Antwort, fühle sich nicht eben als ein Sterbender.

Das sei vortrefflich, fuhr Max fort; in Wien erwarte man herkulische Taten von ihm.

So, so, sagte Wallenstein spöttisch. Nun, der Löwe sei bereits erwürgt, jetzt würde er gern einen gewissen Stall ausmisten.

Der junge Graf lachte ein wenig verlegen, da er nicht recht wußte, wie er die Anspielung auffassen sollte. Ob der Vetter ins Reich zu ziehen gedenke? fragte er nach einer Pause.

Einstweilen habe er vor, in den österreichischen Erblanden zu bleiben, antwortete Wallenstein. Sie sähen in Österreich immer nur des Kriegsgottes Faust voll Beute; wenn sie nicht auch einmal seinen eisernen Fuß spürten, würden sie nie Frieden machen.

Er besorge nur, sagte Graf Max, daß sein Vetter sich dadurch Feinde mache. In Wien sei ein Zetergeschrei wegen der Kriegskontribution gewesen, sogar Eggenberg nehme es empfindlich auf, daß er zahlen müsse, und solle Tränen vergossen haben.

Wallenstein lachte halblaut. „Tränen sind ja kein Scheidewasser", sagte er, „und machen die Münzen nicht schlechter."

Beim Kloster Strahow ließ Wallenstein halten und stieg aus, um mit dem Abte über Pappenheims Beisetzung zu verhandeln.

Es wurde ihm im Garten ein Frühstück vorgesetzt, wovon er nichts anrührte; aber die starke Wärme schien ihm wohlzutun. Flieder und Rotdorn blühten in Fülle in den großen Gärten, die sich vom Kloster, von der Burg und von anderen

Palästen gegen die Moldau hinuntersenkten; von oben sah es aus, als quöllen aus der Erde Ströme und Springbrunnen von Blüten, deren rosige Brandung an den Mauern emporschäumte, verführerische Arme, die das Menschenwerk in das dunkle Element hinunterziehen wollten. Wallensteins Augen wendeten sich gleichgültig von dem ihn umrauschenden Frühlingsgewoge ab und musterten den strahlenden Himmel, dessen Bläue nur am Horizonte hie und da ein leichter weißer Flaum trübte, indem er an das Glück dachte, das ihm Seni aus diesem schönen Tage prophezeit hatte. Der Abt folgte seinem Blick und sagte lächelnd, Gott habe gleichsam einen Triumphbogen errichtet, durch den der General als ein Eroberer auf die Kriegsbühne ziehe. Prag freilich bleibe verwaist zurück und müsse billigerweise ein Trauerkleid anlegen.

Es sei ja nicht auf lange, sagte Wallenstein, und bei seiner Rückkehr gedenke er ein Friedensölzweiglein mitzubringen.

Als der Zug gegen Abend in Brandeis ankam, war die Sonne hinter Wolken verschwunden, die sich düster vom schwefliggelben Himmel abhoben. Beim Aussteigen bemerkte Wallenstein die veränderte Witterung und sah sich prüfend um: die Eichbäume, die auf den Hügeln und am Fluß entlang wuchsen, standen so still, als habe ein plötzliches Grauen sie gelähmt, und ihre erstarrten Blätter glühten geheimnisvoll wie das Grün eines Waldteiches. Es könnte ein Wetter geben, sagte der Verwalter des Schlosses, wo Wallenstein abstieg; nun, der Fürst sei unter Dach, so habe es nichts auf sich. Er überreichte dem General einen für ihn abgegebenen Brief; aber Wallenstein war von der Reise so erschöpft, daß er, ohne ihn zu lesen, sich zu Bette bringen ließ und sogleich einschlief. Kurz vor Mitternacht weckte

ihn der Wind, der das Haus erschütterte. Er läutete einem Kammerdiener und ließ den Astrologen Seni rufen, der gleich darauf erschrocken, eine brennende Kerze in der Hand, in einem schnell übergeworfenen Mantel auf Filzschuhen hereinschlürfte. Er habe ihm am Morgen den wolkenlosen Himmel als einen Triumph ausgelegt, rief Wallenstein ihm entgegen; ob dies Donnerwetter einen Umsturz seines Glücks zu bedeuten habe?

Der Wind vertreibe es vielleicht noch, sagte Seni; aber wie dem auch sei, was der Himmel einmal prophezeit habe, könne nicht rückgängig gemacht werden; er wolle sich nun die neue Konfiguration betrachten. Wie er sich bemühte, das Fenster zu öffnen, gegen das der Sturm sich stemmte, warnte ihn der Herzog, nicht mit dem in seiner linken Hand zitternden Licht den Vorhang zu entzünden, worauf er die Kerze auf einen Tisch abstellte und es von neuem versuchte. Plötzlich fuhr er zurück, da ein erster Blitz fiel, dem nach kurzer Pause ein noch verhaltenes Donnern folgte. Bald danach kam der Kammerdiener und sagte, es werde ein sehr böses Gewitter geben, die Blitze stießen senkrecht vom Himmel in die Erde, das sei ein gewisses Zeichen. Der Herzog möge ihm doch gestatten, das Licht zu löschen, es sei ein bewährter Glaube, daß kein irdisches Licht unter dem Zornfeuer Gottes brennen dürfe.

Er solle es immerhin ausblasen, sagte Wallenstein.

Das Unwetter stürmte heran, und als wenn ein reitendes Heer im Vorüberrasen glühende Lanzen schleuderte, stürzten die Blitze herunter: jäh erschienen die waldigen Hügel, scheinbar mit dem Flusse hingleitend. Der Kammerdiener und Seni beteten auf den Knien, indes Wallenstein die hohlen Augen nach dem wechselweise aufflammenden und erlöschenden Fenster richtete. Als der Regen in plötzlichem Guß

dazwischenrauschte und der Donner nachließ, schickte er den Kammerdiener fort und winkte Seni zu sich ans Bett. „Dies muß eine unerwartete und fürchterliche Katastrophe bedeuten,“ sagte er. Freilich, freilich, erwiderte Seni, aber sie betreffe nicht ihn, sondern seine Feinde. So gewiß morgen die Sonne sauber und glänzend im Osten aufgehen werde, so gewiß werde des Fürsten unverminderte Glorie über dem niedergeschmetterten Feinde prangen.

Über welchem Feinde? wollte Wallenstein fragen; aber er sprach es nicht aus, sondern hieß Seni sich wieder zu Bette legen. Er selbst konnte nach der starken Erregung nicht wieder einschlafen, erinnerte sich des Briefes und öffnete ihn. Nachdem er ihn zweimal gelesen hatte, zerriß er ihn in kleine Fetzen und ließ sie am Lichte verkohlen. Er war vom Grafen Bubna, einem böhmischen Exulanten, der schwedischen Dienst angenommen hatte und dem General meldete, er sei im Auftrage des Grafen Oxenstierna zum Zweck einer persönlichen Unterredung auf dem Wege nach Gitschin.

Wallenstein legte sich in seine Kissen zurück und sann. Dieser Bubna, mit dem er als Knabe die protestantische Schule besucht hatte, war ihm damals nicht unlieb gewesen: er war offen und ehrlich, und obwohl er schweigsam war, verbarg er doch den Kameraden nichts, außer wenn die Pflicht es forderte. Für tiefe und verwickelte Angelegenheiten war er zu einfach und hatte niemals geahnt, was in ihm, dem abseits sich haltenden Mitschüler vorging; aber eben darum war er ihm recht: er konnte sich gerade so weit gegen ihn herauslassen, wie es ihm beliebte, jener würde ihn weder ausholen noch durchschauen können. Noch wußte er selbst nicht, ob und wie weit er sich mit Schweden, wie weit er sich mit den böhmischen Emigranten einlassen wollte. Was hatte dies Häuflein landflüchtiger Böhmen zu

bedeuten? Daß sie zu kurzsichtig und zu engherzig waren, um für sich allein etwas gegen Habsburg auszurichten, das hatte sich 1620 gezeigt; so viel oder so wenig bedeuteten sie wie ein Pfeil, dessen Kraft und Wirkung von dem Schützen abhängt, der ihn abschießt. Ja, von ihm hing es ab, ob des Kaisers Sohn Ferdinand, der scharrende Hahn, der ungeduldig war, den olympischen Adler zu spielen, sich länger auf dem alten böhmischen Throne breitmachen durfte oder ihn räumen müßte. Von ihm hing es ab, ob die Schweden schimpflich aus dem Reiche abziehen müßten oder dablieben, um noch fernerhin den kaiserlichen und bayrischen Übermut zu dämpfen. Das Horoskop fiel ihm ein, das er erst kürzlich dem Thronfolger hatte stellen lassen, und wonach er morsch, natürlichem Absterben verfallen war. Am allerbesten wäre es gewesen, wenn der habsburgische Stamm geräuschlos verfaulte; warum sollte er sich vergebliche Arbeit machen? So einfältig war der Friedländer nicht, sich mächtige Barone zu züchten, die ihn hernach als Hampelmann traktierten. Vielleicht war es eher möglich, den Kaiser, als den böhmischen Adel im Zaume zu halten.

Es war schon Nacht, und im Schlosse von Gitschin herrschte Schweigen, als Bubna zu Wallenstein geführt wurde, der in einen Sessel gebettet saß und sich mit seinem kranken Bein entschuldigte, daß er ihm nicht entgegenging. „Widerwärtigkeiten und Sorgen spannen Postpferde vor den Karren des Alters," setzte er hinzu, als ob er Bubnas Gedanken erriete; denn dieser starrte den General an und wunderte sich, daß er in seinen Zügen nichts von dem Gesicht des schönen, dunkeläugigen Knaben mehr wiederfinden konnte. Jawohl, sagte Bubna schnell, indem er durch sein starkes, buschiges Haar fuhr, er sei auch vor der Zeit ergraut, das begreife sich bei einem armen Vertriebenen. Er

bringe die gute alte Zeit nicht aus dem Sinn. Man habe doch zu Kaiser Rudolfs Zeit, was für ein Lügensack und Maulwurf er auch gewesen wäre, Frieden und Wohlstand in Böhmen gehabt. Er habe dazumal nicht gewußt, was für eine Lust es sei, in den eigenen Wäldern zu jagen, das eigene Korn zu ernten und die Kinder im eigenen Hause spielen zu sehen; nun sei alles verloren, zur Strafe dafür, daß die rechte Einmütigkeit nicht geherrscht habe.

Sie tauschten Erinnerungen aus der Vergangenheit aus, und Wallenstein sagte, die schönen Tage könnten ja wiederkommen, und vielleicht sogar schönere; denn König Rudolf habe als ein Fremder doch das rechte Herz für Böhmen nicht gehabt, abgesehen davon, daß von dem faulen habsburgischen Stamme nun einmal nichts Gutes kommen könnte.

Ja, wenn er, Wallenstein, sich Böhmens annehmen wollte, sagte Bubna lebhaft, dann könnten sie wieder hoffen. Und sie tätens ja auch, warteten nur auf ein entscheidendes Wort von ihm und wären dann bereit, für ihn zu kämpfen.

Wallenstein schwieg eine lange Weile und sagte dann in vertraulichem Tone, viele von den böhmischen Herren hätten ihn früher wohl gehaßt und ihn für einen Treulosen gehalten, der sich aus Ehrgeiz an den Tyrannen hänge und die heimische Freiheit unterdrücken helfe. Man hätte ihm unrecht getan, er wolle sich einmal frei gegen Bubna darüber aussprechen. Sie hätten es dazumal falsch angefangen, indem sie das Schicksal des Vaterlandes auf die Pfalz gesetzt hätten. Er habe das Unglück vorausgesehen und deshalb zum Kaiser gehalten und ihm zum Siege verholfen, wofür er freilich wenig Dank geerntet hätte. Nie hätte er gedacht, daß sich Neid und Habgier so einmischen und sein liebes Böhmen in Grund und Boden ruinieren würden. Seine Feinde rasten, weil seine Güter in Flor ständen, das übrige

Böhmen aber wüst und elend läge; er sei stolz darauf, denn es bewiese nichts anderes, als daß er sein untergebenes Land und Volk gut hielte, der König und seine Kreaturen dagegen das ihrige verderbten.

Er und andere wüßten wohl, sagte Bubna, daß Böhmen in Wallensteins Händen wohl geborgen sein würde.

Wallenstein sah lange gedankenvoll vor sich hin. Ja, sagte er endlich, im Frieden würde er ihrer gedenken und darauf dringen, daß jeder von ihnen wieder zu dem Seinigen käme. Er wollte, daß seine Landsleute sein Andenken segneten, nicht verfluchten.

Frieden? fragte Bubna aufmerksam. Ja, wie er denn den herzwingen wollte? Er glaube schon, daß Wallenstein Wunder tun könnte, aber er möchte es so gern mit dem Verstande begreifen können. Die Eindringlinge würden ihren Raub nicht freiwillig herausgeben, und der Kaiser könne sie nicht zwingen, selbst wenn er wollte; nun würde er es aber nicht wollen, man sähe ja täglich, wie grausam er das evangelische Bekenntnis in seinen Erbländern ausrottete. Es ginge einmal nur auf dem Wege, daß in Böhmen die alte Wahlfreiheit wiederhergestellt würde.

Auf den Kaiser komme nicht so viel an, sagte Wallenstein wegwerfend. Und was seinen Sohn betreffe, so sei der so fürchterlich nicht, wie es den Anschein habe. Es wäre manches darüber zu sagen, er wolle es aber jetzt nicht anrühren. Bubna solle nur ihn, Wallenstein, sorgen lassen, die Hundsfötter und Giftmischer in Wien dürften ihre Nase nicht in seine Küche stecken.

Bubnas Herz war voll froher Unruhe: er hatte nicht erwartet, Wallenstein so zutraulich und willig zu finden; andererseits waren seine Aussagen nicht so klar und bindend, daß er andere, die den Eindruck seines Wesens nicht hatten,

von seiner Aufrichtigkeit hätte überzeugen können. Wie er nach einer Pause forschend zu Wallenstein hinübersah, bemerkte er, daß seine Augen geschlossen waren, wie wenn er schliefe. Bubna betrachtete ihn mit einem unbehaglichen Gefühl: er hatte etwas Grauenvolles und Heiliges um sich wie ein Leichnam. Sollte er versuchen, sich ohne Geräusch davonzuschleichen? Wie konnte er aber abreisen, ohne eine bestimmte Zusage, einen sicheren Grund für die künftigen Handlungen heimzubringen? Wie er sich zweifelnd bewegte, knarrte sein Stuhl, worauf Wallenstein zusammenzuckte und langsam die schweren Lider hob. Bubna entschuldigte sich, daß er so lange geblieben sei, der General bedürfe nach der Reise und bei seiner schweren Tätigkeit augenscheinlich des Schlafes. Schlaf? wiederholte Wallenstein ein wenig scharf. Er habe nicht geschlafen, schliefe überhaupt selten. Nur einen Anfall seiner Schmerzen habe er gehabt, es sei nun aber vorüber.

So wollten sie noch einmal das Besprochene zusammenfassen, sagte Bubna. Wallenstein sei also willens, mit schwedischer Hilfe den alten Stand in Böhmen wiederherzustellen, wolle sich auch der böhmischen Krone nicht entziehen, wenn sie ihm angetragen würde?

Er sei des Kriegs gründlich müde, antwortete Wallenstein. Wenn der Kaiser sich einem billigen Frieden widersetzte, so müsse man ihn zwingen.

Was ihn betreffe, sagte Bubna zögernd, so habe er Wallenstein recht verstanden und getröste sich seiner Zusage. Leider sei aber bei den Schweden nicht allenthalben ein solcher Glaube. Oxenstierna würde, bevor er sich näher einließe, eine Realdemonstration sehen wollen und daß Wallenstein sich öffentlich und gänzlich vom Kaiser lossagte.

So könne nur Unverstand und Bosheit reden! fuhr Wallenstein auf. Ein derartiges Werk wolle sorgfältig vorbereitet sein. Was wohl die Folge wäre, wenn er jetzt plötzlich vom Kaiser abfiele und zu den Schweden überginge, ohne sich vorher der Armee versichert zu haben? Vielleicht sei es auch gar nicht nötig und könne er den Kaiser bewegen, einen Frieden nach seinem Willen anzunehmen. Zuerst müsse man die gütlichen Mittel versuchen, bevor man das Schwert zückte. Einmal aus der Scheide gerissen, würde es unversehens lebendig, spränge hierhin und dorthin, entspränge auch wohl ganz und gar und raste weiter, solange Blut zu vergießen wäre.

Da er Bubnas erstaunten Blick auffing, sagte er einlenkend, was den Schweden auch einfiele zu verlangen, daß er sich ihnen mit gebundenen Händen auslieferte? Müßte doch auch er zu ihnen Vertrauen haben! Ein Gleiches verlange er von ihnen.

Müde und in wunderlichen Gedanken ging Bubna durch den duftenden Schloßgarten zur Stadt hinunter, halb unbewußt einer nahen, laut schlagenden Nachtigall lauschend. Der Diener, der ihn begleitete, berichtete allerlei, was in der Gesindestube gesprochen war: ein Kammerdiener hatte erzählt, wie er einmal des Morgens in des Herzogs Schlafkammer gekommen sei, habe derselbe steif ausgestreckt und wachsgelb wie ein Toter dagelegen, daß ihm vor Schrecken die Knie gezittert hätten. Auf einmal hätten die toten Augen sich bewegt und langsam herumrollend auf ein Fläschchen voll roter Flüssigkeit geblickt, das auf einem Tischlein vor dem Bett gestanden hätte. Er, der Diener, hätte ihm davon gereicht, obwohl er es vor Zittern kaum vermocht hätte, da sei der Fürst wieder zum Leben gekommen. Einige wollten wissen, daß er natürlicherweise

schon längst gestorben sei, und daß der Satan ihm mit diesem Elixier künstlich das Leben friste.

Das sei müßiges Geschwätz, sagte Bubna, es werde eine Arznei wider das Podagra sein.

Es gehe aber die Rede, fuhr der Diener furchtsam und neugierig fort, daß der Fürst immer etwas Scharlachrotes an seinem Leibe habe, weil er die Livree des Teufels tragen müsse.

Unwillkürlich besann sich Bubna: der General war ganz schwarz gekleidet gewesen, nur aus seinen Ärmeln und hohen, weichen Stiefeln hatte er grellrotes Futter hervorlugen sehen. Indessen verschwieg er es und verbot dem Diener, dergleichen weiterzuerzählen, vielmehr solle er für den Herzog beten, der von Gott ausersehen sei, ihres armen böhmischen Vaterlandes Heiland zu werden. Wider seinen Willen überlief es ihn plötzlich, während er auf die von Mondlicht überschwemmten Hügel und Häuser heruntersah, als habe er die ganze Zeit einer wächsernen Figur gegenübergesessen, und durch die gelbe Maske hindurch habe eine dämonische Stimme aus dem Geisterreiche zu ihm gesprochen. Lachend schalt er sich ein altes Weib und schüttelte die Einbildungen von sich; die schwarzen Augen, die zuweilen so böse geblitzt und ihn dann wieder so feierlich und wehmütig angesehen hatten, waren doch die seines einstigen Schulkameraden, und er hatte ihre eindringliche Sprache verstanden. Nicht nur lockte ihn die Krone, sondern seines Vaterlandes Untergang reute ihn, und er wollte es frei und glücklich machen; nur mußte man ihn nicht drängen, sondern ihm blind vertrauen, so war er als Knabe schon gewesen, und so mußte man ihn nehmen, wenn man mit ihm vorwärtskommen wollte.

Am Bette der alten Gräfin Terzka, die auf den Tod lag, saß ein Prädikant und betete den neunzigsten Psalm, der vom Sterben handelt: Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Denn unsere Missetat stellest du vor dich, unsere unerkannte Sünde in das Licht vor deinem Angesicht. „Ich denke," sagte die alte Frau, indem sie sich bemühte deutlich zu sprechen, „daß ich mein Leben lang rüstig für Gott und die Wahrheit gekämpft habe; das Zeugnis könnt Ihr mir ausstellen."

„Wenn ich zu Euer Gnaden Fleisch und Blut spräche," antwortete der Prädikant, „so würde ich sagen: ja, von ganzem Herzen, ich bezeuge es. Da ich aber zu Euer Gnaden Gewissen und unsterblicher Seele rede, sage ich: nein! nein! nein! Und Euer Gräfliche Gnaden weiß, was ich damit meine." „Ja, ich weiß es; aber Ihr habt unrecht damit," rief die Gräfin heftig. Nach einer Pause, während der sie nach Atem rang, befahl sie ihm, ihre Kissen höher zu richten und das Fenster zu öffnen, sie brauche Luft.

Der Prädikant gehorchte und fragte am Fenster stehend, ob die Gräfin wohl das liebliche Gezwitscher der Vögel in den Büschen höre?

Nein, erwiderte sie, das sei nicht mehr für sie. Sie wolle ihm jetzt Antwort geben auf das, was er vorher angedeutet habe. Ja, es sei wahr, sie habe in dem Unglücksjahre das papistische Hütlein aufgesetzt, es sei eine verfluchte Maskerade gewesen, aber keine Todsünde, weil keine böse, sondern eine gute Absicht dabei gewesen sei. Sie habe es nicht aus Furcht vor dem Tode getan oder um Hab und Gut nicht einzubüßen, obwohl es ohne dergleichen Schwachheit, die einmal am Fleische hafte, nicht abgehe; aber die Hauptsache sei gewesen, daß sie die alte Mutter Böhmen

nicht habe lassen wollen. Es sei ja nichts als schlechtes, verräterisches, jesuitisches Pack im Lande geblieben und ins Land gekommen, die der Armen den Strick gedreht und sie hätten erwürgen wollen. Hätten es mehr redliche Protestanten wie sie gemacht, so wären doch Leute da gewesen, ihr beizustehen und die Schelme bei guter Gelegenheit hinauszuwerfen.

Der Prädikant schüttelte den Kopf: das wären Ausflüchte und Beschönigungen, die die schamhafte Seele sich selber webe, um ihre Blöße zu decken. Die armen Exulanten draußen, die in des Königs von Schweden Dienst getreten wären, täten mehr für ihr Vaterland als sie; wenn sie aber auch nichts ausrichteten, so müsse man doch zuerst Gott die Treue halten.

Ja, wenn sie ein Mann gewesen wäre, sagte die Gräfin, so wäre sie auch dem König von Schweden nachgelaufen, das wisse er so gut wie sie. Und was er übrigens gesagt habe, das tauge alles miteinander nicht. Ob sie etwa hier auf Rosen gebettet gewesen wären? Immer von Spionen umschnüffelt und in Gefahr des Lebens! Und wo er, der Prädikant, denn wäre, nämlich am Galgen, wenn sie ihn und viele seinesgleichen nicht versteckt, ernährt und behütet hätte, damit sie das Evangelium predigen könnten!

An seinem Leben sei nichts gelegen, erwiderte der Prädikant, es handle sich jetzt um ihre Seele, die sie durch ihren Abfall befleckt habe. Er wolle aber für sie beten, und sie solle es auch tun, daß Gott ihr die Sünde vergebe.

Nein, rief die Alte zornig, sie sei nicht abgefallen! Sie habe immer den wahren Glauben im Herzen behalten. Den Ferdinand und seine Jesuiten und Klosterschweine habe sie betrogen, das sehe sie aber für erlaubt und sogar verdienstlich an.

Über diesem Wortwechsel kam der alte Graf Terzky mit einem dürftig gekleideten Freunde aus dem Nebenzimmer herein und fragte, ob es seiner Frau besser gehe, weil sie so ungestüm reden könne. Nein, sagte sie schwach aus ihren Kissen heraus, es gehe ihr sehr übel, der Pfaff halte ihr vor, sie habe gesündigt, weil sie papistisch geworden sei, obgleich er es doch besser wissen müsse. Dabei hätte sie es vielleicht nicht einmal getan, wenn er, ihr Mann, sie nicht gedrängt hätte, und ihm sei es freilich um den Kopf und um Hab und Gut bange gewesen.

Je nun, sagte der Graf, die Widerwärtigen hätten genug Blut böhmischen Adels gesoffen, er habe ihnen das seinige nicht noch dazu schenken wollen. Auch täten sie ja nun das Ihrige, um den wahren Glauben wiederherzustellen.

Sie müßten es aber ganz anders anfangen, wenn es erklecken sollte, keuchte die Alte mühsam; mit dem Friedländer wären sie betrogen, der führe sie nur am Narrenseil.

Ach, sie wolle ihm nun einmal nicht trauen, entgegnete er, und es kämen doch von ihrem Sohn Adam die besten Nachrichten, wie er sich täglich mehr mit dem Hofe zerrütte, und daß schon alles ausgemacht sei wegen Böhmen, nur dürfe man es nicht laut sagen.

Das eine sei freilich bedenklich, nahm der Freund das Wort, daß der Wallenstein so viel Rebellengut an sich gebracht hätte. Ob er denn das wieder herausgeben würde?

Nun, sagte Graf Terzky, wenn er erst oben auf dem Dache sei, könne er wohl die Leiter verbrennen.

Der andere rieb sich kichernd die Hände; er für seine Person, meinte er, möchte lieber die Wallensteinischen Güter als die böhmische Krone haben. „Ja," lacht Terzky, „solch

ein schlechtes Edelmännle wie du bist. Aber der Wallenstein will hoch hinaus, dem ist es um die Ehre und den Königsnamen!"

Eine seltsame Ehre, die der Landsverräter und Landsverderber sich bisher erworben habe, höhnte seine Frau.

Nun, sagte der Graf entschuldigend, er habe sie doch immer mit Salvaguardien versehen, um ihnen das Ihrige zu erhalten, während er den Kardinal von Dietrichstein zu Tode geärgert habe mit Einquartierungen und Kontributionen, und selbst der Eggenberg habe den Beutel aufschnüren müssen. Ihrem Sohn Adam habe er für gewiß die Grafschaft Glatz versprochen, wenn es so weit wäre, und der zweifelte gar nicht, daß es bald sei.

Da könne der Adam sich freuen, wenn er Glatz bekäme, sagte der Freund, da wären vorzügliche Forsten.

Und die Hirsche! fügte der alte Terzky hinzu, in ganz Schlesien und Böhmen sei keine solche Hirschjagd. Adam habe im Sinn, vom Grafen Schaffgottsch Schmiedeberg einzutauschen, dann gäbe es ein schönes, rundes Stück Land.

Der Prädikant mischte sich jetzt ein und sagte, es nehme ihn wunder, daß die Herren sich so weit mit dem Friedländer einlassen möchten, einem Abtrünnigen, der nach mancher Leute Dafürhalten im Bündnis mit dem Teufel stehe.

Jedenfalls sei es recht, wenn der Teufel ihn holte, stimmte die Gräfin bei; denn er sei nicht zum Schein und aus Not, sondern mit Haut und Haaren papistisch geworden.

Das bestritt der alte Terzky; Wallenstein gäbe sich überhaupt nicht viel mit der Religion ab und habe erst kürzlich gesagt, man solle doch den Lämmermann, des Kaisers Beichtvater, endlich aufhängen, bevor er zu zäh für die Raben würde. Und in dem Briefe von Kinsky, der heute ein-

getroffen sei, stehe doch auch geschrieben, der Wallenstein traktiere über den Frieden mit den Schweden, und die Hauptparagraphen gingen, die böhmischen Exulanten sollten in den alten Stand gesetzt und die Jesuiten sollten aus Böhmen und dem Reiche gewiesen werden, damit der Friede ewigen Bestand hätte. Er zog einen sorgsam zusammengefalteten Brief aus der Tasche und zeigte ihn: die Schrift sei so blaß, erklärte er, weil er mit heimlicher Tinte geschrieben sei, über dem Feuer würde sie sichtbar. Aus Vorsicht wolle er ihn verbrennen, wenn er ihn noch einmal gelesen hätte, das brauche aber Zeit.

Die alte Frau hatte sich inzwischen die Kissen wieder fortnehmen lassen, weil sie nicht mehr sitzen könne, und lag schwer atmend da. Ihre Tochter, sagte sie mühsam, habe wohl Mut, aber es sei doch nur ein Fünklein, und sie besorge, es werde erlöschen, wenn sie es nicht mehr anblasen könne. Der Kinsky, ihr Tochtermann, sei sonst gut, aber ein Ofenhocker und Träumer; auch sei es ihr zuwider, daß er sich an den Kurfürsten von Sachsen gehängt habe, der sei vom Geschlecht der Fische, könne nichts als in Bier schwimmen und glotzen. Indem sie den Kopf erschöpft auf die Seite legte, sagte sie, auf Erden gäbe es nur Weiber, sie möchte wissen, ob sie im Himmel einen Mann träfe.

Nun, sagte der Graf, sie rede gar jungfräulich, habe doch einen trefflichen Mann und auch Kinder gehabt.

Sie lag eine Weile mit geschlossenen Augen da, dann gab sie ihm die Hand und sagte, ja, er sei ihr ein guter Mann gewesen, sie danke ihm dafür, und er solle ihrer gedenken. Jetzt solle er sie mit dem Geistlichen allein lassen, denn das Ende sei da.

Nachdem der weinende Graf mit seinem Freunde das Zimmer verlassen hatte, sagte die Sterbende, wenn Gott

Gott sei, müsse er in ihr Herz sehen können, und daß es immer recht evangelisch gewesen sei; aber sie wisse wohl, daß das Fleisch sündhaft sei, darum möge der Prädikant für sie beten und ihr die Beichte abnehmen, wie es in der Ordnung sei. Er nahm darauf die Bibel wieder zur Hand, las den Psalm zu Ende und fragte sie, sich über sie neigend, ob sie Feinde habe, und ob sie ihnen vergeben wolle.

„Meine Feinde sind Gottes Feinde," sagte sie, „denen kann ich nicht vergeben."

Der Prädikant besann sich und schlug vor, ob sie nicht sagen wolle, sie für ihre Person vergebe ihnen, das übrige stelle sie Gott anheim.

„Nein," sagte sie, „das will ich nicht sagen. Wenn ich ein Mann und jung wäre, so wollte ich das Blut meiner Feinde vergießen, bis Böhmen gerächt und frei wäre; hernach könnte ich ihnen vergeben."

Er glaube und hoffe, sagte der Prädikant, daß Gott ihr diese unversöhnliche Gesinnung nicht als Sünde anrechnen werde.

Schon verdunkelten sich ihre Augen, und sie tastete mit unsicherer Hand nach einer Kassette, die neben ihrem Bette stand; mit der Hilfe des Prädikanten fand sie, was sie suchte, nämlich das auf Gold gestochene Bildnis des Königs von Schweden, das sie an einem Bande auf der Brust getragen hatte. „In diesem niederträchtigen Jahrhundert", röchelte sie, „hat es nur zwei Männer gegeben, die sind nun hin: der eine war der König, der andere war ich."

Da Frankreich es mit Bayern nicht verderben wollte, hatte Feuquières Auftrag, sich in Sachen der vertriebenen pfalzgräflichen Familie, namentlich im Hinblick auf die

Wiedererlangung der Kur, vorsichtig zu äußern, aber die Zuneigung des Königs für Friedrichs Erben nachdrücklich zu betonen. Dieser Aufgabe sich geschickt zu unterziehen, hatte Feuquières in Berlin häufig Gelegenheit, wo die kurfürstlichen Damen sich sehr für die Zukunft der pfälzischen Verwandten interessierten. Namentlich die Pfalzgräfinwitwe Juliane von Oranien, die sich zu ihrer Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg, zurückgezogen hatte, zog den französischen Gesandten oft in ihre Gesellschaft und sprach von ihrer Liebe für Frankreich, ja, daß sie eigentlich Französin sei. Sie verstehe ja auch die französische Sprache besser als die deutsche, und wenn sie von den Erfolgen des Königs von Frankreich vernehme, so berühre das ihr Herz, als betreffe es sie selbst.

In gleicher Weise, sagte Feuquières, ziehe sein König sich das Schicksal ihres Hauses zu Herzen. Der Anteil, den er am Kriege nehme, gehe von dem Wunsche aus, die alten Besitzverhältnisse und die Freiheit im Reiche wiederherzustellen.

Sie könne für ihre unglücklichen Enkel nichts mehr tun, sagte Juliane; aber sie vererbe ihnen ihre Verwandtschaft mit der Familie des französischen Königs, und das sei mehr wert als Gold. Der König möge seinerseits nicht vergessen, daß in den Adern der vertriebenen Waisen Bourbonenblut fließe.

Feuquières versicherte, daß sie stets in Frankreich eine Zuflucht finden würden, und daß sein König sich mit Stolz der Verwandtschaft mit einer so erhabenen Fürstin, wie die Kurfürstin Juliane, bewußt sei. Sich der Vergangenheit erinnernd erzählte Juliane, wie Heinrich IV., der Vater des regierenden Königs, ihr besondere Gunst zugewendet und ihr bei ihrer Vermählung 100000 Gulden als Mitgift ge-

schenkt hätte, wovon ihr 50000 sofort ausgezahlt worden wären. Auf mehrfaches Anhalten wären später noch 25000 nachgeliefert worden.

Der König, sagte Feuquières, werde es ihm ohne Zweifel Dank wissen, wenn er ihn daran erinnerte, daß diese Ehrenschuld noch nicht gänzlich getilgt sei.

Nein, nein, fiel ihm Juliane ins Wort, von einer Schuld solle nicht die Rede sein. Sie sei dem Könige für seine großmütige hilfreiche Gesinnung zu dankbar, als daß sie ihn an eine Schuld mahnen möchte. Wolle der König ihr aber die 25000 Gulden als Geschenk geben, so werde sie nie aufhören, ihm dafür erkenntlich zu sein. Daß sie des Geldes für ihre armen vertriebenen Enkel bedürfe, könne Feuquières sich vorstellen.

Er werde nicht unterlassen, dem Könige davon zu schreiben, erwiderte Feuquières; denn er kenne des Königs Herz gut genug, um zu wissen, daß ihn nichts mehr beglücken könnte als eine Gelegenheit, ihr zu dienen.

In einem Dorfwirtshaus in der Umgegend von Breslau befand sich der alte Graf Mathes Thurn und entzifferte mit Hilfe eines Sekretärs ein Schreiben aus dem kursächsischen Hauptquartier, das er soeben erhalten hatte. „Erstens," so las der Sekretär, „ob Ihre Gnaden der Herr Graf Thurn die Avisation, wann man aufbrechen sollte, vom Herrn Generalleutnant empfangen wolle."

Thurn beugte sich tief über den langen tannenhölzernen Tisch, auf dem das Schreiben lag, und folgte dem weisenden Finger des Sekretärs. Das schreibe sich daher, sagte er, daß er kürzlich auf eigene Faust nach Breslau aufgebrochen sei, um die Zölle zu erheben, was ihm auch zugestanden, dem Arnim aber nicht gepaßt hätte. Ob er etwa hier die

Rolle eines Rößleins spielen und nach dem Hü Hott des Herrn Arnim traben sollte?

„Zweitens," las der Sekretär weiter, „ob der Herr Graf die Zugsordnung und Bataille, die der Herr Generalleutnant gut befinde, ihm wolle belieben lassen und sich danach bequemen, und drittens, wie weit der Herr Graf mitzugehen begehre, und ob er sich auch von der Oder begeben und in andere Lande mit folgen wolle?"

„Die scheinen mich für einen ehrlosen Buben zu halten," rief Thurn aus, indem er sich aufrichtete und den Arm in die Seite stemmte. Womit er das verdient habe, da er jetzt über 60 Jahre alt sei und keiner seine Ehre habe verkleinern dürfen! Es sei ihm wohl noch schlechter gegangen als jetzt, und er habe sich doch nie von der guten evangelischen Sache separiert. Und ob er in andere Lande folgen wollte! Er wäre bis vor Wien und bis nach Jütland, wenn auch mit schlechtem Glück, gezogen, würde auch jetzt nicht dahintenbleiben.

Der Sekretär bemerkte, der Herr Generalleutnant wolle sich wohl den Oberbefehl über die schwedische Armee anmaßen, es aber nicht geradeheraus sagen.

Ja, sagte Thurn nach einer Pause, indem er den Sekretär groß ansah, das sei das punctum saliens. Der Name des Herzogs von Lauenburg stehe zwar auch unter dem Wisch, aber der Arnim habe es sicher allein ausgebrütet. Ein maulfauler, mißfarbener, verpichter Mensch sei das, man könne geradeso gut mit einer Kanonenkugel traktieren. Da sei der Lauenburger ein anderer Mann, wenigstens gehe es bei dem von Herzen zu Herzen, wenn auch mitunter unverhofft und widerwärtig. Nur das sei ihm unbegreiflich, daß er so am Arnim hänge, gerade wie der Wallenstein.

Der Herr Generalleutnant wisse sich ein Ansehen zu geben, meinte der Sekretär, weil er meistenteils das Maul hielte.

Bei ihm schlüge das nicht ein, rief Thurn aus, bei ihm käme es auf die Tat und das gute Herz an. Er wisse auch wohl, daß sich alles noch davon herschriebe, daß er vor zwei Jahren die Köpfe der armen böhmischen Märtyrer von der Brücke habe abnehmen lassen, das könne der Arnim nicht verwinden, er sei aber herzensfroh, daß er es getan hätte.

„Sechstens," schloß der Sekretär, „es solle aber der Herr Graf, wenn er gebeten werde, Avisation anzunehmen, Avisation nicht für Ordonnanz ansehen, was ihm niemand zumuten werde."

Thurn schlug die Hände zusammen: ja, was denn das heißen solle? Ob sie drüben meinten, er habe nicht soviel gelernt, um Avisation von Ordonnanz zu unterscheiden? Er hoffe allerdings, daß der Arnim ihm keine Ordonnanz erteilen wolle, die würde ihm bald zwischen die eigenen Zähne zurückfliegen; denn er, Thurn, würde der schwedischen Königin gegenüber seine Pflicht schlecht erfüllen, wenn er der kursächsischen Armee einige Präeminenz über die schwedische zugestände. Dagegen wolle er in seiner Antwort dem Arnim zu verstehen geben, wie redliche Feldherren sich reziprok gegeneinander zu verhalten hätten, damit das gemeine Wesen keinen Schaden litte.

Kurze Zeit hernach saß Graf Thurn beim Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg in einer Geißblattlaube. Die Sache sei nun beigelegt, sagte er, er trüge niemandem etwas nach, würde am liebsten Frieden und Freundschaft in der ganzen vereinigten Armee sehen, und deshalb sei er auch gekommen. Er sei des Kempfendorff Freund nicht, aber das könne er nicht verbergen, daß der Herzog ihm unrecht tue, wenn er ihn Hurensohn und Galgenvogel schimpfe; womit der Herzog das begründe?

Ach, sagte Franz Albrecht, der Kempfendorff sei einmal

ein Hundsfott. Er, der Herzog, habe seinen Getreidevorrat auf rechtmäßige Weise zusammengebracht, da komme der verhenkerte Kerl und beanspruche unter nichtigen Vorwänden einen Teil davon. Wenn er ihm eine tüchtige Tracht Prügel anschmieren könnte, würde er es tun.

Aber er habe doch auf kurfürstlichen Befehl gehandelt, sagte Thurn, gewiß stecke der Arnim dahinter.

So hätte er es auf gelindere Manier anfangen sollen, beharrte Franz Albrecht; er müsse wissen, wie man einem Herzog aus uraltem fürstlichem Geschlecht aufzuwarten habe.

Er sei gewiß ein Ehrenmann, sagte Thurn, anders kenne er ihn nicht; vielleicht sei er gerade betrunken gewesen.

Nun ja, wenn er sich entschuldigte, wolle er es dabei bewenden lassen, sagte der Herzog; er tue das aber nicht wegen des Kempfendorff, der doch eine Hundsschnauze sei, sondern aus besonderer Liebe zum Grafen Thurn.

Thurn bedankte sich lebhaft und versicherte Franz Albrecht seiner Anhänglichkeit. Die Wohlgesinnten, sagte er, sollten doch in dieser Zeit gegen den gemeinsamen Feind zusammenhalten, hätte man vordem die heilige Konkordia besser geachtet, so stände es jetzt nicht so schlecht um die Evangelischen.

Der Herzog lobte Thurns aufrichtiges Herz, das nur allzu gut sei. Der Kempfendorff habe es nicht verdient, daß Thurn so wacker für ihn einträte, er habe Thurn erst kürzlich einen alten Kürbis und Faselhans tituliert, der an allem Unglück Böhmens schuld sei, weil er sich zum Feldherrn wie ein Sauhirt schicke und nach des Feindes Pfeife tanze.

Das Blut stieg Thurn ins Gesicht, und in seinen immer größer werdenden Augen malte sich Staunen und Entrüstung. Nein, er könne es nicht glauben, rief er; wenn Kempfendorff das von ihm gesagt hätte, müsse seine Seele ja geradezu in der Hölle geschwärzt sein.

Er schwatze unbedacht darauf los, sagte Franz Albrecht, das sei alles, der Graf solle es in Gottes Namen ruhen lassen. Für ihn sei es jetzt ohnehin Zeit, er habe noch etwas vor für die Nacht.

Nein, entrüstete sich Thurn weiter, wenn Kempfendorff von ihm, der es so redlich mit ihm meinte, so etwas gesagt hätte, so müsse er ja falscher als Judas sein. Er begriffe nicht, wieso einem solchen Lügner die Zunge nicht verfaulte.

Was Falschheit und Verleumdung betreffe, sagte Franz Albrecht leichthin, so wisse er ein Liedchen davon zu singen, man müsse sich dergleichen nicht zu Herzen nehmen, die schöne Nacht sei etwas Besseres wert.

Er stand auf, als Arnim dazu kam, der, von Thurns Anwesenheit offenbar unangenehm überrascht, denselben kurz und steif begrüßte. Ob die Herren damit einverstanden wären, fragte er dann, daß man sich morgen in Verfassung setzte? Seine Offiziere berichteten, es herrsche große Unzufriedenheit unter der Mannschaft, daß man mit Stillliegen die gute Gelegenheit verpasse. Viele hätten ihn in Verdacht, er halte es mit dem Feinde; sein System und Grundsatz sei zwar, böse und einfältige Mäuler schwatzen zu lassen, und er tue es nicht deshalb; aber die Quartiere wären sowieso eng, und sie sollten mehr in Feindesland vorrücken.

Ihm sei alles recht, sagte Franz Albrecht; die Armee sei zwar durchaus nicht vorbereitet zum Schlagen, aber beim Stilliegen komme sie noch mehr herunter, also könne man etwas hasardieren.

Ob er nicht zuvor noch einmal zum Friedländer hinüber sollte? fragte Thurn. Er hätte immer gehofft, es käme noch zu einem guten Übereinkommen mit Wallenstein. Das letztemal hätte nicht viel gefehlt, daß sie sich verständigt hätten.

Vielleicht hätte es gerade an einigem Säbelrasseln gefehlt, sagte Arnim; mit Worten habe man es nun genug versucht.

Thurn sagte, ihm komme es so vor, als liege es an des Generals Krankheit, daß er gar so bedächtig sei. Über seine Gesinnung habe er gar keinen Zweifel. Er würde lieber das Schwert gegen den Kaiser als gegen die Schweden und Sachsen ziehen, die er sehr liebhätte.

Arnim sah vor sich nieder und scharrte mit seinem Stiefel im Sande, indes Franz Albrecht nach allen Seiten blickte und eine Melodie pfiff. Seine Meinung sei, ein Gefecht könne nicht schaden, sagte er nach einer Weile, die Herren möchten es untereinander ausmachen. Der Mond sei schon am höchsten, und das Geißblatt rieche stark, es müsse spät sein, und er habe eine Verabredung.

Er habe etwas gehört, sagte Arnim, indem er einen forschenden Blick auf den Lauenburger warf, als sei ein französischer Unterhändler verkleidet im Lager, und als gehe Franz Albrecht damit um, die sächsische Armee an den König von Frankreich zu verkaufen. Ob sein Stelldichein etwa damit zu tun hätte?

Franz Albrecht lachte laut und anhaltend. Da kenne ihn Arnim wenig, sagte er, wenn er glaubte, er, Franz Albrecht, vertriebe sich die Nächte mit politischen Traktationen. Nein, wenn die Franzosen ihn zu dergleichen Prozeduren sollten veranlassen wollen, würde er Arnim mitnehmen, damit er gleich einen Zeugen für sein redliches Verhalten hätte. Aber der Vertrag, den er jetzt abschließen wollte, sei von der Natur, daß man ohne Zeugen um so besser eins würde, wenigstens halte er es so, und die Dame, um die es sich handle, sei so keusch wie Diana; ach was, Diana, eine Vestalin, eine Lukretia sei sie und würde sich auf der Stelle

den Dolch in den Busen stoßen, wenn sie sich belauscht wüßte.

Er habe gestern ein Frauenzimmer in einer Kutsche ankommen sehen, ob es etwa die sei? fragte Thurn neugierig. Und ob das die Gewisse aus Böhmen sei, die um des Herzogs willen ihrer Familie davongelaufen sei? Der Herzog solle sich nur in acht nehmen, daß es nicht einen Überfall oder ein Duell gäbe.

Ein Duell wäre ihm gerade recht, sagte Franz Albrecht; übrigens wäre die Familie nicht so dumm, daß sie sich etwas gegen ihn herausnähme. Die Dame in der Kutsche sei allerdings die Rechte, es sei aber nicht die Gewisse aus Böhmen, sondern eine Jungfrau aus uraltem Adel, mehr könne er für jetzt nicht sagen und könne sie auch nicht länger warten lassen. Die Herren könnten sich denken, in was für einem Fieber das arme Ding läge, bis er da wäre.

Das Frauenzimmer in der Kutsche, sagte Thurn, als Franz Albrecht fort war, sei allerdings fein herausgeputzt gewesen; ob sie aber von altem Adel sei, komme ihm zweifelhaft vor, nachdem sie so allein im Lager umhervagiere.

Arnim zuckte die Schultern und sagte, es werde irgendeine Troßdirne sein.

Und ob denn wirklich etwas an dem sei, fragte Thurn weiter, was Arnim von den französischen Unterhändlern gesagt habe? Oder ob er es nur gleichsam zur Probe vorgebracht hätte?

Die französischen Unterhändler schössen ja jetzt allerorten wie Pilze auf, sagte Arnim. Daß der Herzog Heimlichkeiten mit dem Herrn von Feuquières habe, wisse er, glaube auch, daß er Geld von ihm annähme; aber er halte dafür, daß er den Franzosen betrügen wolle. Übrigens wolle er die ganze Sache dahingestellt sein lassen.

Am übernächsten Morgen schickte Franz Albrecht einen reitenden Boten an Arnim mit der Frage, was seine Meinung sei? Im feindlichen Lager sei allerdings keinerlei Bewegung mehr wahrzunehmen; aber da die Bataille einmal geordnet sei, könne man wohl doch vorrücken. Arnims Antwort lautete, ihm scheine es besser, vorher noch einen kleinen Kriegsrat abzuhalten, worauf die höchsten Offiziere sich versammelten. Sie saßen noch beieinander, als sie von der Richtung des Wallensteinischen Lagers her sich einige Reiter heranbewegen sahen, von denen einer eine weiße Fahne trug. Es zeigte sich, daß es ein Terzkyscher Trompeter war, der Arnim ersuchte, in höchst wichtiger Friedensangelegenheit hinüberzukommen, welche Einladung anfänglich abgelehnt, nach längeren Weiterungen aber angenommen wurde. Es kränkte zwar Thurn, daß er Arnim nicht begleiten sollte, da jedoch ein anderer böhmischer Exulant, der in sächsischem Dienst stehende Herr von Fels, dazu bestimmt wurde, gab er sich zufrieden.

Terzky begrüßte die Ankömmlinge mit lauter, derber Herzlichkeit. Sie hätten wohl beiderseits auf eine hitzigere Begegnung gerechnet, sagte er; nun, er wäre auch dazu bereit. Mit tapferen Feinden sich zu messen, sei ja für jedes ritterliche Herz eine Ehre und Freude; aber als ein Liebhaber des Friedens, und der keinerlei persönlichen Haß auf seine Gegner hätte, stimme er doch freudig in die Friedensvorschläge ein, die der Fürst, sein General, ihm aufgetragen hätte. Sie wären doch Narren, habe der General gesagt, daß sie einander die Köpfe zerstießen; ja, das wären seine selbsteigenen Worte. Was hätten sie im Grunde gegeneinander? Wären sie nicht alle des Kriegs müde? Sie sollten mehr Verstand haben, als sich von blindwütigen Spaniern und Jesuiten aufeinanderhetzen zu lassen.

Der Herzog von Friedland, sagte Arnim, kenne ihn als seinen ergebenen Diener und Verehrer, wie er auch ein guter Untertan des Kaisers sei. Wenn er sich als Beförderer des Friedens erweisen könne, so sei ihm nichts lieber; er halte es aus Gründen der Religion und Staatskunst mit Perikles und Thucydides, welche den Krieg nur als Mittel zum Frieden angesehen wissen wollten.

Er halte es allemal mit dem Herzog von Friedland, sagte Kolonna von Fels; er habe nie daran gezweifelt, daß Seine Durchlaucht das Römische Reich nebst Böhmen endlich in den ersehnten Friedens- und Glückszustand versetzen werde, da er es ja allein vermöge und an Einsicht und Kraft alle Kriegshelden und Staatsmänner Europas übertreffe.

Nun, sagte Piccolomini, wenn sie alle so guter Gesinnung wären, so würde es nicht schwer sein, daß sie sich einigten. Der Herzog habe die ernstliche Absicht, über einen Waffenstillstand zu traktieren, aus dem wie aus einer verheißungsvollen Knospe mit der Zeit die Friedensrose erblühen werde.

Bei dem zu Ehren der Gäste veranstalteten Festmahl erschien Wallenstein, augenscheinlich bei guter Gesundheit, aufgeräumt und zutraulich. Er sei nun 50 Jahre alt, sagte er, wolle endlich das große Werk ausführen, das er sich in der Jugend vorgesetzt, nämlich den Türken austreiben. Schande und Spott sei es, daß die Christenheit vor dem Hundsfott zittern müsse, heraus aus Europa solle er, möge immerhin in Asien sein Wesen weitertreiben.

Diese Ankündigung des Herzogs fand Beifall. Ein allgemeiner Krieg gegen den Halbmond wäre wohl schön und verdienstlich, sagte Herr von Burgsdorf; wenn man nur den Katholiken besser trauen könnte.

Wallenstein lachte. Ei, sagte er, der Herr habe eine gar

schlechte Opinion von den Katholiken. Man habe doch lange Jahre leidlich miteinander gehaust.

Ja, antwortete Burgsdorf, das wäre in der guten alten Zeit gewesen. Den alten Katholiken wolle er auch nichts Übles nachsagen, er hätte es nur mit den Jesuiten; die hätten die mörderischen Prinzipien ins Reich eingeführt, durch die Treu und Glauben vernichtet wären.

„Da hat der Herr recht!“ rief Wallenstein, „da spricht der Herr meines Herzens Meinung aus. Der Teufel soll sie allesamt holen, und damit desto geschwinder und gewisser exequiert wird, will ich sein Amt nehmen und Reichsverweser in der Hölle sein.“

Es erhob sich dröhnender Beifall. Die Vorsicht sei vonnöten, schrie Terzky, sonst möchten die Erzschelme auch den Teufel bestechen.

Es sei sehr zu beklagen, meinte Arnim, daß der Kaiser so große Stücke auf diesen Orden halte.

Das vampirische Geziefer habe ihn so eingesalbt, daß er es gar nicht bemerkte, wie sie ihm das Blut abzapften, sagte Terzky. Es müßten dem Kaiser die Augen geöffnet werden. Man sähe ja jetzt, wie gut sich Evangelische und Katholiken vertrügen. Bei Kavalieren müsse die Ehre, nicht die Religion den Ausschlag geben. Einen meineidigen Verräter könne keine Absolution der Welt weiß waschen. Sie wüßten wohl, daß es auch unter Türken und Tartaren Kavaliere gäbe, mit denen man ein Schwert kreuzen und einen Becher Wein trinken dürfte.

Auch er, sagte Piccolomini, sei kein Freund der Jesuiten. Er tue alles, was ein guter Katholik zu tun schuldig sei; aber das sei auch seine Meinung, daß die Religion nicht mit der Politik vermengt werden dürfe. So leicht werde man aber der Jesuiten nicht Herr werden können; wären

sie auch aus dem Reiche ausgeschafft, so bliebe ihnen doch ihr Vaterland Spanien, das ihnen, wie die Mutter Erde dem Riesen Antaeus, immer neue Kraft einflößen würde.

Freilich, sagte Wallenstein, man vertilge das Unkraut nicht, wenn man die Wurzeln stehen ließe. Spanien müsse vor allen Dingen klein gemacht werden. Es habe so wenig wie der Türke etwas im Reich zu suchen. Von Spanien komme ihm jeder Disgust, er wolle dafür sorgen, daß es im Reiche das Maul nicht mehr auftun dürfte. Die Pforte müsse einmal verstopft werden, aus der die Pest ins Reich fließe.

Was aber der Kaiser dazu sagen würde? wendete Arnim ein.

Der Kaiser? sagte Wallenstein; wenn sie alle eines Willens wären, werde sich der Kaiser auch bequemen müssen. Dafür solle Arnim ihn sorgen lassen. Er zog die Stirn in dicke Falten, und aus seinen schwarzen Augen loderte es düster wie Feuer aus Pechpfannen.

Nachdem der Herzog sich zurückgezogen und die Trunkenheit zugenommen hatte, erzählte Terzky, daß die bevorstehende Ankunft des Herzogs von Feria, der spanische Truppen aus Mailand ins Reich führen sollte, Wallenstein ausnehmend alteriert habe. Es gehe gegen die mit ihm geschlossenen Verträge und geschehe ihm zum Despekt, er sei aber nicht der Mann, einen solchen Affront ungerächt zu lassen. Die Herren dürften also ihr Mißtrauen fahren lassen, der General habe ernstlichen Grund, ihre Freundschaft zu suchen.

Nun gut, sagte Arnim, der vollkommen nüchtern war, er wolle, wenn er wieder im Lager wäre, die Friedenspunkte, wie sie sie mündlich besprochen hätten, aufsetzen und dem General zur Bestätigung zuschicken, dann seinem Herrn, dem Kurfürsten, vorlegen.

Auf einer Zusammenkunft mit diesem berichtete Arnim

das Vorgefallene, indem er zu äußerster Vorsicht riet. Erstens laufe man Gefahr, sich mit dem Kaiser zu verwickeln, der zwar Wallenstein Vollmacht gegeben habe, über den Frieden zu traktieren, aber doch schwerlich so weit werde gehen wollen wie sein General. Sodann müsse man auch die Schweden berücksichtigen, die leicht Mißtrauen schöpfen könnten, und schließlich könne es auch Wallenstein, anstatt auf einen ehrlichen Frieden, auf List und Überrumpelung abgesehen haben. Sein Rat war demnach, sich mit Brandenburg zu verständigen und Wallenstein möglichst hinzuhalten, bis er sich weiter herausließe und seine schimärischen Verheißungen besser verbürgte.

Als Graf Kinsky abends als es dämmerte in Dresden auf die Straße trat, lag die Luft bleischwer auf dem Pflaster; sie schien von der Hitze wie von einem Gift durchdrungen zu sein, das sie vergebens auszuscheiden gesucht hatte, und von dem überwältigt sie nun hinsiechte. Kinsky hatte nur einige Schritte gemacht, als er einem Leichenwagen begegnete: es war ein schlechter Karren, dessen Ladung obenhin mit einem abgegriffenen schwarzen Tuche verdeckt war, und den das magere Pferd nur langsam von der Stelle brachte, obwohl der Fuhrmann fluchend darauf einhieb. Hintenauf saß ein Knecht, ließ die Beine baumeln und wechselte Scherzreden mit den Vorübergehenden. Der Graf blickte angewidert zur Seite und erreichte mit beschleunigtem Schritt bald das schmale, dunkle, nach Norden gelegene Haus, das der schwedische Resident Nikolai bewohnte, und in dem es ihn kalt wie in einem Keller anhauchte. Schon auf der Treppe hörte er die knarrende Stimme des Hofpredigers Hoë, der eben bei Nikolai um eine Belohnung für die Dienste anhielt, die er den Schweden

nun seit Jahren geleistet habe. Er habe sich ein Gütlein gekauft und dabei in Schulden verstrickt, klagte er, wie es beim Bauen zu gehen pflege, sonst würde er nicht drängen. Auch schmerze es ihn zu sehen, wie so mancher mit Gnaden überhäuft werde, der nicht halb so viel Herz für die schwedische Sache habe wie er, und es sei doch gewiß ein christliches Verlangen, daß der lieben Gerechtigkeit auf Erden Genüge geschehe und das Verdienst seinen Lohn empfange.

Der Eintritt Kinskys unterbrach das Gespräch. „Euer Gnaden sehen bleich aus, als ob Ihr ein Gespenst begegnet wäre," sagte Nikolai, seinem Gast entgegengehend.

Es habe ihn ein Frösteln überlaufen, sagte Kinsky, als er aus der Schwüle der Straße in Nikolais kalten Hausflur getreten sei.

Ja, die Sonne scheine jahraus, jahrein nicht in sein Haus, sagte Nikolai, das genieße er jetzt; er habe nicht wie andere von der Hitze zu leiden.

Der Wechsel sei aber auch ungesund, sagte Kinsky, es schaudere ihn noch bis in die Knochen.

„Wir stehen alle in Gottes Hand," sagte Hoë, die Stimme laut erhebend, „der Mensch sollte nicht so viel sorgen." Er habe übrigens vernommen, fuhr er fort, daß Kinsky ein Söhnlein verloren habe und trage christliches Erbarmen mit seinem Leid, sei aber überzeugt, Gott wisse, wozu es gut sei.

Jetzt sei ihm auch das Töchterlein erkrankt, sagte Kinsky, und schwebe in großer Gefahr. Ob es etwa Nikolai unlieb sei, daß er ihn aufsuchte? Sein Haus werde aber täglich mit Wacholderbeeren ausgeräuchert.

Nikolai erklärte, nicht ängstlich zu sein; ohnehin grassiere ja jetzt die Pest so, daß man sich nicht davor schützen könne, sondern es Gott anheimstellen müsse.

Seine Durchlaucht, der Kurfürst, sei ja auch da, sagte Hoë, ohne Zweifel werde Gott seine Hand über diesem werten Haupte halten. Er neige dahin zu glauben, daß die Seuche eine von Gott verhängte Strafe sei, die der Unschuldige und Gerechte nicht zu fürchten brauche, außer daß er sie etwa als nützliche Prüfung willkommen heißen müsse. Mit diesen Worten und einem herablassenden Kopfnicken verabschiedete sich der Hofprediger und stampfte langsam die Treppe hinunter.

Während ein Diener in dem nun ganz verdunkelten Zimmer einige Kerzen anzündete, sagte Kinsky, wenn sein Töchterlein nicht erkrankt wäre, würde er schon nach Pirna übergesiedelt sein, wo reinere Luft sei, und er wolle es auch effektuieren, sobald es sich mit dem Kinde so oder so entschieden hätte. Er habe Nikolai zuvor noch einmal begrüßen wollen.

Nikolai bedankte sich; er sei um so mehr erfreut, Kinsky zu sehen, als wunderliche Zeitungen vom Kriegstheater einliefen, über die Kinsky vielleicht einige Auskunft geben könnte. Ob es denn wahr sei, daß der Krieg in Schlesien sistiert sei, und daß der Frieden bevorstehe? Er habe einen Brief vom alten Grafen Thurn empfangen, der aber so kraus und extrem ausgefallen sei, daß sich nichts Gewisses darauf basieren ließe.

Was denn Thurn geschrieben habe, erkundigte sich Kinsky.

Nikolai antwortete, er habe den Brief schon an Oxenstierna weitergeschickt, sonst würde er ihn vorlesen. Er handle von einem bereits beschlossenen Waffenstillstand, und daß Wallenstein seine Armee mit der kursächsisch-schwedischen vereinigen wolle, um den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Ferner davon, daß der Kaiser, falls er sich widersetzte, auf seine welschen Erblande, Steiermark und

Krain, reduziert werden solle, und daß Schweden mit Mecklenburg und Pommern, Wallenstein wegen Mecklenburg mit Böhmen solle entschädigt werden.

So im einzelnen wären ihm die Punkte freilich nicht bekannt, sagte Kinsky; für gewiß wisse er aber, daß Wallenstein sehr erzürnt auf den Kaiser sei und sich von ihm lossagen wolle.

So, so, sagte Nikolai; er habe sich doch aber dem Bubna gegenüber wegen der offenen Ruptur mit dem Kaiser durchaus nicht erklären wollen.

Wallenstein vertraue sich seinen Landsleuten nicht gern an, sagte Kinsky, weil er sie als Schwätzer kenne. Außerdem habe sich inzwischen manches verändert. Er, Kinsky, wisse durch seine Spione, daß Questenberg im Lager gewesen sei und neue Forderungen des Kaisers überbracht habe, nämlich daß Wallenstein einen Teil seiner Armee an den Feria abtreten und künftig den Krieg nur im Osten zu führen haben solle, während Feria im Westen bliebe. Darüber sei Wallenstein in eine Furie geraten und habe stracks den Terzky zum Arnim wegen eines Waffenstillstands geschickt.

Nikolai nickte; es scheine sich also in Wahrheit so zu verhalten. Bevor es zum Abschluß käme, würden aber die Friedenspunkte doch dem Kanzler Oxenstierna vorgelegt werden? So treulos könne Arnim doch wohl nicht sein, daß er über Schweden hinweg mit Wallenstein abschlösse?

Ach nein, das stehe gar nicht zu befürchten, sagte Kinsky, was würde es auch helfen einen Frieden zu schließen, in dem Schweden nicht begriffen sei?

Nun, meinte Nikolai, in diesem Krieg wären schon viel Bündnisse herüber und hinüber geschlossen, etwas Unerhörtes wäre es nicht, wenn sich der Kaiser und Sachsen

einmal gegen Schweden zusammentäten. Dem Arnim traue er einmal nicht, von Wallenstein habe er keine genaue Kenntnis, doch solle er auch eines ziemlich labyrinthischen Gemütes sein.

Wallenstein habe doch schon mit dem verstorbenen König in Traktaten gestanden, sagte Kinsky. Und was sollte er eigentlich gegen Schweden haben? Mit dem Kaiser müsse er aber früher oder später zusammenstoßen, Böhmen und Habsburg reime sich einmal nicht.

Nikolai stützte den Kopf in die Hand und blickte gedankenvoll in das stille rötliche Licht der Wachskerzen. Er könne sich doch gar nicht vorstellen, sagte er endlich, daß Wallenstein sich wirklich zum König von Böhmen sollte machen wollen, noch warum die Böhmen es wünschen sollten. Wallenstein sei auch katholisch, noch dazu gewalttätiger als der Kaiser, fahre drein wie ein Dionys oder Kambyses, habe schließlich nicht einmal einen Erben, so daß nach seinem Tode der Tanz von neuem beginnen würde. Auch scheine der Tod ihm nahe bevorzustehen, und es komme ihm unnatürlich vor, daß ein Sterbender sich noch so tief und verhängnisvoll in irdische Angelegenheiten solle verwickeln wollen.

Das Bedenken habe er früher auch gehabt, sagte Kinsky, aber die Astrologen hätten Wallenstein erst kürzlich nahe bevorstehenden Triumph und Krönung geweissagt, und ein Arzt habe ihn, Kinsky, darauf aufmerksam gemacht, daß der Fürst die große Klimax nun glücklich überstanden habe. Wenn übrigens der Kaiser sich darauf einließe, den Zustand des Jahres 1618 in Böhmen wiederherzustellen, so bedürfe es ja keiner Gewaltsamkeiten. Er für seine Person würde natürlich am liebsten einen evangelischen Fürsten auf Böhmens Thron sehen, habe ja auch 1619 für den

Kurfürsten von Sachsen votiert, wie Nikolai wohl bekannt sein werde.

Nikolai sagte, daß des Kurfürsten Wagemut leider in Bier ersoffen sei, wenn er je dergleichen gehabt hätte. Das gefalle ihm aber am Kurfürsten, sagte er, daß er die Franzosen nicht leiden möchte; er, Nikolai, wünschte sich auch nichts Besseres, als daß sie die schlüpfrigen Bundesgenossen loswerden könnten. Vielleicht lasse sichs tun, wenn Wallenstein, Sachsen und Schweden einig würden. Soviel er gehört habe, wolle Wallenstein auch von den Franzosen nichts wissen?

Kinsky, der heimlich mit dem französischen Gesandten Feuquières über ein Bündnis mit Wallenstein verhandelte, erschrak ein wenig und warf einen prüfenden Blick auf Nikolai, ob er etwa Verdacht geschöpft und die Frage absichtlich, um ihn auszuholen, gestellt habe; da der Schwede ihm aber ganz unbefangen vorkam, sagte er, daß Wallenstein allerdings ein geschworener Feind der Franzosen sei. Erst kürzlich habe er gesagt, sie wären gefährlicher als die Spanier, denn die wären so verhaßt, daß man sie ohnehin nicht lange duldete, die Franzosen aber wüßten sich beliebt zu machen und nisteten dadurch ganz unvermerkt ihr Dominium ein.

„Das Geld, das Geld," sagte Nikolai sinnend; „die gemeine Sage mag recht haben, daß es Teufelsdreck ist und daß derjenige, der es auflieſt, sich der Hölle verpfändet."

Kinsky, die großen schwarzen Augen ängstlich auf Nikolai richtend, stimmte ihm zu. Es habe ihn kürzlich, erzählte er, ein vertriebener böhmischer Prediger besucht, der habe gesagt, die Evangelischen würden verdientermaßen so lange in Unglück und Todesnot schweben, wie sie sich mit dem König von Frankreich einließen, der im eigenen Lande

das Wort Gottes und seine Bekenner ausrottete. Das möge auch wohl an dem sein; der alte Graf Zierotin habe einmal gesagt, er habe zur Zeit Heinrichs IV., den er hoch verehrt habe, keinerlei Frömmigkeit und Ernst in Frankreich gefunden. Was wolle man aber machen? Das Evangelium trage nur himmlische Früchte, und man bedürfe doch des Geldes, um auf Erden zu bestehen.

Ja, das Dilemma würden sie wohl nicht lösen, sagte Nikolai, nachdem sein teurer, verstorbener König es nicht vermocht hätte. Es sei vielleicht eine Folge der Erbsünde, daß etwas Trug und Abgötterei auf Erden immer mit unterlaufen müsse.

Als Kinsky aufbrechen wollte, bot ihm Nikolai einen Schluck Branntwein an: Kinsky habe eine so gar bleiche Gesichtsfarbe, und der Branntwein sei ein vorzügliches Spezifikum gegen Pest und allerhand Seuchen.

„Der Tod ist jetzt in diesen Gegenden stabiliert," sagte Kinsky. Seine Schwiegermutter auf Nachod sei nun auch gestorben. In der habe Schweden eine mächtige Freundin verloren. Ihre Tochter, seine Frau, der zugleich das Kind gestorben sei, könne sich nicht trösten und habe gesagt, nun der Honig aus der Welt sei, möge der hohle Stamm immer hin zusammenbrechen. Der alte Terzky werde auch bald nachfolgen; denn er habe sich immer, ohne es zu wissen, auf seine Frau verlassen.

Bis in die Nacht hinein schrieb Nikolai an den Kanzler, um das eben gehabte Gespräch sogleich festzuhalten. Trotz der Versicherungen Kinskys ängstigte ihn der unverhoffte Waffenstillstand, der ihm nur den Vorteil Sachsens und Wallensteins zu bezwecken schien. Hätte doch Oxenstierna, dachte er, einen anderen als den alten Mathes Thurn nach Schlesien geschickt, der dem Arnim an Verschlagenheit nicht

gewachsen war, und der den verfänglichen Wallenstein nur durch das bunte Glas seiner Hoffnungen und Wünsche betrachtete! Hatte denn Schweden keinen aufrichtigen Freund in Deutschland? Er kam sich vor wie ein Wächter auf dem Turme und beschloß wach zu sein und zu vigilieren, um jede heranschleichende Gefahr sogleich melden zu können.

Im Wallensteinischen Lager wurde die Rückkehr Arnims erwartet. Illo und Terzky ergingen sich oft in weitläufigem Ausmalen der Zukunft, wenn alles nach Wunsch ginge, was ihnen um so weniger zweifelhaft schien, als von Oxenstierna ein heimliches Schreiben kam, worin er Wallenstein seine Hilfe in Aussicht stellte, falls er die böhmische Krone zu erwerben willens sei. Wallenstein beteiligte sich an diesen Gesprächen meist nur dadurch, daß er zuhörte oder hie und da ein Wort einwarf; er fragte seine Getreuen mehrmals, ob sie glaubten, daß die Konjunktion mit Sachsen zustande käme, und konnte seine Unruhe über den Erfolg der Arnimschen Reise nicht verbergen.

Der Arnim sei ihm das letztemal recht schelmisch vorgekommen, sagte er gelegentlich zu Terzky. Nun freilich sei er ein Heuchler, lachte dieser; das wüßten sie ja aber längst und könnten sich davor schützen.

Die Lust Ränke zu schmieden und Unheil zu stiften, liege in seiner Natur, fuhr Wallenstein fort, das sei sein Saufen und Würfelspiel; er, Wallenstein, habe lieber mit Hurern und Trunkenbolden zu tun als mit dem fuchsschwänzigen, mönchischen Brandenburger.

Sowie Arnim wieder im Lager eingetroffen war, schickte er Bericht an Wallenstein: Der Kurfürst finde die sämtlichen von Wallenstein vorgeschlagenen Punkte hochweise und vernünftig; auch zweifle er, Arnim, nicht, daß es zu

erwünschter Verständigung kommen werde, doch habe der Kurfürst gemeint, er dürfe die zurzeit unter der Vermittelung des Königs von Dänemark schwebenden Friedensverhandlungen nicht durchkreuzen und wolle ein wenig zuwarten, was für Effekt daraus zu verspüren wäre. Inzwischen würde er gern sehen, daß der Waffenstillstand verlängert würde, damit die Konjunktion der Armeen weiterhin in Konsideration gezogen werden könnte.

Während Terzky und Illo über das leidige Zaudern und Hinhalten des Kurfürsten schimpften, sagte Wallenstein gleichmütig, man habe nichts anderes erwarten können, auch lasse sich eine so schwere Sache wirklich nicht übers Knie brechen. Arnim dankte er, indem er seine wohlbekannte Dexterität und heroische Bemühung rühmte, durch welche er das nützliche Werk so weit gefördert habe.

In seiner Brust wühlten indessen Empfindlichkeit und Grimm. Glaubten etwa diese Leute ihn wie einen Bettler vor der Tür auf ein Almosen warten lassen zu dürfen? Bedurfte er ihrer, oder war es umgekehrt? Konnte er nicht mit Hilfe Frankreichs zu seinem Ziele gelangen? Ohnehin waren ihm die niederträchtigen Sachsen verhaßt, zu schweigen von den vorlauten Schweden. Lag ihm denn überhaupt etwas an der böhmischen Krone, wie der gemeine Haufe, die eigenen unbesonnenen Triebe auf ihn übertragend, sich einbildete? Er hatte ja Macht genug, regierte ja den Kaiser und den König von Böhmen; sollte er ein solcher Geck sein, diese Herrschaft für ein Blendwerk zu hasardieren? Er wollte vielmehr Ruhe haben, Ruhe vor Feinden und Freunden.

Als der Waffenstillstand ablief, kamen Arnim, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der alte Thurn und mehrere andere Offiziere aus dem sächsisch-schwedischen Lager nach

Strehlen, wo damals Wallensteins Quartier war, um, wie vorausgesetzt war, die Verlängerung der Waffenruhe festzusetzen. Ein Bankett wurde gerichtet, an dem auch der Herzog teilnahm, der sich ausnehmend gut gelaunt zeigte; daß er schweigsam war, fiel nicht auf, da das seine Art war und auch das Toben und Schreien der Zechenden früher als sonst die stilleren überschwemmte. Der ungewöhnliche Durst, den die Hundstagshitze erzeuge, müsse mit ungewöhnlichen Weingüssen gelöscht werden, sagte Illo einladend, und Wallenstein fügte ermunternd hinzu, die Herren müßten den Gott Bacchus wegen seiner und Arnims Nüchternheit versöhnen; sie möchten sonst von den empfindlichen Mänaden zerrissen werden.

Wenn er hörte oder läse, sagte Terzky, wie die alten Götter sich nach Belieben in Tiere hätten verwandeln können, so freue es ihn allemal, daß die Menschen im Wein einen Zauber besäßen, vermittelst dessen sie dergleichen zu tun vermöchten. Ihm scheine nichts wonniger, als wenn anstatt der Systeme und Prinzipien, die sonst das menschliche Gehirn vergitterten, plötzlich das purpurne Chaos ein bestialisches Haupt anfüllte.

Was? rief Illo; er schwatze mit Feuerzungen wie die Heiligen am Pfingsttage!

Das wäre wohl zu glauben, sagte Terzky, daß der ausgegossene Geist himmlischen Trauben ausgepreßt gewesen sei.

Franz Albrecht von Lauenburg sagte, er halte umgekehrt dafür, daß der gemeine Mensch ohne Wein nur ein Vieh sei. Die Götter im Olymp wären ja auch immer betrunken gewesen, und was ihn betreffe, so wolle er lieber ohne Brot als ohne Wein leben. Er erzählte, wie er kürzlich, da ihm im Lager der Wein ausgegangen wäre, sich welchen verschafft hätte: er habe einen verschlagenen und verwegenen

jungen Burschen in seinem Dienst, dem habe er ein Fähnlein versprochen, wenn er sich wacker gebrauchen ließe; der habe ausgekundschaftet, daß eine Ladung Wein für den Landgrafen von Hessen-Darmstadt in der Nähe vorbeikäme, habe sich mit ein paar anderen Gesellen verkleidet, die Fuhrleute überfallen und ein paar Fässer davongebracht, ohne daß jemand die geringste Wissenschaft von den Tätern bekommen hätte.

Solche schlaue und ehrgeizige Kerle wären unschätzbar, sagte Piccolomini, und er habe auch einen, dem er in Krieg und Frieden die heikelsten Sachen anvertraute. Kürzlich habe er in Olmütz ein hübsches Bürgermädchen gesehen, die er gern einmal zum Nachtessen bei sich gehabt hätte, sie sei aber spröde gewesen, und er habe nicht gewußt, wie er ihrer habhaft werden könnte. Da habe der Bursche sie durch eine listige Vorspiegelung in eine Kutsche einzusteigen bewogen und zu ihm gebracht, wo er denn für das Weitere gesorgt hätte. Am folgenden Morgen habe er sie mit einem Schmerzensgeld heimgeschickt.

Diese Geschichte gab dem Lauenburger Anlaß, die Gesundheit des Frauenzimmers vorzuschlagen, worauf plötzlich Wallenstein die Stimme erhob und sagte, er als General und treuer Diener des Kaisers könne nicht dulden, daß eine andere Gesundheit vor der seines kaiserlichen Herrn getrunken werde.

In dem augenblicklichen Stillschweigen, das entstand, brummte Illo, sie wären unter Kameraden, da brauche es nicht so feierlich herzugehen; hingegen rief der alte Thurn gerührt, er sei dabei, des Kaisers Gesundheit zu trinken. Wenn auch Widerwärtige ihn als Rebellen ausschrien, so habe er doch ein Herz für den Kaiser, wisse was für ein gutes frommes Gemüt er habe und wünsche nichts mehr,

als mit gutem Gewissen in des Kaisers Dienst treten zu können.

Zum wenigsten, sagte Wallenstein scharf, sei es des Kaisers Schuld nicht, wenn jetzt die Schwerter wieder aus der Scheide müßten; er habe durch ihn, Wallenstein, die Friedenshand dargeboten.

Arnim warf einen erschrockenen Blick auf den General, aus dessen fahlem Gesicht die Augen düster hervorlauerten. Er habe Seine Durchlaucht wohl nicht richtig verstanden, sagte er, er sei ja gekommen, um den Waffenstillstand, die Pforte des Friedens, zu erneuern.

Das sei auch seine Meinung, entgegnete Wallenstein; aber da der Kurfürst von Sachsen so vorsichtig und argwöhnisch sei, verlange die Politik von ihm dasselbe, und bedürfe er einer Bürgschaft, daß es dem Gegenpart ernst mit der Friedensneigung sei. Arnim solle ihm Schweidnitz und Jauer einräumen, das wolle er als ein Pfand der kurfürstlichen Friedenslust ansehen.

Er könne nicht wohl glauben, sagte Arnim, daß dies des Herzogs ernstlicher Wille sei; der Kurfürst müsse ihm ja auch ohne Pfand trauen.

Er verlange es keineswegs, sagte Wallenstein; wenn der Kurfürst ihm nicht traue, solle er es laut sagen.

Ob der General damit die Verhandlungen beenden wolle? fragte Arnim.

Wenn Arnim es so auffaßte, erwiderte Wallenstein, sei es ihm recht; er sei des Kunktierens und der Ränke überdrüssig.

Ein allgemeiner Aufbruch entstand, und nachdem die Gäste sich entfernt hatten, drängten die friedländischen Offiziere sich erstaunt und bestürzt um ihren Feldherrn. Man hätte ja, sagte Illo, den hundsföttischen Sachsen ein paar Dörfer abbrennen können, ohne deswegen die Unterhand-

lungen abzubrechen. Wallenstein sagte, er bedauere, sich mit den unredlichen Leuten eingelassen zu haben, er wolle ihnen so über den Kopf kommen, daß sie ihre Falschheit bereuen sollten.

Geschwind und heimlich brach er auf, um Schweidnitz zu überrumpeln, das jedoch durch Arnim und Thurn rechtzeitig entsetzt wurde. Nur wenige Tage darauf erhielt Arnim einen Brief Wallensteins: es sei ihm sehr leid, daß sich die Unterhandlungen wegen des Friedens zerschlagen hätten, es sei nicht seine Schuld gewesen, wie er denn auch bereit sei, die Traktate wieder aufzunehmen und eine Waffenruhe herzustellen, um den Fortgang derselben zu fazilitieren.

Kopfschüttelnd las Oxenstierna den Bericht des alten Grafen Thurn von diesen Vorgängen: er wisse sich das extravagante Benehmen des Herzogs nicht zu deuten, schrieb Thurn, und möchte fast denen recht geben, die ihm eine Gemütskonfusion zuschrieben. Antwortend ermahnte der Kanzler Thurn, gut aufzuachten und sich nicht überlisten zu lassen; denn es sei dem Friedländer einmal nicht zu trauen, und die mäandrischen Traktate würden zum Schaden Schwedens auf einen Separatfrieden des Kaisers mit Sachsen hinauslaufen, wenn nicht auch Sachsen durch den erprobten Lügner betrogen würde.

Vom nördlichen Kriegsschauplatze trafen indessen gute Nachrichten ein. Als Abgesandter des Herzogs Georg von Lüneburg berichtete Herr von Hodenberg von dem großen Siege seines Herrn bei Hessisch-Oldendorp, dem die Einnahme Hamelns gefolgt war. Die kaiserlichen Feldherren suchten einer dem andern die Schuld an dem Verluste zuzuschreiben: Merode, der verwundet nach Köln transportiert und dort gestorben war, hatte auf dem Sterbebette seinen Vetter, einen anderen Merode, für das Unglück verantwort-

lich gemacht. Dem Gronsfeld, sagte Herr von Hodenberg, sei nun das Grafenhütlein, das der alte Tilly ihm nach der Schlacht bei Lutter aufgesetzt, häßlich zerhauen, er werde sich eine Weile nicht mehr können blicken lassen.

Des Umstandes, daß Oxenstierna vor mehreren Wochen auf Knyphausens Betreiben dem Herzog Georg befohlen hatte, von der Belagerung Hamelns abzustehen, und daß Georg sich mit diesem Befehl durch gänzliche Nichtbeachtung desselben auseinandergesetzt hatte, wurde jetzt beiderseits nicht gedacht; vielmehr beglückwünschte Oxenstierna den Gesandten zu dem rühmlichen Erfolge, worauf dieser sich seines eigentlichen Auftrags entledigte. Herzog Georg, sagte er, habe der gemeinen evangelischen Sache nun wiederum einen erheblichen Dienst geleistet, obwohl er noch nie eine Belohnung von der Krone Schweden erhalten hätte. Als der verstorbene Held, König Gustav, auf deutschem Boden erschienen sei, habe der Herzog sein Schwert für ihn gezogen und es tapfer und treu, ohne abzuweichen, geführt, habe auch schöne Versprechungen vom hochseligen König erhalten, aber immer noch keine Realrekompens erblickt. Er sei nun bei dem mühseligen Soldatenleben grau und etwas ältlich geworden, möchte gern einmal einen Ertrag sehen.

Das erkenne er an, sagte Oxenstierna, der verstorbene König habe große Stücke auf Herzog Georg gehalten, und er, Oxenstierna, den der König seiner besonderen Freundschaft gewürdigt habe, betrachte sich als den Vollstrecker seines Willens. Herzog Bernhard von Weimar sei ja nun auch formaliter in sein Herzogtum Franken eingeführt, alle Welt müsse erkennen, daß er, Oxenstierna, nichts für sich begehre, sondern die evangelischen Fürsten groß machen wolle.

Die Forderungen des Herzogs, mit denen der Gesandte nun herausrückte, erstreckten sich außer auf das Eichsfeld,

welches ihm Gustav Adolf versprochen hatte, auf die Bistümer Minden und Verden, wozu noch Geld und andere Nebendinge kamen; was alles in einer Schenkungsurkunde zu versprechen Oxenstierna sich bereitwillig bequemte, den Ausgang der Zukunft anheimstellend.

Der Quartiermeister solle sich gefälligst erklären, sagte Feuquières zu diesem Herrn, ob der Kurfürst von Sachsen der Meinung sei, er solle sein Bett unter freiem Himmel aufschlagen, oder er solle in der Vorstadt bleiben?

Ei bewahre, antwortete der Quartiermeister, da könne ihm ja bei den unverhofften Einfällen des Feldmarschalls Holk eine feindliche Kugel ins Fenster schlagen.

Ja, was der Kurfürst denn meinte? sagte Feuquières ungeduldig. Seine Diener hätten kein passendes Hotel für ihn in Dresden auftreiben können.

Der Quartiermeister erklärte sich bereit, die Diener des Gesandten zu begleiten; es werde sich schon ein Plätzchen auftreiben lassen.

Mit einem Plätzchen sei ihm nicht gedient, rief Feuquières, er müsse ein geräumiges Haus haben, wie es sich für einen Vertreter des Königs von Frankreich schicke.

„Wer sucht, der findet," sagte der Quartiermeister. Er sei bereit, bis Mitternacht zu suchen.

Feuquières stampfte mit dem Fuße auf. Damit sei ihm aber nicht gedient! Er wolle keine Nacht mehr in der Vorstadt zubringen.

Nun, dann wolle er keine Zeit verlieren, sagte der Quartiermeister und machte sich mit einigen Dienern des Gesandten auf den Weg. Nach einer Liste der verfügbaren Wohnungen durchliefen sie die Straßen schweigend; denn aus Unkenntnis ihrer Sprachen konnten sie sich nur mühsam

verständigen. Viele Häuser lehnten die Diener des Gesandten schon nach flüchtiger Betrachtung des Äußeren durch eine Gebärde ab. Vor einem hohen Gebäude, das einen einigermaßen herrschaftlichen Eindruck machte, blieben sie stehen und sahen den Quartiermeister fragend an, der zuerst die Schultern zuckte, dann mit dem Kopfe nickend sich einverstanden erklärte, es anzusehen. Im Flur fiel ihnen ein starker Geruch auf, der aus Essig und Wacholder gemischt zu sein schien. Auf einem eichenen Tische stand eine Schüssel mit irgendeinem steifgewordenen Brei und ein Teller mit Brot; ein umgefallener Krug hatte seinen Inhalt, augenscheinlich Bier, auf den steinernen Boden ergossen, und er stand, am Rande versiegt, zum Teil in dunkler Lache. Es sah aus, als hätten die Bewohner in hastiger Flucht das Haus verlassen. Einer der Franzosen öffnete die nächste Tür, blieb aber mit einem Schrei des Schreckens auf der Schwelle stehen: auf einem Bette lag ein Toter, halbnackt, mit verkrümmten Gliedmaßen, blaue Flecke auf dem verzerrten Gesicht. Der Quartiermeister packte den von Entsetzen Gelähmten am Arme und zog ihn aus dem Hause, den anderen nach, die sogleich davongelaufen waren; erst nach einer Weile blieben sie stehen, um den Quartiermeister in französischer Sprache mit Vorwürfen zu überhäufen. Dieser schüttelte den Kopf und wies auf ein rotes Kreuz an einer Haustür, womit er sagen wollte, ein solches Zeichen bedeute, daß hier jemand an der Pest gestorben sei, und ein ebensolches Zeichen sei auch an dem betreffenden Hause gewesen. Um die Franzosen zu versöhnen und ihre bleichen Gesichter wieder zu färben, führte er sie in das nächste Wirtshaus, ließ Wein bringen und erzählte dem Wirt das häßliche Abenteuer. Die Totengräber, erklärte dieser, hätten sich am vorigen Abend trotz

des Klagens der Nachbarn geweigert, den Toten mitzunehmen unter dem Vorwande, ihr Karren sei schon vollgeladen, sie wären müde und wollten Feierabend machen; nun schienen sie ihn leider vergessen zu haben. „Das sind verfluchte Kerle,“ sagte der Quartiermeister, „ehrlichen Leuten einen solchen Braten aufzutischen.“

Man sehe ihnen den Schrecken noch an, sagte der Wirt; sie sollten nur fest trinken, der Wein sei wie Feuer, fresse das Pestgift auf. Es sei noch nie ein Besoffener an der Pest gestorben.

Am folgenden Tage erschienen einige kurfürstliche Räte bei dem erzürnten Gesandten, um ihn zu beschwichtigen. Es treffe sich unglücklich, sagten sie, daß am Tage zuvor das Gefolge des Prinzen von Holstein eingetroffen sei, des Verlobten der ältesten Tochter ihres Herrn; daher sei die Stadt überfüllt.

Sie wagten also, sagte Feuquières, ihm Leute vorzuziehen, deren Herr dem seinigen weit nachstehe! Das sei eine neue Beleidigung. Er sehe klar, daß der Kurfürst seine Anwesenheit nicht wünsche und werde danach handeln. Bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden hätten sie ihm zu verstehen gegeben, daß der Kurfürst gern 100000 Reichstaler von seinem König annehmen werde; er habe das berichtet, und der König habe es gut aufgenommen in der Hoffnung, er setze dadurch den Kurfürsten instand, den Krieg nachdrücklicher zu betreiben. Unter den obwaltenden Umständen könne von dem Gelde nicht mehr die Rede sein.

Oh, sagten die Räte, das werde dem Kurfürsten sehr empfindlich sein. Es sei durchaus nicht des Kurfürsten Schuld, daß Feuquières nicht seinem Range gemäß untergebracht sei, er sei seinem Schwiegersohn entgegengereist und werde erst am nächsten Tage zurückkommen. Feuquières könne

überzeugt sein, daß der Kurfürst ihn gut aufnehmen werde; an dem Gelde sei ihm außerordentlich viel gelegen.

Auch der Hofprediger Hoë, der sich für empfangene 2000 Reichstaler bedankte, machte einen Versuch, seinen Herrn zu entschuldigen, wurde aber von Feuquières unterbrochen, der sagte, dadurch mache Hoë die Sache nur schlimmer. Wer den Kurfürsten entschuldige, beleidige ihn gleicherweise.

Das sei leider nicht zu leugnen, sagte Hoë lächelnd, daß der sächsische Hof eine gewisse bäurische Plumpheit noch nicht ganz abgestreift habe. Er bedaure es sehr, daß ein so mächtiger Reichsfürst die feine Sitte, wie Frankreich sie unübertrefflich hervorgebracht und ausgebildet habe, nicht annehmen wolle. Soviel er könne, wirke er darauf hin; aber man müsse bekanntermaßen mit Fürsten glimpflich umgehen, da sie stachelig und gefährlich zu sein pflegten.

Er fürchte sich nicht, sagte Feuquières, und werde es dem Kurfürsten unverhohlen merken lassen, daß er sich für eine derartige Behandlung zu hoch schätze.

Der Statthalter von Stettin, Steno Bjelke, wurde von zwei Kammerdienern mit vieler Mühe und unter gräßlichen Flüchen angekleidet, um nach Wolgast zu reisen und die Leiche Gustav Adolfs, die in den nächsten Tagen dort ankommen sollte, in Empfang zu nehmen. Als sie damit zustande gekommen waren, ließ er sich in einen Sessel setzen und fragte, ob sie wüßten, weshalb er sie während des Ankleidens so hart geschimpft und sich auch wohl die eine oder andere Maulschelle hätte entwischen lassen. „Weil Euer Gnaden in der Furie waren," sagte einer der Kammerdiener. „Teufelskerl," lachte Steno Bjelke, „die, welche du jetzt bekämest, hättest du rechtmäßig verdient." Dann erklärte er, daß das

Podagra ihm bei jeder Bewegung heftigen Schmerz verursache, und daß er außerdem wegen des bevorstehenden Begräbnisses der seligen Majestät betrübt sei, gab ihnen ein Stück Geld zur Vergütung und den Auftrag, ein Frühstück zu bringen, damit er sich von der gehabten Anstrengung erhole. Gleichzeitig kamen mehrere Offiziere, die Steno Bjelke begleiten und sich nach seinem Gesundheitszustande erkundigen wollten. Er stecke nun gottlob in den Kleidern, sagte der Statthalter, und gedenke sie nicht auszuziehen, bis er wieder in Stettin sei und sich zu Bette legen könne. „Generalissimus Tod", sagte er, „hat einen Sturm auf die Festung Steno Bjelke kommandiert; aber er ist glücklich abgeschlagen. Die paar Löcher, die die Mauer bekommen hat, sind gestopft, und die paar Giebel, die gebrannt haben, gelöscht; inzwischen schickt vielleicht der Himmel Entsatz." Die Offiziere lachten und ergriffen die Becher, um den Abzug des gemeinen Feindes zu feiern. Es sei ja nur ein Aufschub, sagte Steno Bjelke wehmütig, einmal müßten alle irdischen Festungen fallen; aber mit Ehren wolle ers tun und sich mit großen und kleinen Stücken bombardieren und zusammenschießen lassen, bevor er kapitulierte.

Die Offiziere lobten seinen männlichen Entschluß und erzählten, in der Stadt gehe das Geschwätz, als habe er die Pest; sie hätten es aber nicht glauben wollen und die Eulen Lügen gestraft.

Wer sage, daß Steno Bjelke die Pest habe, rief der Statthalter, dem solle sie selbst in die Eingeweide schlagen. Einen guten festen Trinker fasse die Pest überhaupt nicht an, er fürchte sie nicht. Wenn er nur erst zu Pferde säße, er könne den teuren königlichen Helden doch nicht in der Sänfte empfangen.

Indessen rollten die Wagen mit dem Sarge und dem

Teil der Leidtragenden, die ihn geleiteten, langsam durch die Julihitze. Die verwitwete Königin saß neben ihrem Bruder von Brandenburg und sprach mit ihm über eine etwaige Verheiratung seines Sohnes mit ihrer Tochter. Ihre Tochter sei von früh auf, sagte sie klagend, eigenwillig und wunderlich gewesen, wie würde es erst jetzt gehen, nun des Vaters Hand sie nicht mehr zügeln könne. Sie habe keinen Einfluß auf das Mädchen, werde überhaupt in Schweden wenig geachtet und als Fremde beargwöhnt.

Der Kurfürst sagte, daß der verstorbene König zwar ein großer Held gewesen sei, daß es aber besser gewesen wäre, wenn er das Labyrinth des Römischen Reiches nie betreten hätte. Nun sei der Faden gerissen, wie sollte sich die verwaiste Schar herauswickeln? Je mehr sich in das Spiel mischten, desto schwerer wäre es hernach, einen jeden auszuzahlen. Er sähe voraus, daß es über ihn und Pommern gehen würde, könne es aber vor Gott und der Nachwelt nicht verantworten, sich das rechtmäßige Erbe aus der Hand winden zu lassen; würde sein Sohn König von Schweden, so ließe sich das Problem am ehesten lösen.

Die Königin versprach zu tun, was in ihrer Macht sei. Ohnehin kränke sie der Hochmut des schwedischen Adels, wenn ihr Neffe die Faust hätte, ihm den Sattel fester aufzuschnallen, möchte sie es ihnen gönnen.

In Wolgast waren inzwischen eine Menge schwedischer Würdenträger angelangt, um beim Leichenbegängnis zu figurieren, und es gab einige Ungelegenheiten, weil der Reichsstallmeister Benedikt Oxenstierna darauf bestand, die Trauerfahne zu tragen, obwohl sie übermäßig schwer und er von schwächlicher Statur war, welche Schwierigkeit, da er auf sein herkömmliches Recht durchaus nicht verzichten wollte, dadurch gelöst wurde, daß man ihm drei Herren bei-

ordnete, die ihm nachzufolgen und die Fahne von hinten zu stützen hatten.

Nachdem der Hofprediger Fabritius unter dem Schluchzen aller Anwesenden die Trauerrede beendigt hatte, traten einige Herren an ihn heran, gaben ihm die Hand und dankten ihm für die rührenden Worte. Die Tränen wären ihm stromweis übers Gesicht gelaufen, sagte Steno Bjelke, sich die Augen trocknend; nebenbei sei er voll trauriger Gedanken gewesen, weil ihm in letzter Nacht im Traume der verstorbene König erschienen sei, ohne Koller, schmutzig und blutig und das geliebte majestätische Antlitz fast unkenntlich verunstaltet. Er habe ihn flehend angesehen und mit schauerlicher Stimme geflüstert: bete für mich! und zwar so deutlich, daß er nicht zweifeln könne, es sei wirklich des Königs Geist gewesen. Nun liege es ihm schwer im Gemüt, daß der fromme Held nicht in der Glorie zur Seite Gottes sitze, sondern so trübselig und fast schändlich einhergehen müsse, als ob er gar aus der Hölle oder dem Fegefeuer komme.

Infolge der Erbsünde, sagte Fabritius nach einer Pause, sei auch der Tugendhafteste nicht ganz ohne Tadel und müsse einer Läuterung unterworfen werden, bevor er die himmlische Seligkeit genießen könne. Nach seinem Dafürhalten müsse der König aber diese Reinigung bereits überstanden haben.

Die Zeit habe in der Ewigkeit wohl ein anderes Tempo als auf Erden, meinte der General Torstensohn, und der Mensch könne es mit dergleichen schweren Mysterien überhaupt nicht aufnehmen.

„Ach Gott, ja," sagte Steno Bjelke, „wir blasen uns auf wie Seifenblasen und platzen und zerrinnen spurlos wie sie. Als ein unüberwindlicher Imperator ist der König kürzlich hier gelandet und wird wieder hergeschleppt als ein Sklave des Todes, des wahren Despoten der Welt."

Unter diesen gewechselten Reden waren sie beim Hauptportal der Schloßkirche angelangt und traten ins Freie. Es war etwa fünf Uhr nachmittags; während der Predigt hatte es sich zu einem Gewitter zusammengeballt; aber als brächten sie die Lust zum Kampfe nicht auf, zerfielen die aufgeblähten Wolken wieder und lagen auf dem trüben Horizonte wie schlaffe Segel in einer Windstille.

Allerlei Volk, Fischer, Hirten und Bauern hatten sich angesammelt, um die denkwürdige Prozession nach dem Meere schreiten zu sehen, wo ein Schiff vor Anker lag und auf den Sarg wartete. Unabsehbar wand es sich durch die Wiesen: voran zu Pferd Oberst Axel Lilje, dem sein Regiment folgte, dann der General der Artillerie Leonhard Torstensohn, mit der Blutfahne, dann Reichsräte und Kämmerer mit Windlichtern in den Händen, dann wieder Soldaten, dann der Sarg unter schwarzem Baldachin, und dahinter der Kämmerer Karl Horn auf des Königs Roß in des Königs Rüstung, aber ohne den fröhlichen Schwung, der dem Toten eigen war. Dann kamen der Kurfürst von Brandenburg und Steno Bjelke, dann die Witwe und viele fürstliche und adelige Damen, dann ein wankendes Ungetüm, die von vieren getragene Trauerfahne, wiederum Soldaten, Professoren, Studenten und wieder Soldaten. Es währte drei Stunden, bis der Zug das Meer erreicht hatte. Während das späte Abendrot erlosch und Erde und Meer gegen den blassen Himmel anschwollen, betrat Steno Bjelke, die Witwe führend, das Gerüst, das vom Ufer bis zum Schiffe errichtet war, und hielt im Namen der Königin die Danksagung an die versammelten Herrschaften für die dem Verstorbenen erwiesene Ehre, worauf zwölf Kammerherren den schwarzen, mit silbernen Totenköpfen beschlagenen Sarg über die Brücke ins Schiff brachten. Während die Leidtragenden mit ein-

gerollten Fahnen den Weg zurück nach Wolgast gingen, umschlang das Meer das Schiff mit dem heimkehrenden Eroberer und trug ihn wiegend und singend in den Schoß der Mitternacht.

Der Hofkriegsratspräsident Schlick, der um die Mitte des August mit allerlei heiklen Aufträgen zu Wallenstein abgeordnet war, machte Piccolomini einen Besuch und erinnerte ihn daran, wie sie sich vor neun Jahren kennen gelernt hätten. Es sei ihm nicht leicht geworden, sagte er seufzend, das Schwert mit der Feder zu vertauschen; aber er habe durchaus unter Wallenstein nicht länger dienen können und sich deshalb von der kaiserlichen Majestät auf andere Weise gebrauchen lassen. Es komme doch vor allen Dingen auf des Kaisers Dienst an, der Meinung werde Piccolomini auch sein.

Das sei selbstverständlich, sagte Piccolomini; übrigens sei es gut, wenn im Kriegsrat eine Person sitze, die Soldat gewesen sei und die Bedürfnisse des Soldaten kenne. Es werde im Kriegsrate nur zu oft dadurch gesündigt, daß befohlen werde, was im Felde nicht praktikabel sei.

Schlick gab das zu; andrerseits, sagte er, müsse doch auch der Krieg auf den Staatshaushalt und das Gemeinwohl Rücksicht nehmen. Man müsse sich eben entgegenkommen und vertragen. Wenn das Schwert allein regierte, da hätte man ja eine Tyrannis und unleidliche Soldatenherrschaft, was gleichbedeutend sei mit Anarchie. Dem Geschichtskundigen sei es bekannt, wie das alte Römerreich durch den Übermut der kaiserlichen Leibwache und ihrer Befehlshaber in Ruin gestürzt sei. Dahin könnte es jetzt auch kommen, daß die raublustige Soldateska einen aus ihrer Mitte auf den Thron setzte, wenn sich die treuen Diener des Kaisers nicht um diesen scharten.

Schlick werde doch nicht zweifeln, daß hier im Lager lauter treue Diener des Kaisers wären, sagte Piccolomini scharf.

An ihm, Piccolomini, zweifle er nicht, sagte Schlick, darum wende er sich ja an ihn, um über dies und jenes Auskunft zu erhalten. Er selbst sei weder von dieser noch von jener Partei, halte sich abseits von den Hofränken, tue einfältig des Kaisers Dienst. Der Kaiser glaube Ursache zum Mißtrauen gegen den Herzog zu haben und habe ihn, Schlick, beauftragt, seine Gesinnungen zu erforschen; täusche sich der Kaiser, so sei es um so besser. Es wolle dem Kaiser so scheinen, als tue der Herzog dem Feinde nicht genug Abbruch, sorge mehr für des Feindes als für seinen Vorteil. Dagegen habe der Kaiser ihn geradezu an Piccolomini gewiesen, als an einen, dem er unbedenklich Krone, Leib und Leben anvertrauen könne. Auch er halte Piccolomini für einen Offizier von Ehre und sei überzeugt, daß, wenn der Herzog wirklich mit hochverräterischen Plänen schwanger gehe, Piccolominis reines Herz das Kontagium nicht aufnehmen werde, daß er höchstens zu redlich sei, um die im Finstern schleichende Kabale zu durchschauen.

Daß er dem Kaiser unbedingt ergeben sei, beteuerte Piccolomini; aber er glaube, daß auch des Herzogs Treue nicht angezweifelt werden dürfe. Wenn der Herzog sich in etwas verfehle, so sei es höchstens insofern, als er seine Zunge zu zähmen nicht gewohnt sei und oft grob herausfahre, auch sich nicht gern dreinreden lasse; seine Absicht sei aber gewiß gut, wovon er doch schon viele Proben abgelegt hätte.

Ja, sagte Schlick, das Wort recht in die Länge ziehend, wenn die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur nicht wäre! Wenn Ehrgeiz und Habsucht nicht wären! Wo wäre eine Tugend so sicher begraben, daß diese beiden schnöden Hyänen

sie nicht herauswühlten und schändeten? Piccolomini nehme er freilich aus, und was ihn betreffe, so wisse ja jeder, daß er jahrelang als bescheidener Privatmann und Familienvater gelebt und sich nur ungern und auf Befehl des Kaisers dem drückenden Amt des Hofkriegsratspräsidenten unterzogen habe; was für Mängel ihm auch ankleben möchten, Ehrgeiz und Habgier seien ihm allezeit fremd gewesen. Deswegen habe er dergleichen auch nicht ohne Unwillen an Wallenstein bemerkt, wie auch Aldringen, Collalto und andere mehr getan hätten. Aldringen habe damals, wie er, den Dienst quittieren wollen, er habe ihm aber selbst zugeredet zu bleiben, damit doch einer da sei, den gefährlichen Mann zu überwachen. Sie hätten dazumal nichts lieber gesehen, als wenn Piccolomini oder der nun längst von Gott heimberufene Collalto an Wallensteins Stelle getreten wäre, Kavaliere, die mit Ehrenmännern hätten umgehen können.

Piccolomini sagte, er sei an Wallensteins Launen gewöhnt und könne sich persönlich nicht beklagen: Wallenstein habe ihn stets als Freund und Bruder traktiert.

Ja freilich, lachte Schlick, er wisse wohl, daß er es nicht mit allen verderben dürfe. Wie er denn seine schwarzen Pläne ausführen sollte, wenn ihm seine Offiziere nicht blind ergeben wären!

Nun, blind ergeben sei er ihm eben nicht, sagte Piccolomini, die Lippen aufwerfend und den Kopf steif in den Nacken stellend; er habe seine eigene Ehre und sein eigenes Gewissen, etwas Ehrloses könne ihm niemand zumuten.

Schlick legte triumphierend seine Hand auf Piccolominis Arm. Das eben habe der Kaiser ihm gesagt, und das sei auch seine Überzeugung gewesen, daß Piccolomini etwas Ehrloses auch auf Wallensteins Befehl nicht tun würde. Darum spräche er, Schlick, so vertraulich mit ihm, wenn

er auch sein Leben dabei aufs Spiel setzte; denn wenn Piccolomini es Wallenstein wiedererzählte, so habe sein letztes Stündlein geschlagen, das wisse er wohl. Wallenstein habe Banditen genug an der Hand, um einen Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Was gelte ihm aber sein Leben, wo es auf des Kaisers Dienst ankomme! Der Kaiser sei ihm heilig, und er habe sich geschworen, ihn vor Unglück zu bewahren; er hoffe, Piccolomini werde ihm darin beistehen.

Piccolomini ergriff Schlicks dargebotene Hand und sagte, Schlick könne in allem, was des Kaisers Dienst betreffe, auf ihn zählen. Ob denn bereits etwas Bestimmtes gegen Wallenstein vorliege? Das vertrauliche Kommunizieren mit dem Feinde habe ihm ja auch nicht gefallen, aber es sei doch auf Befehl des Kaisers zur Beförderung des Friedens geschehen. Eins habe ihn immer verdrossen, nämlich die übergroße Freundschaft des Generals mit Arnim und dem Herzog von Sachsen-Lauenburg. Ihm für seine Person kämen die beiden nicht wie redliche Kavaliere vor, abgesehen davon, daß sie Ketzer wären; er habe den General oft wohlmeinend gewarnt, ihnen nicht so viel zu vertrauen. Auch mit dem Thurn hätte er sich nach seinem Dafürhalten nicht so weit einlassen sollen, der ein offenkundiger Rebell und Malefikant sei; er habe darin wohl dem falschen Terzky zu viel nachgegeben.

Nun begann Schlick freier herauszureden und erzählte, wie nach der Meinung des Kriegsrates Wallenstein viel eher einen günstigen Frieden vorschreiben könnte, wenn er den Feind rasch unterwürfe, wie er anstatt dessen die liebe Zeit verlöre, um seine schwarzen Anschläge auszukochen; was für gottlose Reden er gegen den Kaiser und sein Haus führte, und daß er dem König von Ungarn, dem Sohne des Kaisers, das Horoskop gestellt habe und auf seinen Tod

warte; daß er Böhmen, Mähren und Schlesien dem Kaiser entreißen und teils unter seine Helfershelfer, die böhmischen Rebellen, verteilen wolle; daß er ein abergläubischer Atheist sei, wenn er nicht gar, wie viele bestimmt wissen wollten, mit dem Teufel im Bunde stände, und daß er das Herz des Kaisers verwundet habe, indem er zwei junge Prinzen von Toskana, wohlerzogene, tapfere fürstliche Herren, die ein Regiment unter ihm hätten kommandieren wollen, mit höhnischen Worten heimgeschickt habe, als sei kein Platz für sie frei.

Er habe das auch nicht manierlich gefunden, sagte Piccolomini, habe aber gemeint, der General tue es deshalb, weil eine große Überzahl von Offizieren beim Heere sei, die es belasteten, vorzüglich, wenn sie jung und unerfahren und der fürstlichen Geburt wegen schwer zu regieren wären.

Deshalb tue er es, sagte Schlick, weil er nur von ihm selbst abhängige Kreaturen um sich leiden wolle, die zur Not auch das Schwert gegen den Kaiser zögen.

Heilige Mutter Gottes! rief Piccolomini, sollte er unwissend vor einem Abgrunde stehen und Wallenstein ihn unter der Maske der Freundschaft dem Höllenrachen überliefern wollen? Er habe es wohl manchmal bedauert, daß Wallenstein der wahren heiligen Religion nicht so anzuhangen scheine, wie ein Edelmann solle; allein da er in so gutem Einvernehmen mit dem Pater Quiroga, dem Beichtvater der Königin von Ungarn, dem Bischof von Wien und anderen hohen geistlichen Personen stehe, habe er sich solcher Zweifel entschlagen zu sollen gedacht.

Er wisse die Guten so gleisnerisch zu verführen, sagte Schlick, wie der Satan selbst es nicht besser könnte. Denen gingen nun aber auch die Augen auf, und wenn sie sich freundlich gegen ihn stellten, so sei das nur die gebührende Vorsicht einem solchen gefährlichen Bösewicht gegenüber.

Piccolomini dürfe sich auch beileibe die veränderte Gesinnung nicht merken lassen, sondern dieselbe Anhänglichkeit und Ergebenheit wie zuvor herauskehren. Die Aufgabe der Guten sei jetzt, ihn so zu betören, wie Odysseus und seine Gefährten den gewalttätigen Zyklopen; sie wären jetzt gleichsam in seiner Höhle und seiner heidnischen Wut und Gefräßigkeit preisgegeben, und nur der äußersten List und Behutsamkeit könne es gelingen, die erhitzte Keule in sein eingeschläfertes Auge zu bohren. Er wolle es inskünftig auch lieber vermeiden, mit Piccolomini allein zu sein, um keinen Verdacht zu erregen, und Piccolomini solle es sich nicht verdrießen lassen, hie und da Verwünschungen oder argwöhnische Worte gegen ihn, Schlick, auszustoßen; er werde sehen, was für Beifall er damit fände und könne das zugleich als Beweis für Wallensteins rebellische Gesinnung und Projekte begreifen.

Die Binde falle ihm allmählich von den Augen, sagte Piccolomini, und er sehe nun manches im Licht, was ihm früher dunkel vorgekommen sei. Schlick solle dem Kaiser versichern, daß er in ihm, Piccolomini, den treuesten, bis in den Tod unterwürfigen Diener habe, der nichts anderes auf Erden begehre, als sein Blut im Dienste des Kaisers zu verspritzen. Des Kaisers Klemenz und Gnädigkeit wären ihm zu bekannt, als daß er zweifelte, der Kaiser würde ihm die schuldige Treue nach Verdienst belohnen.

Nachdem Schlick angedeutet hatte, daß Piccolomini bereits zur Übernahme des höchsten Kommandos im Heere ausersehen sei, wenn Wallenstein beseitigt wäre, erkundigte er sich noch nach Charakter und Gesinnung anderer Offiziere, und welche er nach Piccolominis Dafürhalten jetzt schon ins Vertrauen ziehen könne. Daß auf Aldringens Treue zu zählen sei, wisse er aus früherer Zeit, Gallas komme ihm leider wie vom Herzog verzaubert vor.

Piccolomini sprach seine Überzeugung aus, daß Gallas, wenn er von wahrhaft verräterischen Absichten des Generals in Kenntnis gesetzt würde, Abscheu davor tragen und das dem Kaiser beweisen würde; übrigens erbot er sich, die Gemüter der Offiziere bei Gelegenheit zu erforschen. Ob denn in Wien schon etwas Gewisses über den General beschlossen sei?

An Wallensteins Untreue und bösen Absichten zweifle der Kaiser nicht mehr, sagte Schlick; aber hinsichtlich der Konsequenz und Ausführung sei doch noch dies und jenes zu bedenken. Der Herzog, obwohl als schlichter Edelmann geboren, stelle sich ärger an als die übelberufenen Tyrannen des Altertums; wenn er auch freiwillig abzudanken sich bewegen lasse, so sei doch damit seine Herrschsucht, Rachsucht und Grausamkeit nicht entthront. Es handle sich also darum, ihm vorher die Hände zu binden, damit man vor seinen Eruptionen und Machinationen sicher sei. Es werde Piccolomini nicht entgangen sein, wie schon seine, Schlicks, Anwesenheit ihm die Galle errege, er lasse sichs aber nicht anfechten, verhalte sich höflich und aufrichtig, sage seine Meinung und vertraue auf Gott, der kein Gefallen am Morde der Unschuld habe.

In der Tat war Wallenstein über Schlicks Sendung sehr erzürnt, so daß er sich meistens unter dem Vorwande seines üblen Gesundheitszustandes seine Besuche verbat und sich von Zusammenkünften fernhielt. War er aber zugegen, so führte er spitze Reden, wie daß die Hofleute, die zu Hause säßen, sich einbildeten, ohne tägliches Blutvergießen in Schlachten sei es um das Kriegswesen schlecht bestellt, wie wenn Soldatenblut der beste Dünger für den Acker sei; oder daß, wenn er zwar den Frieden traktieren, aber keinen Waffenstillstand solle gewähren dürfen, dies nicht anders

sei, als wenn ein Bauer Brot machen solle, ohne Korn zu schneiden; oder wie gewisse Herren, die in Böhmen konfiszierte Rebellengut an sich gebracht hätten, noch nicht fest in den Zweigen säßen und Angst vor einem konträren Wind hätten, der sie wieder herunterbliese.

Nachdem er sich etwa eine Woche lang im Lager aufgehalten hatte, verabschiedete sich Schlick von Wallenstein: er sei stets, sagte er, ein Bewunderer des Herzogs gewesen, habe ja auch unter ihm gedient, und wenn er sich jemals heroischer Taten rühme, so seien es diejenigen, die er unter des Herzogs glorreichem Befehl habe verrichten dürfen. Was für Vorteil der dermalige Waffenstillstand für den Kaiser habe, könne er nicht durchaus fassen und bitte den Herzog, ihm zu verzeihen, daß er, der seinen schwachen Verstand mit der unergründlichen Einsicht des Herzogs freilich nicht vergleichen könne, sich einer von der seinigen abweichenden Meinung unterstehe. Dieser Waffenstillstand scheine ihm etwas von dem meuchlerischen Pferde an sich zu haben, das die Griechen betrüglich in die trojanische Burg insinuiert hätten, und aus welchem das Verhängnis zum Schaden der Trojaner hervorgebrochen sei; und er wage es, aus wohlmeinendem Herzen den Herzog zu warnen, damit es ihm nicht ebenso ergehe. Er bete täglich, daß Gott ihm den Schleier von den Augen löse, mit dem der schlaue Feind ihn umgarnt hätte; dies müsse er als aufrichtiger Freund und Diener des Herzogs sowie als ebensolcher Diener des Kaisers furchtlos äußern.

Wallenstein feierte die Abreise Schlicks durch ein kleines Bankett im Freundeskreise, an dem auch Piccolomini teilnahm.

Es reue ihn, sagte Wallenstein, daß er den schnüffelnden Spion so straflos habe abziehen lassen, und Terzky stimmte

sogleich ein: Spione wären bei allen zivilisierten Völkern verachtet und als schnödester Auswurf des Menschengeschlechts angesehen gewesen; man hätte ihm einen ordentlichen Denkzettel auf den Weg geben sollen.

Man hätte ihn überhaupt nicht abziehen lassen, rief Illo, man hätte ihn in einem rechtschaffenen Duell abstechen sollen. Er hätte es sich zur Ehre angerechnet, seinem General diese lästige Fliege wegzuklatschen.

Wenn ein solcher Schelm nur Ehre hätte, sagte Terzky; er habe ihm absichtlich mit Sticheleien aufgewartet, aber es habe ihn wohl nicht gejuckt, oder er habe das Schwert zum Kratzen zu scharf gefunden und sich lieber hinter den Ofen retiriert.

Piccolomini sagte, nach seinem Dafürhalten dürfe man sich an einem Abgesandten des Kaisers nicht vergreifen, und er zweifle nicht, daß die Herren Kameraden das gleichfalls bedacht hätten; aber es sei ihm allerdings auch lächerlich vorgekommen, daß Schlick so viel mit seinen Kriegstaten geprahlt habe, von denen er glaube, daß sie dem Feinde am meisten genützt hätten.

Wallenstein lachte behaglich. Der Herr tue sich etwas darauf zugute, sagte er, daß er seinerzeit den alten Markgrafen von Baden in den Sund gejagt habe. Dieser alte Fürst sei ein wackerer Bücherleser und Schreiber, aber jämmerlicher Stratege und Feldherr gewesen, und ein jeder ungewaschene Fähnrich wäre auch mit ihm fertig geworden. Es mache ihn lachen, wie diese windigen Lorbeeren in Wien begossen und beschüttet würden, damit sie ein leidliches Aussehen bekämen. Übrigens habe er nur Diffikultäten mit dem Schlick gehabt, jetzt ernte er den Dank dafür ein, daß er ihn so lange mitgeschleppt habe.

Mit den toskanischen Prinzlein wäre es auch nicht an-

ders geworden, sagt Scherffenberg; der Fürst habe zuviel auf sich, als daß er die Amme und Garderobefrau für alle eitlen und müßigen Großmäuler in Europa machen dürfte.

Er schicke sich überhaupt nicht mehr zum Kommandostabe, sagte Wallenstein, seit die Verleumder und alten Vetteln des Kaisers Ohr gewonnen hätten. Vielleicht dächte der Schlick, er stände ihm selber an, obgleich er doch wissen sollte, daß der König von Ungarn schon lange Finger danach machte. Er möchte nur die Sprünge sehen, die manch einer dann machen müßte, und was für Gesichter er dazu schnitte. Er sei der Intrigen und Widerwärtigkeiten oft von Herzen überdrüssig; wem zuliebe kämpfe er eigentlich gegen diese Sündflut, anstatt sich in eine trockene Arche zurückzuziehen und gemächlich dem Schwall und Ersaufen zuzusehen!

Was? rief Illo aufspringend. Nein, sie ließen ihn nicht. An seinem Namen hange das Kriegsglück! Er habe das Heer geschaffen, es gleiche einer aus dem erwärmten Boden gezauberten Frühlingssaat, die, wenn die Sonne vom Regiment abträte, erfrieren müsse. Der General solle die schwarzen Gedanken fahren lassen, die der hundsföttische Schlick aufgerührt habe; wäre die Welt auch voll Verräter und Verleumder, so gebe es doch treue und redliche Herzen, die empfangene Wohltaten nicht vergäßen.

An die Tür eines dicht an der Zwickauer Stadtmauer klebenden Häuschens klopfte es ängstlich und hastig, worauf ein blindes Fenster sich öffnete und eine alte Frau herausschauend einen kleinen Knaben gewahrte, der angstvoll zu ihr aufblickte und um Einlaß bat. Die Alte zog den Kopf zurück, machte vorsichtig die Tür auf und ließ den Jungen eintreten, der von Schlamm tropfte und über und

über zitterte, obwohl es ein schwüler Augustabend war. Wie er sich denn so zugerichtet habe? schalt die Alte; er solle alles erzählen, aber nicht lügen, sie könne es ihm von der Stirne ablesen.

Der Junge erzählte, daß er des Apothekers Sohn aus Chemnitz sei, und daß die Holkischen Jäger die Stadt eingenommen hätten. Bei seinem Vater sei ein ganzer Haufe im Quartier gelegen, die hätten geplündert, viele Kruken und Gläser voll Arznei aus dem Fenster geworfen, aus anderen Sachen Bündel gemacht, und als sie abgezogen wären, ihn geheißen, sie ihnen nachzutragen. Die Eltern hätten geweint und gefleht, aber der Leutnant habe gesagt, ein Bube sei ihnen an der Pest gestorben, ein anderer davongelaufen, sie brauchten einen Ersatz. Es solle ihm kein Leid geschehen; wenn er ihnen die Bündel bis Zwickau getragen hätte, wollten sie ihn zurückschicken und ihm noch einen Lohn dazu geben. Unterwegs hätten sie ihm aber gesagt, sie wollten ihn behalten, weil er so gescheit und behende sei, er werde sein Glück machen und ihnen später dankbar sein. Da habe er sich vielmals bedankt und geantwortet, er wolle kein Soldat, sondern Pfarrer werden, dürfe auch seine Eltern nicht verlassen, denen der Leutnant ja auch versprochen habe, ihn heimzuschicken; worauf sie böse geworden wären, ihm ein paar heruntergehauen und gesagt hätten, bei ihnen bleiben müsse er, und wenn er zu entwischen versuchte, würden sie ihn am nächsten Baum aufhängen. Bei Tage habe er nicht weglaufen können, bei Nacht aber die Gelegenheit gefunden, sich in einem tiefen, mit Wasser gefüllten Graben zu verstecken, und sei viele Stunden darin geblieben, bis das Regiment weitergezogen wäre. Er habe bis an den Hals im Wasser gesteckt und währenddessen alle Sprüche gebetet, die er auswendig wisse,

so habe er es mit Gott ausgehalten und sei auf geschwinden Pfaden, die ihm bekannt wären, nach Zwickau gelaufen.

Die Alte klopfte dem Jungen die Backen, lobte seine Tapferkeit und sagte, er solle sich in das Bett legen, das in der Ecke stehe, half ihm sich auszuziehen und warf seine verschlammten Kleider in die Regentonne, die vor der Tür stand. Das solle sie doch um Gottes willen nicht tun, bat der Kleine, wenn die Soldaten kämen, würden sie alles um und um suchen, die Kleider finden und seinen Aufenthalt entdecken. Das würden sie sich nicht getrauen, sagte die Alte geheimnisvoll kichernd, vor ihr liefen sie davon wie die Hasen vor einer Krautscheuche. Der Junge betrachtete sie neugierig und ehrfurchtsvoll und fragte leise, wer sie sei? ob sie zaubern könne? worauf sie noch mehr lachte, ihm einen Teller mit Mus und ein Glas abgestandenes Bier brachte und ihm befahl, er solle schlafen, er habe das Fieber. So verhielt es sich in der Tat; er sprach immer rascher und lauter: wenn er wieder zu seinen Eltern käme, würden sie sich der Alten dankbar erweisen, die Soldaten hätten ihnen zwar vieles fortgeschleppt, aber das Beste hätten sie in ein Loch in der Brunnenmauer versteckt. Wenn ihn nur die Soldaten nicht fänden, in ein paar Stunden würden sie gewiß in der Stadt sein, es sei ja nicht einmal ein Torwärter da, er selbst habe unvermerkt hineinschlüpfen können.

„Der Torwärter ist gestern gestorben," sagte die Alte; „aber jetzt ist ein neuer da, der wird die Stadt gut bewachen, braucht nicht einmal Schloß und Riegel dazu." Der Kleine sah die hüstelnde Alte mit großen glänzenden Augen erwartungsvoll an. „Wer ist es?" flüsterte er. „Es ist die Pest," sagte ihm die Alte ins Ohr. Der Junge fuhr

ein wenig zurück und besann sich. Und wer denn sie sei? fragte er weiter. „Ich bin die Pestfrau," sagte die Alte, „und das Bett, in dem du liegst, ist das Pestbett; kurz eh du kamest, haben sie die letzte Leiche herausgeschafft."

Dabei fing sie so zu lachen an, daß der Schemel unter ihr krächzte. Der Knabe holte tief Atem und sagte, das habe Gott so gefügt, damit die Soldaten ihn nicht auftrieben, faltete die Hände und betete deutsch und lateinisch, worüber er endlich einschlief, so daß er den Lärm der in die Stadt eindringenden Soldaten nicht hörte.

Im Laufe des Vormittags traf Holk selbst in Zwickau ein und begab sich bösegelaunt sofort auf das Rathaus; denn ein paar Offiziere waren ihm mit der Nachricht entgegengekommen, die meisten Häuser ständen leer, in Küche und Keller sei nichts aufzutreiben, man müsse inmitten einer wohlhabenden Stadt Hunger leiden. Die beiden Ratsherren, die Holk in der Ratsstube fand, herrschte er an, was das heißen solle? Wo die Bürgermeister und übrigen Ratsherren wären? Seine Truppen müßten ins Quartier, wo die Bürgerschaft sei? Er würde schon Mittel finden, sie aus ihren Verstecken auszuräuchern.

Die Bürgerschaft liege allermeist auf dem Friedhofe, sagte der Ratsherr; die Soldaten, die letzhin durch Zwickau gekommen wären, hätten die Pest eingeschleppt, an 80 Häuser wären gänzlich ausgestorben. Andere wären ausgewandert, da man füglich zwischen lauter Gräbern kein Erwerb und Nahrung mehr finden könne.

Das wären Ausflüchte, sagte Holk erbost, er kenne die Zwickauer, das Gaukelspiel solle ihnen aber teuer zu stehen kommen. Die Stadt müsse sogleich 5000 Reichstaler Kontribution erlegen, ferner den Soldaten einen rechtschaffenen Unterhalt beibringen. Ach Gott, sagten die Ratsherren,

kümmerlich lächelnd, wie denn die paar übriggebliebenen, dem Tode abgesparten Elenden 5000 Reichstaler aufbringen sollten? Holk wisse ja wohl, daß die Stadt ihm erst kürzlich 8000 Reichstaler habe zahlen müssen, dabei sei der allerletzte Sparpfennig aufgegangen. Wenn man alles Vorhandene auf einen Haufen sammelte, würde nicht 1000 Reichstaler Wert mehr herauskommen. Das werde sich zeigen, sagte Holk; sie, die beiden Ratsherren nehme er als Geiseln und werde sie nicht eher freigeben, als bis die verlangte Summe erlegt sei. Die beiden Männer baten, er möge sie doch von ihrer Familie Abschied nehmen lassen, die sie ja wohl nie wiedersehen würden; aber Holk winkte ein paar Soldaten, ihnen die Hände zu binden und sie ohne Verzug im Rathaus einzusperren. Soeben kam in voller Wut ein Offizier gelaufen und meldete, er habe sich eine Mahlzeit aufdecken lassen wollen, da habe auf dem Tisch lang ausgestreckt ein halb verwester Leichnam gelegen; eine solche Ungebühr müsse an der ganzen Stadt gerächt werden, man könne ja vor Abscheu, von der Ansteckung ganz zu schweigen, den Tod haben. Holk fluchte: das sollten die beiden Ratsherren büßen, man solle sie dicht unters Dach legen, damit die Sonne sie verbriete. Und wie das zugehe, wandte er sich an einen zitternden Ratsdiener, daß unbegrabene Tote in den Häusern umherlägen? Das sehe einer Verschwörung gleich, er wolle die Stadt an allen Ecken anzünden lassen und sich der Toten und Lebendigen miteinander erledigen. Der Gefragte gab Auskunft, daß der Totengräber kürzlich davongelaufen sei; ein neuer sei noch nicht bestellt, und die Bader, die die nächsten dazu wären, weigerten sich. Er wolle ihnen schon zum Tanze aufspielen, drohte Holk; inzwischen sollten die Soldaten die Bürgerschaft zum Reinigen der Häuser antreiben.

Beim Verlassen des Rathauses legte einer von Holks Adjutanten ein Wort für die beiden Ratsherren ein; wenn sie stürben, meinte er, fiele es ihm aufs Gewissen, und Geld würde er doch nicht sehen; es scheine in Wahrheit nichts mehr vorhanden zu sein. Holk antwortete verdrießlich, man müsse nur ordentlich pressen, es kämen schon ein paar Tropfen. Der General habe ihm befohlen, starke Mittel zu gebrauchen, und er verlange bündigen Gehorsam; die Folgen gingen ihn, Holk, nichts an, sein Gott und sein Gewissen sei Wallenstein.

Er bezog das Haus des Bürgermeisters, der die Stadt verlassen hatte, ließ Wein aus dem Keller schaffen und zechte bis in die Nacht mit den Kameraden. Stark angetrunken schlief Holk, mit dem Oberkörper auf dem Tische liegend, ein; unterdessen entfernten sich die Offiziere mit den Mädchen, die beim Essen bedient hatten. Nach einer Stunde erwachte Holk mit dem Gefühl, daß ihm jemand von hinten den Hals angehaucht habe, fuhr auf und blickte sich zögernd, nicht ohne Grauen um. Durch das geschlossene Fenster sah er den fast vollen Mond, der gerade über den spitzen Hausgiebeln gegenüber stand; der Anblick erinnerte ihn an die Überreste eines Geräderten auf dem Rade, und ein fauliger Geruch, den er spürte, schien ihm von dort auszugehen. Jetzt fiel ihm ein, daß ein Mädchen die Nacht hatte bei ihm bleiben wollen, und daß sie mit einem anderen, den er ohnehin nicht leiden konnte, Blicke gewechselt hatte; war sie mit dem fortgegangen, oder hatte sie sich irgendwo versteckt? Er stand auf und tappte nach einer Tür, die er öffnete: er sah in der Dunkelheit nichts als ein Paar rote Augen, die ihn trübe glimmend anstarrten. Unwillkürlich sprach er ein Stoßgebet; dann fiel ihm ein, daß dies ein erlöschendes Feuer in einer Pfanne war, über

der man Wacholderbeeren erhitzt hatte, und daß davon der süßliche Geruch kam, den er nicht loswerden konnte. Unwillig tastete er sich nach einer anderen Tür und rief nach seiner Dienerschaft; aber niemand kam, und niemand antwortete.

Während der ganzen Zeit spürte er den Mond hinter sich, wie wenn der geräderte Tote die modernde Hand nach ihm ausstreckte, und wagte nicht, sich umzusehen und die Täuschung richtigzustellen. Die Diener, die endlich kamen und ihn zu Bett brachten, entschuldigten sich mit schwerem Schlaf; das leere Haus komme ihnen wie verhext vor. Ja, er wolle morgen weiter, sagte Holk; in der verfluchten Stadt setzte sich einem noch die Pest auf den Nacken.

Unterwegs traf Holk eine Ordonnanz Wallensteins, er solle in Gera mit Arnim zusammentreffen und sich wegen des Friedens besprechen. Holk solle sich dabei mit seiner gewohnten Prudenz verhalten und nicht in die Fallen gehen, die der listige Arnim ihm stellen würde.

Der schlüpfrige Auftrag beunruhigte ihn ein wenig; andererseits schmeichelte es ihm, Arnim, der sich für einen unübertrefflichen Politiker hielt, zu überlisten; er nahm sich vor, ihn gehörig zu ärgern und womöglich mit kreuz und quer schießenden Irrlichtern in den Sumpf zu locken. In Gera angekommen, kleidete er sich prächtig an, behängte sich mit der schweren goldenen Kette, die er sich in Leipzig hatte verehren lassen, und befahl auch seiner Dienerschaft, sich nach Möglichkeit herauszuputzen. Nach dem Austausch der üblichen Höflichkeiten fing Arnim von der sächsischen Friedensliebe zu sprechen an, und daß der Kurfürst ganz perplex über Holks Einfall in sein Land bei währendem Waffenstillstand sei.

Er sei von dem Abschluß des Waffenstillstandes noch nicht

unterrichtet gewesen, sagte Holk. Übrigens könne er doch die Waffen nicht niederlegen, solange der Herzog von Weimar mit offenbar feindseliger Intention an der Grenze drohe. Er habe nichts Böses wider den Kurfürsten im Sinne, und wenn seinem Heere nur immer der nötige Unterhalt gewährt worden wäre, hätten sie in Frieden nebeneinander leben können. An seiner Friedensliebe werde Arnim doch nicht zweifeln, er sei ja Protestant, werde seine Glaubensgenossen nicht in Ruin setzen wollen. Auch sei er ja nunmehr deutscher Reichsgraf, wie Arnim wohl wissen werde, und es stehe ihm als solchem besser an, sein Vaterland vor Verwüstung zu bewahren als damit heimzusuchen.

Mit Erwähnung dieser Standeserhöhung gelang es Holk, Arnim empfindlich zu ärgern. Er habe davon gehört, sagte er, auch daß Holk Güter in Böhmen von Wallenstein erhalten habe; wenn aber Böhmen wirklich in den alten Stand restituiert würde, könne ihm der eben gefangene Vogel leicht wieder aus der Hand wischen.

Nun, sagte Holk selbstgefällig, das hange doch auch davon ab, ob einer wirklich Meriten um Kaiser und Reich hätte.

Beim Mittagsessen, zu welchem Arnim Holk mit einem vertrauten Offizier einlud, wurde das Gespräch fortgesetzt. Arnim sagte, von Bernhard von Weimar brauche Holk nichts zu besorgen, er sei jetzt auf dem Wege zu Oxenstierna, wo sie einen endgültigen Beschluß fassen würden. Wallenstein, aus dessen Lager er eben komme, habe ernstlichen Willen zum Frieden und bürge auch so oder so für die Einwilligung des Kaisers.

Ja, sagte Holk eifrig, daß sie, die den Krieg in der Hand hätten, einig untereinander wären, das sei die Hauptsache. Arnim könne ja wohl ebenso für den Kurfürsten einstehen.

Das könne er, sagte Arnim; wenn nur die evangelische Religion stabiliert würde, so finde er keinen Grund mehr zum Kriege.

Plötzlich stieß Holk seinen Teller zurück und sagte, das Rebhuhn ekle ihn, es rieche nach faulen Pilzen.

Das könne er nicht finden, sagte Arnim erstaunt und mißbilligend, es munde ihm vorzüglich. Holk solle einen Schluck Wein dazu trinken.

Holk stand auf und öffnete das Fenster. „Mit Euer Exzellenz Erlaubnis," sagte er, „der unleidliche Geruch benimmt mir den Atem." Vielleicht komme es davon her, daß sie die letzte Nacht durch einen feuchten Wald geritten wären, wo es nach Pilzen gerochen hätte.

Arnim beachtete es nicht weiter und fuhr fort, über die Möglichkeit zu sprechen, daß der Kaiser auf die von Wallenstein beliebten Friedenspunkte nicht eingehen wollte. Wie Holk sich dazu stellen würde, wenn es gälte, eine nachdrückliche Schärfe gegen den Kaiser zu gebrauchen.

„Des Generals Wille ist mein Wille," sagte Holk. Er wisse ja auch, setzte er hinzu, daß Wallenstein nichts intendiere, was nicht zu guter Letzt das Wohl des Kaisers bezwecke.

Arnim bat Holk, sich näher darüber zu erklären, was des Kaisers Wohl sei, und blickte, da er keine Antwort erhielt, fragend nach ihm hinüber. Holk habe ja die Farbe verloren, sagte er, und er esse ja nicht?

Der Geruch mache ihm übel, antwortete Holk, er könne keinen Bissen hinunterschlucken.

Der Offizier stand auf und befahl einem Stallknecht, der auf dem Platze stand, wohlriechende Blumen im Wirtsgarten zu pflücken, und stellte den eilig gebrachten Strauß auf den Tisch. „Der Herr hat Einfälle wie ein Weib," sagte Holk zu seinem Offizier, lobte aber die Wirkung des

Blumengeruchs, der die Luft reinige. Nach einigen Minuten jedoch rief er: „Es riecht faul!“ und warf den Strauß aus dem Fenster. Ohne daß die Unterredung zu einem Ergebnis geführt hätte, brach er bald danach auf und begab sich eilig in seine Wohnung.

Am folgenden Morgen sagte er zu dem Offizier, der mit ihm bei Arnim gewesen war, er sei jetzt ganz wohl, und der widerliche Geruch sei verschwunden; es habe also an Arnims Gasthaus, nicht an ihm gelegen.

Ja, was sollten sie denn dort getrieben haben? meinte der Offizier nachdenklich.

Vielleicht habe Arnim etwas ins Essen praktiziert, sagte Holk; ob er, der Offizier, nichts bemerkt habe?

Nein, erwiderte der, und Arnim habe ja selbst davon gegessen, das sei nicht anzunehmen. Und zu welchem Zweck er das getan haben sollte?

Warum? sagte Holk heftig. Weil er ein falscher, verschmitzter, pfäffischer Giftmolch sei und Lust an heimtückischen Bubenstreichen habe, es brauche keinen Grund weiter. Arnim sei voll Galle und würde am liebsten Gott selbst vergiften.

Das habe er nicht gewußt, sagte der Offizier erschrocken; Gott sei Dank, daß Holk so wenig zu sich genommen habe.

Holk nickte. Jetzt sei ihm wohl, außer daß ihm die Haut kribbele wie von Ameisen. Er sei jetzt ungeduldig, den Ort und das verwünschte Sachsen überhaupt zu verlassen.

In Plauen befand er sich so schlecht, daß er nicht mehr zu Pferde sitzen konnte und einen Wagen bestellte; aufhalten wollte er sich nicht, sagte er, solange er in Sachsen sei, bliebe er unter keinem fremden Dache. Zu dem Arzt, der gerufen wurde, sagte er, er bedürfe seiner nicht, wisse ohnehin, daß er vergiftet sei. Der Arzt betrachtete und be-

tastete ihn aufmerksam. „Die Symptome sind häßlich," sagte er; mußte aber auf Holks Befehl abziehen, ohne etwas verordnet zu haben.

Eine Stunde hinter Plauen ließ Holk den Arzt holen: er solle bei empfindlicher Strafe eilig zu Pferde kommen und seine besten Arzneien mitbringen. Als der Arzt an die Kutsche trat, lag der Feldmarschall stark fiebernd in eine Ecke gedrückt und hatte augenscheinlich Mühe, die Personen zu erkennen. Mit Hilfe des Kammerdieners zog ihm der Arzt das Oberkleid ab und sagte nach flüchtiger Untersuchung: „Es ist die Pest, wie ich gleich gedacht habe." Holk starrte ihn mit glasigen Augen an, sich gewaltsam besinnend. „Was für ein Hund spricht von Pest?" stammelte er. „Ich habe Gift im Leibe!"

Die Beulen säßen in der Achselhöhle, sagte der Arzt, das sei ein unwiderlegliches Zeichen. Holk solle noch ein paar Decken auf sich legen und schwitzen; übrigens solle er, anstatt zu schimpfen, seine Seele Gott befehlen.

Holk machte einen Versuch aufzustehen, fiel aber wieder auf den Sitz zurück. Der Kutscher solle eilen, eilen, sagte er, daß sie nach Adorf kämen; dort wäre vielleicht ein verständiger Arzt aufzutreiben.

Er kam zu sich, als der Wagen hielt, und rief nach Wasser. Da sich nichts rührte, kroch er mühsam an das Fenster und beugte sich hinaus. Weit und breit regte sich nichts; der Wagen stand auf einer schmalen Fahrstraße zwischen Stoppelfeldern, die wie das kurze, borstige Fell eines großen Tieres anzusehen waren, eines einsamen, auf einer Klippe im Weltraum träumenden Leviathan. Über den Zacken des Erzgebirges loderte die untergehende Sonne; sie schien Holk so nah zu sein, daß er entsetzt zurückfuhr. Er wußte, daß es die Sonne, aber nicht minder gewiß, daß es die Hölle

war: aus bodenlosem Kessel schlug das unauslöschliche, allgegenwärtige, rächende Feuer. Er glaubte das Wallen und Flackern der Flammen zu hören und die zunehmende Glut zu spüren und versuchte laut um Hilfe und um Wasser zu schreien: da stand plötzlich der Kutscher mit einem Kübel Wasser vor ihm und starrte ihm furchtsam ins Gesicht. Die Pferde seien am Verschmachten gewesen, sagte er, darum sei er fortgegangen und habe Wasser für die Tiere gesucht. „Wasser!" stöhnte Holk, „die Hunde lassen mich verdursten." Der Mann hob den Kübel herauf, und Holk langte mit beiden Händen hinein und führte sie zum Munde, stieß aber sogleich das Gefäß mit Abscheu zurück. „Es schmeckt faul!" rief er, „woher hast du das Wasser genommen?" Wie jedoch der Kutscher sich anschickte, das Wasser den Pferden zu bringen, streckte Holk die Arme nach ihm aus und rief: „Verlaß mich nicht! Siehst du nicht, daß ich des Todes bin? Hole mir einen Pfarrer, daß ich beichten kann!" Hierherum sei kein Mensch, kein Dorf, keine Hütte, sagte der Kutscher. Sie wären doch nicht in der Türkei, jammerte Holk, es müsse doch ein Pfarrer da sein! Er solle ihm hundert, fünfhundert Reichstaler versprechen, wenn er schnell käme! „Hole mir einen Pfarrer, du Schuft, daß ich nicht zur Hölle fahre!" schrie er, da der Kutscher noch zögerte, der nun, im Grunde froh, den Sterbenden verlassen zu können, spornstreichs davonlief. Gleich darauf kamen mehrere Holksche Offiziere zu Pferde an und fanden ihren Feldmarschall tot in der Kutsche.

Zwei Wochen nach Holks Tode langte Arnim bei Wallenstein an und erzählte ihm, daß er die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg dahin gebracht habe, zu der Konjunktion der Armeen ihre Zustimmung zu geben.

Ja, von Arnim komme ihm nur Gutes, sagte Wallenstein, nicht umsonst habe er seine Angelegenheiten stets gern Arnim anvertraut.

Er habe es sich Mühe kosten lassen, fuhr Arnim fort, den Kurfürsten gehe es mit ihren Entschlüssen wie manchen Leuten mit ihren Gänsen, mästeten sie so lange, daß sie verreckten, bevor es zum Schlachten käme. Er habe aber einen nachdrücklichen Ernst gezeigt und sich auch gewissermaßen für Wallenstein verbürgt.

So könnten sie also unverweilt miteinander auf den gemeinsamen Feind losgehen, sagte Wallenstein.

Arnim stutzte. Allerdings, sagte er nach einer Pause, wer sich dem Frieden widersetzte, dem wollten sie ihre Meinung mit den Waffen demonstrieren.

Den Schweden, sagte Wallenstein, gönne er die Überraschung, die ihnen bevorstehe. Die hätten sich eingebildet, in Deutschland regieren zu können. Er könne es nicht erwarten, sie ins Meer zu jagen.

Das werde nicht nötig sein, entgegnete Arnim. Er komme jetzt von Oxenstierna, der wünsche sich nichts Lieberes als eine aufrichtige Konjunktion mit Wallenstein, um den Frieden herbeizuführen. Wegen der Satisfaktion werde man sich einigen, schließlich müsse Brandenburg Pommern zedieren, der Verlust könne durch die schwedische Heirat ausgeglichen werden.

Wallenstein lachte. Ob Arnim ernstlich glaube, es sei seine Meinung, mit den Schweden zu akkordieren? Hätte er sie gerufen? Er sei der Tölpel nicht, ihnen einen Lohn auszuhändigen dafür, daß sie den Ruhestand Deutschlands perturbiert hätten. Hinauswerfen wolle er sie und hoffe, daß ihm Arnim dabei behilflich sein werde.

Das könne er nur für eine scherzweise Rede halten, sagte

Arnim aufstehend. Er sei jetzt wochenlang hin und her gereist und habe die Kurfürsten bearbeitet, um die Kombination zustande zu bringen; seine Ehre sei verpfändet. Es sei doch nicht möglich, daß Wallenstein jetzt alles verkehre und ihn Lügen strafe.

Ihm scheine es vielmehr, als rede Arnim irre, sagte Wallenstein, indem er eine hochmütige Miene annahm. Er wisse es nicht anders, als daß sie miteinander eins geworden wären, über die Schweden herzufallen und dann den allgemeinen Reichsfrieden herzustellen. Ob Arnim etwas anderes schriftlich von seiner Hand habe?

Arnim wurde dunkelrot und stampfte mit dem Fuße auf. „Der Donner soll mich treffen," fluchte er, „daß ich noch einmal getraut habe!"

„Der Herr weiß nicht, was er redet," sagte Wallenstein mit harter Stimme. „Der Herr verdreht mir die Worte im Munde, um mich in seine fuchsschwänzigen Judasprojekte zu verflechten. Er hat mir eine Falle gestellt."

Als Arnim auf dem Rückwege von dieser Zusammenkunft den Herzog von Sachsen-Lauenburg aufsuchte, sagte dieser lachend, er habe nicht für möglich gehalten, daß Arnim sich so erhitzen könne; er sehe aus, als müsse ihm im nächsten Augenblick ein Äderlein platzen. Arnim gab die gehabte Unterredung wieder; der Teufel habe nun seine Klaue gezeigt, sagte er, man könne sich eben doch mit dem katholischen Schlangengezücht nicht einlassen.

Franz Albrecht hörte nachdenklich zu und meinte endlich, da walte gewiß ein Mißverständnis vor; vielleicht sei Wallenstein durch irgend etwas disgustiert gewesen, launisch sei er ja und verwöhnt wie eine schöne Buhldirne.

Gerade darum, sagte Arnim, wolle er nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er stecke so voll Lug und Trug, daß er

selbst nicht mehr wisse, was er wolle. Wenn er jetzt auch noch einmal glatte Worte brauchte, er, Arnim, lasse sich nicht wieder fangen.

Man müsse mit Wallenstein auf besondere Art umgehen, sagte der Lauenburger, ihm die Worte gewissermaßen selbst in den Mund legen.

Der Herzog möge es immerhin versuchen, sagte Arnim, er sei gegen so viel Falschheit nicht gewappnet.

Franz Albrecht dachte nach: ja, Wallenstein war launisch und er war furchtsam; er hatte im Grunde Angst vor der kaiserlichen Macht, und der Umstand, daß er soeben seinen ergebensten Offizier, nämlich Holk, verloren hatte, mochte ihn unsicher gemacht haben. Gleichzeitig war dem Thronfolger, von dem er geglaubt hatte, er werde ohne Erben verkümmern, ein Söhnlein geboren worden; das mochte ihm so vorkommen, als nehme das Schicksal sich seiner Gegner an. Es komme also darauf an, dachte er, ihm Mut einzuflößen, was Arnim immer so gut verstanden habe. Wie wenn es nun aber nicht gelingen wollte?

Übrigens, sagte er, sich plötzlich aus seinem Sinnen gegen Arnim wendend, könne man ja auch wirklich mit Wallenstein vereint die Schweden herauswerfen.

Arnim warf einen ärgerlichen Blick auf Franz Albrecht. Auf die Art, sagte er, daß man sie jetzt, das Bündnis brechend, überfalle, gehe es einmal gewiß nicht, das müsse anders vorbereitet werden. Franz Albrecht solle sich nur mit seinen Reden vorsehen, er wisse ja gut genug, was für ein Geschwätz unter den Schweden über ihn im Schwange sei.

Das tue ihm nicht weh, lachte der Herzog auf, könne ihn höchstens bewegen, ihnen das Lügenmaul zu stopfen. Die Franzosen wären auch da, denen das schwedische Bündnis im Grunde verhaßt wäre. Mit ihrer Hilfe hätten sie

gewonnenes Spiel, sie könnten Wallenstein auch in Böhmen einsetzen.

„Zwischen zwei Spitzbuben", sagte Arnim böse, „ist mir der schwedische noch lieber als der französische." Außerdem wolle ja Wallenstein von der böhmischen Krone gar nichts mehr wissen.

Nein, das könne er doch nicht glauben, erwiderte Franz Albrecht, er habe sich zu tief in die böhmische Sache eingelassen. Vielleicht wolle er sich nur nicht klar darüber äußern, wolle, ohne zu sprechen, verstanden sein; aufgeben könne man ihn noch nicht.

Wallenstein fühlte nach Arnims Abreise eine große Befriedigung. Gott sei Dank, dachte er, daß er den selbstsüchtigen, eigenmächtigen Brandenburger ein für allemal losgeworden sei, der ihm immer seinen Einfluß aufgedrängt habe, um ihn für fremde Zwecke auszunützen. Nun könne er sich wieder frei entschließen. Er ließ Seni kommen und erzählte ihm, daß er mit den Sachsen und Schweden gänzlich brechen wolle. Er habe schon vorausgesehen, sagte dieser, daß ein Umschwung eintreten werde; denn er habe nachts eine bedeutsame neue Konstellation am Himmel beobachtet. Wallensteins Stern schwinge sich wieder mächtig empor, er werde allen seinen Feinden obsiegen.

Den Herzog von Lauenburg empfing der Herzog mit einer Klage über Arnims Arglist: er könne es nicht fassen, sagte er, daß Arnim, der den Frommen herauskehre, solchen Betrug ausübe, ihn mit Worten binden zu wollen, die er niemals gesprochen habe.

Franz Albrecht entgegnete munter, den pfäffischen Arnim wollten sie einmal beiseitelassen. Von ihm, Franz Albrecht, wisse ja Wallenstein, wie widerwärtig ihm die Schweden wären, und daß er gewiß nicht daran denke, ein ewiges

Bündnis mit ihnen zu halten. Jetzt frage es sich aber, ob man es ohne ihren Beistand mit dem Kaiser aufnehmen könne? Ob man es etwa lieber mit den Franzosen versuchen sollte?

„Habe ich jemals gesagt," fragte Wallenstein scharf, „daß ich etwas gegen den Kaiser tentieren würde? Das wäre eine Spitzbüberei!"

Nun, erwiderte Franz Albrecht lachend, er habe die Möglichkeit erwogen, daß der Kaiser etwas gegen ihn tentierte, wenn er sich der böhmischen Emigranten annähme.

Böhmen! Böhmen! rief Wallenstein sich ereifernd. Ja, es möchte manchem Leckermaul passen, wenn er ihm die Kastanien aus dem Feuer holte. Franz Albrecht habe ja wohl auch Geschmack an böhmischen Schürzen und Geldsäcken bekommen, täusche sich aber, wenn er glaube, er, Wallenstein, setzte seine Reputation aufs Spiel, um Weiberjägern und Huren den Beutel zu füllen.

Allmählich fing der Lauenburger die Fassung zu verlieren an. Jetzt würde es ihn nicht wundern, sagte er, wenn die Elbe sich umdrehte und ins Mittelmeer würfe. Er möchte aber lieber glauben, daß Wallenstein das Gedächtnis als seine Inklination und Freundschaft für ihn verloren hätte.

„Das sieht euch Schelmen gleich," sagte Wallenstein trocken, „daß ihr mich zum Narren machen möchtet, um nicht als Lügner dastehen zu müssen."

Eine nochmalige Unterredung, die der Herzog von Sachsen-Lauenburg und der alte Graf Thurn mit Wallenstein hatten, führte zu keinem anderen Ergebnis. Thurn behauptete, es müsse sich des Generals eine Gemütsverwirrung bemächtigt haben, sonst könne doch nicht aus einem so großen Fürsten und Feldherrn ein so meineidiger, abgefeimter zweizüngiger Jesuit werden. Franz Albrecht dagegen meinte,

man müsse die Hoffnung noch nicht aufgeben: ein unsteter Wind könne unversehens wieder umspringen; hüten müsse man sich freilich vor einem zweiten plötzlichen Überfall. Trotz dieser augenscheinlich vorliegenden Gefahr war Thurn so sorglos, daß es Wallenstein gelang, ihn in seiner Stellung bei Steinau einzuschließen und mit sämtlichen Truppen gefangenzunehmen, wodurch fast ganz Schlesien in seine Hände fiel.

Es war November und der Nebel lag dick im Hofe der Wiener Burg, als dem Kaiser, der mit seiner Frau und seinem Sohne beim Mittagsessen saß, ein Billett Eggenbergs überreicht wurde. Er hielt es weit von sich und gab es dann der Kaiserin mit der Bemerkung, Eggenbergs Schrift werde immer kleiner und undeutlicher, er werde sie zuletzt mit dem Fernrohr suchen müssen.

Man brauche nicht erst zu lesen, sagte der König von Ungarn, er wisse ohnehin, daß Eggenberg sich wegen der heutigen Sitzung entschuldige. Wolle nicht dabei sein, wenn über den Friedländer beschlossen würde.

Der Wallenstein sei einmal sein Freund, sagte der Kaiser begütigend; er wisse aber genau, daß Eggenberg ihn, den Kaiser, über alles und auch mehr als den Wallenstein liebe.

„Wozu er auch verpflichtet ist," sagte der König.

Nun, wendete sich die Kaiserin liebenswürdig zu ihrem Stiefsohn, sie wollten wegen des Briefes miteinander wetten. Er behaupte, daß Eggenberg nicht zur Sitzung kommen wolle, sie halte dagegen. Ob es um ein Paar florentinische Handschuh gehen sollte?

Er möchte am liebsten etwas Gesticktes von ihrer Hand, sagte der König, wenn es auch nur ein schlechtes Tuch wäre. Sie sollte, wenn sie gewönne, wählen, ob sie Handschuh,

oder ein Kleinod oder etwa ein paar Jagdhunde wolle; aber es werde nicht dazu kommen.

„Sonst würdest du auch nicht so splendid sein,“ sagte der Kaiser lachend.

Er habe ihr doch kürzlich das hübsche Bild geschenkt, das vom Rubens sein solle, sagte die Kaiserin.

Das habe er ja den Pragern abgepreßt, sagte der Kaiser.

Er hätte es doch auch für sich behalten können, sagte sein Sohn ernsthaft. Nun solle aber die Kaiserin den Brief lesen, damit er eher zu seinem Vorteil käme.

Es zeigte sich, daß Eggenberg in der Tat mitteilte, er könne wegen eines heftigen Anfalls von Podagra an der heutigen Sitzung nicht teilnehmen. Er würde sein Votum aufgeschrieben haben, wenn es nicht mißlich wäre, in einer so wichtigen Staatssache sich dem plauderhaften Papier anzuvertrauen. Nur so viel wolle er sagen, daß er dafür halte, wenn die bewußte hohe Person durch einen Vertrauten, etwa den Questenberg, zum freiwilligen Rücktritt veranlaßt werden könnte, so scheine ihm das der beste Weg zum Ziele zu sein; falls man nicht bei bekannter großer Leibesschwachheit besagter Person eine wahrscheinlich nahe bevorstehende Fundamentalveränderung erwarten wolle.

Ob sie dem König einen Lorbeerkranz auf eine Schärpe sticken solle? schloß die Kaiserin; das würde dem künftigen Kriegshelden wohl anstehen.

Der junge König nahm eine majestätische Haltung an und stemmte den Arm in die Seite. Dessen könne sie gewiß sein, sagte er, daß er ihrem erhabenen Geschenk keine Schande machen werde. Gott lege den Kaisern die Kraft in die Wiege, deren sie bedürften, um ihre Feinde in den Staub zu werfen. Er halte sich für auserkoren, der himmlischen Glorie, die sein Vater erworben, die kriegerische hinzuzufügen.

„Wenn du erst das Römische Reich auf dem Buckel hast, wirst du nicht mehr solche Sprünge machen," scherzte der Kaiser behaglich; aber seine schon etwas verblichenen Augen hingen doch mit verstohlener Bewunderung an seinem ernsten Sohne.

Der Oberstkanzler Slawata, der Vizekanzler Strahlendorff und der Hofkriegsratspräsident Schlick fanden sich zu der Sitzung ein und wurden vom Kaiser, der auf einem erhöhten Sessel saß, mit Handreichung begrüßt. Die Herren sollten ihm helfen, seinen Mitkaiser loszuwerden, sagte er vergnügt; für ein solches Monstrum sei kein Platz auf dem habsburgischen Throne.

Schlick räusperte sich und sagte, die seraphische Gnädigkeit und Arglosigkeit des Kaisers habe einem gefährlich wuchernden Schwamme Zeit und Gelegenheit gegeben, sich auszubreiten und anzukleben, weswegen es nun großer Kraft und zugleich Behutsamkeit bedürfe, ihn zu entfernen. Für notwendig halte er es allerdings, da sonst, was jedem aufrichtigen Diener des Kaisers zu Herzen gehe, dessen Ansehen verkleinert und Erblande und Reich verderbt würden.

Von der heiligen Religion nicht zu reden, sagte Slawata, dessen Rücken ein wenig gekrümmt war, und der den Kopf stets mit kläglicher Gebärde auf die linke Schulter geneigt trug. Wenn man die Gottlosigkeit ausrotten wolle, die heutzutage floriere, müsse man vor allen Dingen den Stamm umhauen, der ihr Halt gewähre. Nach seiner Erfahrung resultiere alles Übel aus der Gottlosigkeit.

Ob denn der Herzog von Friedland von der heiligen katholischen Religion abtrünnig geworden sei? fragte der Kaiser neugierig und ängstlich.

Nein, in forma wohl nicht, sagte Strahlendorff mit dröhnender Stimme, die er nicht mäßigen konnte, er nehme viel-

mehr überhaupt Abstand von der Religion. Es sei offenbar ein gewisses Nihil oder Vakuum beim Herzog von Friedland an Stelle der Religion vorhanden. Darum sei seine Meinung, daß man sich zunächst einmal über die facta hermachen solle, z. B. über den so höchst ruinösen Fall von Regensburg.

Das sei auch seine Ansicht, sagte der König von Ungarn, wenn sein Vater ihm die Meinungsäußerung gestatte. Regensburg hätte nun und nimmer fallen dürfen. Wenn ein Generalissimus, der das ganze Reich, Fürsten, Adel und Untertanen arm gemacht hätte, einen so wichtigen Paß in die Hände der Feinde geraten ließe, so sei er entweder untauglich oder ein Schelm.

Slawata bückte und krümmte sich in Bewunderung der Worte des Thronfolgers. Der Heilige Geist müsse sie ihm eingegeben haben, sagte er. Auch Schlick fand, der Pfeil habe ins Schwarze getroffen; es sei überflüssig, vielmehr unmöglich, noch etwas hinzuzusetzen. Ohne Zweifel, brüllte Strahlendorff, bedürfe die Weisheit des Erzhauses der Räte nicht, um in der Sache zu entscheiden. Da der Kaiser sie aber herbeschieden hätte, um ihm ihre Meinungen zu unterbreiten, so wolle er noch hinzufügen, daß der Herzog von Friedland allerdings sich damit defendiert habe, daß er die bayrische Garnison aus Regensburg habe ausschaffen wollen, daß der Kurfürst von Bayern es aber hintertrieben und also die Verantwortung auf sich behalten habe. Allein die kaiserliche Majestät habe trotzdem von ihm verlangen dürfen, daß er eine so ansehnliche kaiserliche Stadt vorsichtig im Auge behielte und den Kurfürsten von Bayern eventualiter sekundierte.

Der Kaiser rückte beunruhigt in seinem Sessel. Es wäre wohl besser gewesen, sagte er, man hätte das vielfältige Bitten der guten Stadt, ihr die bayrische Besatzung ab-

zunehmen, erhört; aber es sei ja allbekannt, was für ein wunderliches Kramen mit seinem Vetter von Bayern sei.

Ja, die Furcht, bayrisch werden zu sollen, habe das arme Regensburg wohl etwas vom Kaiser abalieniert, sagte Strahlendorff.

Besser bayrisch als schwedisch, sagte Ferdinand von Ungarn. Er halte zwar die Stadt Regensburg, wo so viele Reichs- und Kurfürstentage von jeher abgehalten wären, für einen kostbaren Augapfel des Reichs, wolle sie sich auch nicht aus der Hand winden lassen; aber klar sei es, daß die Bürgerschaft durch Ketzerei verderbt sei und verräterischerweise mit dem Weimaraner und den Schweden unter einer Decke gespielt habe. Der Kurfürst von Bayern, sein Oheim, habe es redlich gemeint; Wallenstein dagegen, der es in der Hand gehabt hätte, Regensburg zu retten, habe es böswillig unterlassen, sei es aus Rachsucht gegen den Kurfürsten oder aus Begünstigung des Feindes oder aus beiden Ursachen zugleich.

Ja, anders könne das Problem nicht gelöst werden, stimmte Strahlendorff bei.

Ach Gott, und wenn es nur um die Stadt Regensburg ginge, sagte Slawata, so möchte es leidlich sein; wenn aber die ganzen österreichischen Erblande dem Satan in die Hände gespielt würden, so möchte einem billig das Herz darüber brechen.

Solange er lebe, werde das nicht geschehen, sagte Ferdinand; er habe keine Furcht, wisse, daß Gott und die heilige Jungfrau für ihn wären.

Slawata faltete die Hände und sagte zum Kaiser gewendet, er sei selig zu preisen, daß er der Kirche und dem Reich einen solchen Bekehrer und Befreier geschenkt habe.

Der Kaiser, dem vor Schläfrigkeit die Augen zufallen

wollten, fuhr in die Höhe und erwiderte, ja, der Ferdinand und der Leopold Wilhelm wären sein Trost in allen Widerwärtigkeiten. Wenn nur die Sache mit dem Herzog von Friedland einmal ins reine gebracht wäre, er wolle wissen, woran er sei.

Im Augenblick wollten sie die dornige Sache anfassen, rief Strahlendorff beherzt und forderte die Herren auf, Vorschläge zu machen.

Nach einer langen Pause zog Schlick einen Zettel aus der Tasche und sagte, er habe sich da einige flüchtige und unvorgreifliche Notizen gemacht und die hochwichtige Sache in drei Haupt- und verschiedene Unterparagraphen zerlegt, welche einzeln untersucht werden müßten. Die drei Hauptparagraphen wären folgende: Erstens, ob der General seines Amtes gänzlich oder teilweise zu entsetzen, und wenn teilweise, in welcher Gegend des Reiches er zu belassen sei. Zweitens, ob der gänzliche oder teilweise Entsatz gütlich oder mit Gewalt, gleichsam per processum poenale zu vollziehen sei und endlich drittens, ob weder das eine noch das andere, sondern ein mehr akzidentieller und opportuner Methodus beliebt werden wolle.

Ein beifälliges Nicken begrüßte die Vorlage, und Strahlendorff fragte, ob sie die Punkte nacheinander besprechen, oder ob einer als vorzüglich in Betracht kommend herauszugreifen sei?

Es trat Stillschweigen ein, bis Slawata das Wort nahm und sagte, er wolle voranschicken, daß die weisen Schriftsteller des Altertums, Cicero, Herodot, Sallust und andere die halben Mittel zu verabscheuen lehrten, wie auch die Heilige Schrift bei jeder Gelegenheit gegen Lauheit und Halbheit zu Felde ziehe. Darum halte er für die beste Richtschnur des Lebens, daß man, wenn einmal ein Eingriff

als notwendig erkannt sei, denselben sofort und gründlich an die Hand nehme.

Die Herren gaben teils murmelnd, teils brüllend ihre Zustimmung zu erkennen, und der König von Ungarn sagte, die erste Frage sei auch insofern bald erledigt, als der Herzog von Friedland unlängst im Freundeskreise habe verlauten lassen, daß er sich das Kommando nun und nimmermehr würde entwinden lassen. Seine diesbezüglichen Anerbietungen wären als ganz und gar erlogen zu betrachten, habe er sich doch schon wie ein Rasender gebärdet, als Schlick ihm einige wohlmeinende Erinnerungen der kaiserlichen Majestät habe insinuieren wollen. Also sei seine Meinung, daß man gleich zu den folgenden Punkten übergehen könne.

Wer die Historien studiert und dabei eine gewisse Kenntnis des menschlichen Herzens erlangt habe, sagte Slawata, den Kopf tiefer auf die Seite neigend, dem sei es bekannt, daß die herrschbegierigen Tyrannen zu freiwilliger Abdankung der usurpierten Macht niemals die geringste Inklination verspüren ließen.

Der Kaiser klopfte dem neben ihm Sitzenden auf die Schulter und sagte, das sei ganz wie sein gelehrter Slawata gesprochen und sehr tiefsinnig. Das Projekt der Abdankung komme ihm auch etwas schwer und ungereimt vor.

Ja, ungereimt, rief Strahlendorff unter donnerndem Lachen; denn wozu hätte sich der Wallenstein eigentlich so gewaltig aufgeschwungen?

Ein greifbarer Vorschlag, sagte Slawata, sei, soviel er wisse, noch nicht gemacht worden. Der Kaiser sei seiner Natur nach ein ewigfließender Gnadenstrom, und ein jeder wünschte wohl, daß die leidige Sache ohne Disput und zu allseitiger Satisfaktion geordnet werde. Die Frage sei, ob das ebenso möglich wie wünschbar sei.

Hierauf entstand unter den Räten ein Zwinkern und Tuscheln, das sich immer lebhafter fortpflanzte und endlich die Aufmerksamkeit des Kaisers erregte. Auf Befragen erklärte Schlick, der Kaiser wisse ja wohl, was für eine hitzige Person der spanische Gesandte sei. Dieser habe sich verlauten lassen, gordische Knoten pflege ein Alexander mit dem Messer zu durchhauen, und er könne nicht begreifen, warum in der Wallensteinischen Sache nicht nach dem Exemplum und Rezept vorgegangen werde.

Der Kaiser lachte vergnügt und kopfschüttelnd in sich hinein: Ja, die Spanier wären scharf, sagte er. Was man ihm denn darauf geantwortet hätte?

Wenn er dabei gewesen wäre, sagte Slawata, würde er geantwortet haben, möge jener mazedonische Alexander immerhin ein blutiger Herodes gewesen sein – was er aber dahingestellt sein lassen wolle – so sei doch die kaiserliche Majestät vom Geiste des Heilands voll und werde sich durch keine Bosheit der Feinde darin irren lassen. Indessen glaube er, man dürfe den Kurfürsten von Bayern nicht aus dem Auge verlieren, der ein treuer Erzengel am kaiserlichen Throne sei, und müsse seine immer lauteren Klagen über die Treulosigkeit des Herzogs von Friedland erhören. Nach der Behauptung des Kurfürsten periklitiere sein gesamtes Reich und werde leider gänzlich exterminiert werden, wenn der Kaiser nicht einen gründlichen Modum gegen den Generalissimus effektuieren wollte.

Inzwischen war der Kaiser eingeschlafen, und die Herren setzten die Unterhaltung halblaut fort: daß die Prozedur mit großer Behutsamkeit vorgenommen werden müsse wegen der Unbedenklichkeit von Wallensteins Charakter; daß auch Piccolomini und Gallas der Ansicht wären, sie setzten ihr Leben aufs Spiel, wenn nicht die strengste Heimlichkeit ge-

wahrt würde; daß deshalb zunächst alles im Gleichen bleiben und der vertrauliche Verkehr mit dem Verräter fortgesetzt werden müsse, er vielmehr durch besondere Begünstigung in dem Glauben zu erhalten sei, als genieße er mehr Favor als je bei Hofe.

Ja, sagte Strahlendorff, Ungetüme durch ein liebliches Karmen einzuschläfern, die Politik habe man von dem Helden Herkules gelernt, der in solcher Weise mit der greulichen Schlange dissimuliert habe.

Die Stimme seines Vizekanzlers weckte den Kaiser, und er öffnete die Augen, indem er sagte, von der Schärfe wolle er nun einmal nichts wissen, der Kurfürst von Bayern müsse noch ein wenig vertröstet werden. Inzwischen wolle er nochmals versuchen, Wallenstein durch ernstliches Anziehen der kaiserlichen Obergewalt auf den Weg des Guten zu führen, damit seine Langmut und Gerechtigkeit vor der ganzen Welt stabiliert werde.

Untereinander Blicke wechselnd, nahmen die Räte diese Willensäußerung ihres Herrn beifällig und bewundernd auf, und es wurde ein Brief an Wallenstein aufgesetzt, in welchem der Kaiser ihm nachdrücklich befahl, Regensburg zurückzuerobern und Quartier im Feindesland zu nehmen.

Um Neujahr fuhr Kinsky bei anbrechender Nacht im Schlitten von Pirna nach Dresden, in schmeichelnde Träume versenkt. Nach Terzkys letztem Briefe war kein Zweifel mehr, daß Wallenstein, an der Ungnade des Kaisers nicht länger zweifelnd, Ernst machen würde, und er malte sich die Genugtuung aus, die dem französischen Gesandten Feuquières diese Mitteilung bereiten würde. Der Erfolg konnte als gesichert betrachtet werden, da eine so mächtige Koalition, Schweden, Frankreich, Sachsen und Brandenburg,

den General deckte. In einer engen Straße der Stadt angelangt, hielt der Kutscher an und fragte, sich zurückwendend, ob der Herr Graf einen Krug Warmbier befehle? Während Kinsky das aus dem Wirtshaus geholte Getränk in kleinen Schlucken zu sich nahm, fiel ihm ein, daß in dem hohen dunklen Hause nebenan der schwedische Resident Nikolai gewohnt hatte, der vor ein paar Monaten an der Pest gestorben war, und ein leises Unbehagen beschlich ihn. Er verwünschte im Weiterfahren die Unschlüssigkeit und kleinliche Herrschsucht des Kurfürsten, welche ihn zwangen, die verseuchte Stadt vor seiner Abreise nach Böhmen noch einmal zu betreten; sonst hätte er schon in Pilsen sein können.

Es war nicht weit von Mitternacht, als er beim Zeughause anlangte und nachdem er sich durch viele Treppen und Gänge gewunden hatte, vor dem Kurfürsten stand. Nun, fragte dieser, ob Kinsky auch ein Friedensräuschchen gehabt habe? Es werde es niemand glauben wollen; aber gestern habe er den Arnim unter den Tisch gesoffen, so vergnügt wären sie beide gewesen, daß nun alles im reinen sei. Ob Kinsky einmal dabei sein möchte? So würde er es am folgenden Abend wieder versuchen.

Kinsky entschuldigte sich, weil er die Reise morgen antreten wollte, falls der Kurfürst die Erlaubnis dazu gäbe. Jetzt tue höchste Eile not; denn Wallenstein müsse dem Kaiser zuvorkommen, und man wisse ja, wie launisch er infolge seiner Krankheit sei.

Ein lausiger Böhme sei er, sagte der Kurfürst geärgert, trage die Nase zu hoch, weil der Kaiser nicht rechtzeitig daraufgeklopft habe. Nun, ihm sei es gleich, sein Untertan sei er ja nicht, und in der Politik müsse alles ausgenützt werden. Doch sollten es sich Arnim und Kinsky und alle,

die das Wesen betrieben, hinters Ohr schreiben: niemals dürften sich weder Wallenstein noch Schweden oder Franzosen in seinem Lande breitmachen.

Kinsky beteuerte, daß alle die Hoheit des Kurfürsten respektieren, ja sogar vermehren und ausbreiten würden. Er, Kinsky und andere böhmische Edle hätten ja Anno 1619 dem Kurfürsten die böhmische Krone angetragen, die er leider ausgeschlagen hätte.

„Ich pflege Bettler stets eine Weile vor der Tür stehen zu lassen," sagte der Kurfürst gutgelaunt. „Wer den andern braucht, darf sich das Warten nicht verdrießen lassen."

Am folgenden Tage machte sich Kinsky mit seiner Frau und dem ihnen befreundeten Anton von Schlieff nach Pilsen auf. Kinsky und seine Frau waren in gehobener Stimmung; denn sie würden, meinten sie, nicht mehr dauernd nach Sachsen zurückkehren, wo sie die Trübsal der babylonischen Gefangenschaft empfunden hätten. In der Heimat würden sie ein neues Leben beginnen; denn das sei gewiß, daß Wallenstein die Wiederherstellung des evangelischen Adels in Böhmen zur Grundbedingung des Friedens machen würde.

Keinem anderen sei so etwas zuzutrauen, sagte Schlieff; aber Wallenstein vermöge mehr als gemeine Menschen. Beunruhigung mache ihm nur die Leibesschwäche des Fürsten. Wie, wenn er vor der Lösung des verworrenen Knotens hinwegstürbe?

Die Gräfin sagte, er sei doch erst 50 Jahre alt; und daß seine Feinde etwa mit Gift an ihn heran könnten, dazu sei er zu vorsichtig; er sei ja seit Jahren darauf gefaßt.

Ihnen, setzte ihr Mann hinzu, könne man in keinem Falle etwas anhaben; in Sachsen hätten sie sich nichts Unrechtes

entwischen lassen und sonst nichts Leserliches von sich gegeben.

Die Gräfin warf einen schnellen Blick auf Schlieff im Gedanken an die heimlichen Verhandlungen, die ihr Mann mit Feuquières gepflogen hatte; aber jener schien nichts davon zu wissen oder nicht daran zu denken.

Was ihn betreffe, sagte er, so habe er sich schon oftmals dünn gemacht und sei glücklich durchgeschlüpft; auf der Abenteuerreise des Lebens müsse man Szylla und Charybdis zu passieren stets gewärtig sein.

Jenseit Furth lag der Schnee sehr hoch; nach dem Untergange der Sonne schimmerten die Berge wie Lilienblätter auf dem grauen Grunde des Himmels.

Böse würde es doch sein, sagte Kinsky, auf das Gespräch des Vormittags zurückkommend, wenn Wallenstein eben jetzt stürbe. Krank sei er, das könne man ihm ansehen. Und die Leute stürben überhaupt in letzter Zeit so unverhofft.

Die Gräfin legte sich mit verdüsterter Stirn in den Wagen zurück, während Schlieff lachte. Das sei nur in Sachsen so, wo die Pest grassiere, sagte er, und wenn der Tod auch ein Schnitter sei, der überall zugleich mähen könnte, so habe er doch verbundene Augen wie der Genarrte im Blindekuhspiel. Wenn Wallenstein nur noch ein Jahr lebte, so könnten sie alle bis dahin unter ein sicheres Dach gekommen sein.

Die Gräfin saß still träumend; es war ihr, als ob in dem Schnee, der großgeflockt zu fallen begann, etwas webte und huschte, was sie anging, als flögen die Geister ihrer verstorbenen Kinder schüchtern zärtlich neben ihr her, und sie rührte sich nicht, um die lieben Fremdlinge nicht zu verscheuchen. Plötzlich richtete sich Kinsky auf und horchte.

Ob sie nichts gehört hätten? fragte er die anderen. Was er denn meine? fragte Schlieff. Ob Schüsse gefallen wären? Sie hätten ja Waffen, und die Dienerschaft sei auch in der Nähe. Übrigens, fügte die Gräfin hinzu, streiften höchstens weimarsche Truppen in dieser Gegend, von denen sie nichts zu befürchten hätten.

Es sei gar nicht das, sagte Kinsky, er habe ein Bellen oder Heulen zu hören vermeint.

„Denkst du an Wölfe?“ fragte seine Frau. Sie habe nie gehört, daß es in diesem Teil des Böhmerwaldes Wölfe gäbe.

Es sei wohl der eine oder andere in diesem Winter gesehen worden, sagte Schlieff; aber solch ein einzelnes versprengtes, halbverhungertes Tier könne ihnen nicht gefährlich werden.

Ihr wäre auch sonst nicht bange, sagte die Gräfin munter, sie habe ja eine Büchse und könne gut im Fahren und Reiten treffen. Zu Hause habe sie viele Jagden mitgemacht.

Schlieff erzählte Jagdabenteuer aus Preußen und Polen, die er erlebt haben wollte; indessen Kinsky blieb unruhig und fragte den Kutscher, wann sie in Pilsen wären. Etwa drei viertel Stunden hätten sie noch zu fahren, gab der zur Antwort.

Sie hätten besser getan, in Taus oder Stankau zu bleiben, sagte Kinsky. Eben jetzt vernehme er das widerliche Bellen wieder.

Was? lachte Schlieff, das sei ja eine Eule, die vielleicht ein Mäuschen gefangen habe.

Sie habe Lust, eine zu schießen und später ausstopfen zu lassen, sagte die Gräfin, und Schlieff erklärte sich bereit, mit ihr auszusteigen und in den Wald einzudringen.

Sie griff nach der Büchse und zog die Pelzmütze tiefer in ihr festes, gerötetes Gesicht, als Kinsky die Hand auf ihren Arm legte und einwendete, der Schnee liege zu hoch, und sie hätten keine Zeit zu verlieren. Indem sahen sie etwas Geschwindes über den schimmernden Weg huschen; Kinsky schrak unwillkürlich zusammen, Schlieff jedoch sagte lachend, es sei ein Eichhörnchen oder Häschen gewesen.

Ein Häschen sei es gewesen, sagte die Gräfin, sie habe es deutlich erkannt.

Er glaube es wohl, sagte Kinsky trübselig, und das sei ein böses Vorzeichen. Er wollte, sie wären in Taus oder Stankau geblieben.

Am Ende wären Euer Gnaden ein Rudel Wölfe lieber gewesen als das einfältige Häschen, sagte Schlieff und lachte laut heraus.

Kinsky stimmte jetzt ein und sagte, er sei wahrhaftig schreckhaft wie das böse Gewissen, das sei die Folge der vielen verwickelten Geschäfte, mit denen er seit Monaten beladen sei. Er sei froh, daß es einmal zum Austrag komme.

Pilsen war voll Bewegung, Kommen und Gehen. Wallenstein empfing Kinsky bald nach dessen Ankunft und zeigte sich anfangs entschlossen und gesprächig. Es gingen unerhörte Dinge in Wien vor, sagte er, die Maulwürfe hätten so gründlich gewühlt, daß ihm ein neuer Sturz bevorstehe, sie möchten sich aber leicht verrechnet haben und am Ende selbst unter den Trümmern begraben werden. Vom Kaiser wolle er nicht reden, wäre er nur immer bei den Sachen geblieben, die er verstände, so möchte er lieb und recht sein; wer die Suppe gemischt hätte, das wären der Herzog von Bayern, Slawata, Schlick und dergleichen Jesuitenschleppen. Das mache ihm das Blut wallen, daß

solche Heuchler und Kujone die Welt regieren sollten! Mit ihrem Maulbeten und Augenverdrehen suchten sie nur ihr Partikularinteresse. Die Hölle müsse ihren Schlund im Heiligen Reiche haben, daß sie ihre Pest so hineinspucken könnte. Sein schönster Tag würde der sein, an dem er ihr den Unrat wieder in den Bauch zurückjagen könnte.

Es würde ihm gewiß gelingen, sagte Terzky, und das ganze Reich, ja die ganze ehrliebende Welt würde ihn dafür preisen.

Wallenstein ließ den Kopf langsam in die Hände sinken. Ja, die Guten möchten ihm vielleicht danken, sagte er; aber es habe ihn doch niemand recht verstanden, und darum möchte er am liebsten Ruhe haben. Sie sollten sich die Köpfe zerschlagen, er wolle nichts davon wissen, wolle seine Gewalt niederlegen und sich in seine Arche einschiffen.

Untereinander sprachen die Offiziere davon, daß sie es auf keinen Fall zu einer Abdankung Wallensteins dürften kommen lassen. Sie wären an seine Person gebunden, sein Abschied würde für die meisten von ihnen Verlust des Vermögens bedeuten, so viel hätten sie im Dienste zugesetzt. Sein unermeßlicher Reichtum sei ihnen für alles genügende Bürgschaft gewesen, nun dürfe er sie nicht im Stiche lassen. Andererseits müsse er sich auf sie verlassen können, daß sie unbedingt zu ihm hielten, wenn etwa seine Feinde ihm einen Tort tun wollten. Wenn sie sich so zusammenschlössen, daß sie gleichsam einen unzertrennlichen Körper bildeten, würden sie unüberwindlich sein.

Piccolomini, der wie Wallenstein in Pilsen am Marktplatze wohnte, stand mit dem Grafen Hatzfeld an einem der hohen Fenster seines Hauses und blickte auf das unten herrschende lustige Getümmel. Vor einem benachbarten Hause

stand eine prächtige, an den Ecken mit vergoldeten Knäufen geschmückte Karosse, vor welche vier Pferde von ausgezeichneter Schönheit gespannt waren. So schöne Goldfüchse habe er in seinem Leben noch nicht gesehen, sagte Hatzfeld bewundernd, einer wie der andere sei wie aus Bronze gegossen, und dabei lebendig und zitternd, als ob das Metall noch im Flusse sei. Sie gehörten dem Schaffgotsch, sagte Piccolomini, der vor ein paar Tagen angekommen sei, von Wallenstein gerufen. Er habe noch mehr und ebenso schöne Pferde auf seinen Gütern, gewiß mehr als der Kaiser. Ja, der Schaffgotsch, sagte Hatzfeld, das hätte er sich denken können, er sei ja der reichste Mann in Schlesien. Ein großer Kriegsheld sei er wohl nicht.

Piccolomini zuckte die Achseln. Wäre er nicht der Schaffgotsch, hätte der General ihn längst springen lassen. Bei Steinau habe er übrigens den alten Thurn fangen helfen.

Das Maul aufzusperren, wenn die gebratene Taube hineinfliege, sei keine große Kunst, sagte Hatzfeld. Aber er sei beim Kaiser gut angeschrieben, soviel er wisse.

Wunderbar genug, sagte Piccolomini, es sei ja ganz bekannt, daß er mit den Evangelischen durchstecke. Er habe auch Anno 1620 offenkundig zum Pfälzer gehalten, erst im letzten Augenblick sei er übergelaufen. Der Kaiser habe ein Auge zugedrückt und getan, als wisse er nichts von seiner Untreue, und der Schaffgotsch lasse sich die Gnade wohl bekommen, bleibe aber im Herzen ein widerhaariger Ketzer wie zuvor.

Inzwischen war Schaffgotsch mit zwei Damen aus der Tür eines vornehmen Hauses getreten und öffnete den Kutschenschlag. Das wären die Kinsky und die Terzky, erklärte Piccolomini, mit denen sei Schaffgotsch viel zusammen. „Schöne Weiber,“ sagte Hatzfeld, „besonders

die Kinsky, wenn auch etwas zu üppig.“ Die Damen standen plaudernd und lachend im knirschenden, in der Sonne blinkenden Schnee und stiegen dann ein, worauf Schaffgotsch sich auf ein Pferd schwang, um neben der Kutsche her zu reiten. Als er unter dem Fenster vorbeikam, an dem die beiden Offiziere standen, lüftete er den Federhut und begrüßte Piccolomini liebenswürdig in italienischer Sprache. Der antwortete ebenso und winkte kordial mit der Hand. Wieso der Schlesier Italienisch verstehe? fragte Hatzfeld. Und Polnisch und Französisch dazu, antwortete Piccolomini lächelnd; er sei überhaupt ein Kavalier und deutscher Adonis. Nur sei leider zu befürchten, daß diese blumenbestreute Laufbahn plötzlich gewaltsam abbreche, wenn er nicht beizeiten umkehre.

Zu welchem Zweck ihn denn Wallenstein habe kommen lassen? erkundigte sich Hatzfeld. Nun, sagte Piccolomini, darüber brauchten Einsichtige nicht zu reden. Wallenstein gäbe Schlesien ganz in des Schaffgotsch Hand, meinte, da wäre es gut aufgehoben. Er habe keine Ahnung, daß dessen Ordres schon nichts mehr gälten.

Da kämen wundervolle Güter zur Verteilung, sagte Hatzfeld nach längerem Stillschweigen nachdenklich, wenn der Schaffgotsch sich ernstlich kompromittierte.

Dahin könne es leicht kommen, sagte Piccolomini.

Es wären aber doch Kinder da, sagte Hatzfeld, deren Prätensionen würden wohl bestehen bleiben, besonders wenn der Kaiser so eingenommen für Schaffgotsch wäre. Wenn er das schwarze Herz seiner falschen Diener erst erkennte, würde sich da manches ändern, sagte Piccolomini. Wenn Hatzfeld etwa Absichten hätte, solle er nur beizeiten beim Kaiser damit vorstellig werden; denn die Schaffgotschen Güter würden viele Liebhaber finden.

Es sei sonderbar, sagte Hatzfeld träumerisch, er habe stets gedacht, der, welcher das Gut Trachenberg sein nennte, müsse sich schon auf Erden im Paradiese fühlen. Wenn er nun auf so unverhoffte Art dazu käme, könne das doch nur der göttlichen Vorsehung zugeschrieben werden.

Jedenfalls, sagte Piccolomini, habe Hatzfeld gute Aussichten. Er habe dem Kaiser rühmliche Kriegsdienste geleistet, und sein Bruder, der Fürstbischof von Würzburg, habe durch die schwedische Okkupation viel gelitten; demnach werde sein Gesuch gewiß vor allen berücksichtigt werden.

Am Vormittage des 20. Januar kam Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg in Pilsen an und wurde sofort von Wallenstein empfangen. Er entschuldigte sich wegen seines Hustens und erzählte, er habe drei Tage in Schlackenwerth krank gelegen. Das sei ein Hundenest, er werde zeitlebens daran denken.

Soviel er Franz Albrecht kenne, sagte Wallenstein gutmütig, werde er sich den Jammer nach Möglichkeit versüßt haben.

Was das betreffe, sagte Franz Albrecht lächelnd, so habe er freilich eine reizende Wirtin gehabt. Sie sei dermaßen besorgt um ihn gewesen, daß es einem Barbaren das Herz hätte rühren müssen, habe ihn auch begleiten wollen, um ihn unterwegs zu pflegen. Er habe aber diesmal, in Ansehung der Importanz das Geschäftes, das utile nicht mit dem dulce vermischen wollen.

Wallenstein nickte und fragte nach Franz Albrechts Bericht. Ob Arnim bald komme?

Alles sei im besten Gange, sagte Franz Albrecht. Arnim habe den Kurfürsten schon auf die Beine gestellt und warte nur noch auf Wallensteins letztes Kommando, um ihn ins Rutschen zu bringen.

Es liege viel daran, daß Arnim bald komme, sagte Wallenstein.

Franz Albrecht versprach, noch am selben Tage aufzubrechen, dann solle Arnim sofort nach Berlin, um dort abzuschließen. Arnim und der Kurfürst wären so voll Freuden, daß Arnim sich besoffen hätte, der Kurfürst habe ihn in seiner eigenen Kutsche heimfahren lassen.

Franz Albrechts Bruder, Herzog Franz Julius, sei auch da, berichtete Wallenstein, letzte Woche von Dresden gekommen.

Er habe in Dresden mit ihm gesprochen, sagte Franz Albrecht. Ja, mit den Instruktionen könne man bis zum Jüngsten Tage auf den Frieden warten.

„Es ist ihnen in Wien nicht ernst," sagte Wallenstein. „Die Ware, mit der Euer Liebden Herr Bruder hausieren geht, ist nur zum Anschauen, nicht zum Gebrauch."

Dann wurde von den Schweden und Bernhard von Weimar gesprochen, und Wallenstein sagte, es liege ihm schwer im Sinn, daß er diesem nicht trauen könne.

Sobald er in Dresden fertig sei, sagte Franz Albrecht, wolle er in Person mit ihm verhandeln. Bernhard sei ja sein Vetter, er kenne ihn von Kindesbeinen; zwar sei er ein harter Schädel und Grillenfänger, aber solch ein Narr sei er doch nicht, daß er den Herzog von Friedland nicht lieber zum Freunde als zum Feinde haben wolle.

Während Franz Albrecht, um sich für die Reise zu stärken, schwitzend im Bette lag, besuchte ihn sein Bruder Franz Julius und wollte wissen, warum er es so eilig habe. Ihm, Franz Julius, komme es überhaupt je länger je wunderlicher in Pilsen vor. Truppen würden zusammengezogen, als ob Krieg ausbrechen sollte, und doch habe der Kurfürst von Sachsen die besten Vertröstungen wegen des Friedens gegeben.

Franz Julius werde sich wohl nicht einbilden, sagte Franz Albrecht, daß der Frieden auf die Art zustande käme. Solange der Kaiser die Schweden draußen ließe und die exulierenden Böhmen als Rebellen traktierte, sei keine Verständigung möglich. Johann Georg mache keinen einseitigen Frieden, nur mit einem Universalfrieden sei ihnen geholfen.

Ob es denn wahr sei, daß es Wallenstein mit den Schweden halte, fragte Franz Julius. Franz Albrecht solle ihm einmal rein einschenken; er werde doch nicht fürchten, daß der Bruder den Bruder verriete?

Franz Albrecht lachte. Was da weiter zu verraten sei, fragte er. Solange der Kaiser es mit Wallenstein redlich meine, tue Wallenstein desgleichen. Übrigens habe Wallenstein das Recht, über Krieg und Frieden zu verhandeln.

Warum denn aber so viel Heimlichkeit unterlaufe wenn er im Rechte sei, fragte Franz Julius.

„Wenn die Politik mit offenen Karten spielte," lachte Franz Albrecht, „so wären Bären und Wölfe die feinsten Diplomaten. Sind unsere Früchte erst reif, so werden sie jedermann wohlschmecken und gut bekommen."

Nachdem die Schwitzkur beendigt war, stand Franz Albrecht auf und nahm in Gesellschaft des Grafen Rietberg ein Abendessen ein, der, obwohl Protestant, weil er wegen seiner Lehen mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel im Streite lag, kaiserlichen Dienst angenommen hatte. Sie sprachen von der Absetzung Wallensteins, die nach Franz Albrechts Aussage ganz gewiß in Wien beschlossen sei. Der Kurfürst von Bayern habe es durchgesetzt, es sei kein Zweifel, es werde nur noch gewartet, ob er etwa freiwillig abdanke. Damit sei es nun freilich nichts, nachdem sich die Offiziere förmlich an Wallenstein gebunden hätten.

Es sei vielleicht doch nur ein Geschwätz mit der Ab-

dankung, meinte Rietberg. Nein, nein, erwiderte Franz Albrecht, er wisse genau Bescheid; wer sich mit den Weibern gut stehe, erfahre alles. Im Grunde sei es gut, daß sich einmal die Parteien sonderten. Das müsse er gestehen, daß der Piccolomini ihm nicht gefallen wolle.

Auf Piccolomini, sagte Rietberg lebhaft, könne sich Wallenstein verlassen wie auf keinen andern. Er sei gleichsam Wallensteins Bruder und würde sich eher den Kopf vom Rumpfe schlagen lassen, als sich von Wallenstein trennen.

So, so, sagte Franz Albrecht, Rietberg kenne ihn vielleicht besser. Ihm mache Piccolomini den Eindruck eines kalten, falschen welschen Schurken.

Rietberg entgegnete empfindlich, daß Piccolomini ein Herr von feinsten Sitten und von fleckenloser Ehre sei; Wallenstein wisse wohl, warum er ihm so viel vertraue.

Ach, sagte Franz Albrecht leichthin, es möchte Wallenstein schwer fallen, einen Grund für alle seine wetterwendischen Launen anzugeben. Er verlasse sich ja auch unbedingt auf Arnim. Warum? Ein jeder wisse, daß Arnim schlüpfrig wie ein Aal sei. Er, Franz Albrecht, sei allemal froh, wenn er ihn fest gepackt hätte. Wallenstein scheine ihn für einen Felsen anzusehen.

„Von Arnim wollen wir nicht reden," sagte Rietberg. Aber Piccolomini sei das Muster eines edlen Helden, tapfer, mäßig, offen, habe etwas Erhabenes an sich und sehe in allen Dingen nur auf die Ehre.

Ihm solle es recht sein, sagte Franz Albrecht gleichmütig, wenn er nur Wallenstein keinen Streich spiele. Er, Franz Albrecht, halte ihn wie alle Welschen für einen kaltschnauzigen, schlangenhäutigen Schelm; aber er müsse ja nicht in einem Bett mit ihm schlafen.

Schaffgotsch verließ Pilsen in freudig erregter Stimmung: der General hatte ihn mit Auszeichnung behandelt, ja ihm Vertrauen bewiesen, als ob er ein alter verdienter Offizier wäre, so daß er zuweilen das Gefühl gehabt hatte, als hänge Wallenstein mehr von ihm ab als umgekehrt. Das konnte nur davon kommen, daß Wallenstein körperlich einen so hilflosen Eindruck machte; Schaffgotsch vergaß darüber nicht, wie schnell seine herablassende Stimmung umschlagen konnte, und wie er, Schaffgotsch, noch kürzlich vor seinem Zorne gezittert hatte. Immerhin hatte sich das Glück, das ihm angeboren zu sein schien, bewährt. Diese kapriziöse Dame liebte ihn nun einmal, vielleicht weil er hübsch und liebenswürdig war; jedenfalls konnte er es sich gefallen lassen. In solchen Betrachtungen war er, als sein Kammerdiener, Konstantin von Wegner, an seine Seite ritt und ihn fragte, ob es an dem sei, daß Breslau erledigt und ganz Schlesien frei und evangelisch würde?

Schaffgotsch drehte sich um und zögerte ein wenig mit der Antwort. So weit sei es noch nicht, sagte er dann. Woher Wegner das habe?

Er habe in Pilsen dergleichen gehört, wisse ja nicht, was daran sei, erwiderte dieser. Ob der Kaiser und Wallenstein wirklich auseinander wären?

Das wären nur Mißhelligkeiten, sagte Schaffgotsch, die sich wohl wieder zuzögen. Der Kaiser könne sich nicht rühren ohne Wallenstein, müsse doch zuletzt nachgeben. Das ganze Heer halte wie ein Mann zum General, das habe sich jetzt klar gezeigt.

Wegner sagte, vielleicht wolle Gott sich Wallensteins bedienen, um das Evangelium zu retten. Schaffgotsch solle aber doch auf der Hut sein, es sei kein Treu und Glauben bei Wallenstein.

Wieso? fragte Schaffgotsch schnell. Er, Schaffgotsch, tue ja nichts Unrechtes, gehorche nur seines Generals Befehlen.

Es gehe aber ein ungleiches Gerede über den Revers, den die Offiziere unterschrieben hätten. Er habe sagen gehört, sie hätten es sich nicht unterstehen dürfen, es sei Rebellion.

Schaffgotsch fuhr zusammen und wurde rot. Sie hätten ja alle unterschrieben, sagte er, auch Piccolomini; da hätte er sich doch nicht ausschließen können.

Das Gespräch hatte ihn nachdenklich gemacht; denn in Wahrheit waren auch ihm in Pilsen allerlei Bedenken aufgestiegen, die die vielen Geschäfte und Vergnügungen zurückgedrängt hatten. Besonders hatte es ihm geschienen, als wiche Piccolomini, dessen Ansicht er doch so gern erfahren hätte, einer vertraulichen Unterredung mit ihm aus. Er nahm sich vor, mit Gallas zu sprechen, den er in Glogau treffen würde; alleinstehen wollte er nicht, sondern für alle Fälle durch die höchsten und angesehensten Offiziere gedeckt sein.

Dieser Entschluß stellte seine Stimmung wieder her, und er richtete Gallas fröhlich aus, was Wallenstein ihm aufgetragen hatte: daß Gallas nach Pilsen ins Hauptquartier kommen und er, Schaffgotsch, inzwischen das Kommando übernehmen sollte. Gallas blieb eine Weile still und sagte dann, er werde gehorchen. Wie Schaffgotsch denn den General und überhaupt alles in Pilsen angetroffen habe?

Der General sei krank, sagte Schaffgotsch, und habe sich mit der Absicht getragen abzudanken. Das hätten sie ihm ausgeredet und auch ein Verbündnis gemacht, sich nicht von ihm zu trennen, sofern er das Steuer behielte. Das sei wegen der Intrigen am Wiener Hofe geschehen, wovon Gallas wohl Bescheid wisse. Gallas sagte, daß er durch Piccolomini davon unterrichtet sei.

Nun erinnerte sich Schaffgotsch eines Briefes, den Piccolomini ihm für Gallas anvertraut hatte, zog ihn aus der Tasche und gab ihn ab. Während Gallas las, setzte er sich ans Fenster, blickte hinaus und hörte den in der Sonne schmelzenden Schnee vom Dache tropfen; unwillkürlich klopften seine Finger den lustigen Marschtakt mit.

Er bekomme hier die Nachricht, sagte Gallas endlich, daß Schaffgotsch sich nach Ohlau zurückziehen und Colloredo das Oberkommando in Schlesien führen solle.

Schaffgotsch sprang auf und fuhr sich durch die blonden Haare. „Sind wir denn alle närrisch geworden?“ rief er. „Verzeihe mir der Herr Kamerad,“ fuhr er fort; „aber das tritt den Befehl mit Füßen, den ich empfangen habe.“

Der General habe wohl seinen Sinn geändert, sagte Gallas; Schaffgotsch werde hoffentlich nicht zweifeln, daß es so sei, wie er gesagt habe.

Nein, sagte Schaffgotsch, das unterstehe er sich nicht. Aber ob ein solcher Widerspruch Gallas nicht auch absonderlich vorkomme.

Es gingen mehr absonderliche Dinge vor, sagte Gallas.

Schaffgotsch horchte auf und sah Gallas aufmerksam, fast bittend an. Ob Gallas glaube, daß es zu einem Bruch zwischen dem Kaiser und Wallenstein kommen werde, fragte er.

Hoffentlich lasse es sich vermeiden, antwortete Gallas zögernd.

Es kam Schaffgotsch vor, als wäre Gallas nie so einsilbig gewesen wie heute. Die Offiziere, begann er wieder, schienen sämtlich mit Leib und Seele an Wallenstein zu hängen. Er, Schaffgotsch, habe bis jetzt die Maxime verfolgt, dem General unbedingt zu gehorchen. Was ein Offizier von Ehre auch sonst tun könne? Ob Gallas es ebenso hielte?

„Ja, soweit es sich mit dem Dienst des Kaisers verträgt," sagte Gallas.

„Das ist selbstverständlich," sagte Schaffgotsch schnell; und während er im Zimmer auf und ab ging, redete er weiter: Der leidige Konflikt! Genau betrachtet sei es ihm lieb, daß er das Oberkommando nicht führen müsse; um so weniger Verantwortung habe er und brauche nur zu gehorchen wie ein gemeiner Soldat.

Aus Gallas war nichts anderes herauszubringen, auch scheute sich Schaffgotsch, mehr zu fragen. Wer konnte ihm bürgen, daß diese Herren nicht Wallenstein hinterbrachten, was er sagte, um ihm zu schaden? Schien doch Wallenstein wiederum Mißtrauen gegen ihn geschöpft zu haben! Solange Wallenstein Generalissimus war, konnte es ihm nicht übel ausgelegt werden, wenn er seine Befehle ausführte. Wurde er vor die endgültige Wahl gestellt, stand es ihm immer noch frei, sich nach Gutdünken zu entschließen. Befand er sich doch auch in Schlesien, mitten unter Landsleuten und Glaubensgenossen, die an ihm hingen, und hatte ein ergebenes Regiment, das ihn schützen würde; er brauchte sich nicht von schwarzen Gedanken ängstigen zu lassen.

Im Auftrage des Kaisers überbrachte Herr von Walmerode Piccolomini seine von Wallenstein beantragte Ernennung zum Feldmarschall und ein am 24. Januar ausgestelltes Patent über Wallensteins Entfernung vom Kommando. Von dort begab sich Walmerode nach Passau zu Aldringen, der ihn mit untertäniger Beflissenheit empfing. Das habe er gewußt, sagte er, daß es an Piccolominis Treue und Ergebenheit nicht fehlen würde. Piccolomini sei kürzlich in Passau gewesen und habe solchen Abscheu gegen die Wallensteinische Empörung bezeugt, wie er selbst

sie nicht stärker empfinden könnte. Hier an dieser selben Stelle hätten sie zusammen gesessen, als Piccolomini gesagt hätte, er trüge kein Bedenken, Hand an den General zu legen, wenn es für den Dienst des Kaisers notwendig wäre.

Ja, bestätigte Walmerode, er habe einen wahrhaft löblichen und heroischen Diensteifer an den Tag gelegt, der Kaiser werde die Diensteifrigen aber auch zu belohnen wissen. Übrigens sei Wallenstein in diesem Augenblicke nicht mehr General, er habe das Patent über seine Kassierung mitgebracht, das der Kaiser seinen Getreuen anvertraue, damit sie geeigneten Gebrauch davon machten.

Aldringen riß das Blatt aus Walmerodes Händen und las. Und es wisse noch niemand darum außer Piccolomini und Gallas? fragte er.

Nein, sagte Walmerode, noch niemand, Wallenstein selbst habe keine Ahnung davon. Der Kaiser habe ihm seitdem noch ein paar gnädige Handbrieflein geschrieben, um ihn in der Unwissenheit zu erhalten.

Aldringen nickte billigend. Nun müsse man aber unverzüglich zur Aktion schreiten, sagte er. Der Kaiser kenne Wallenstein nicht genug, der habe seine Spione, sei wahrscheinlich längst von allem unterrichtet und brüte ungestört die Rache aus. Man müsse ihm zuvorkommen.

Ganz ebenso habe sich Piccolomini vernehmen lassen, fiel Walmerode ein. Er habe vorgeschlagen, man solle die schwedischen und sächsischen Unterhändler abfangen und den Arnim und den Lauenburger als die Hauptverräter auf der Stelle niedermachen. Er besorge aber, dem Kaiser werde das zu geschwind vorkommen.

Das Zögern könne ihnen allen verderblich werden, sagte Aldringen aufgeregt. Man solle sich doch nur ausmalen, mit was für teuflischen Plänen Wallenstein wahrscheinlicher-

weise umginge, wenn er die Absicht des Kaisers und die wahre Meinung seiner Offiziere kennte. Er für sein Teil halte sich des Lebens nicht mehr sicher, und dasselbe hätten Gallas und Piccolomini zu fürchten. Sie würden ja gewiß gern ihr Leben für den Kaiser in die Schanze schlagen, aber es solle doch auch erklecken. Wenn sie sich nun aber umsonst opferten und der Kaiser doch noch in den tobenden Höllenrachen stürzte!

Es grause einem, wenn man das bedächte, sagte Walmerode.

Aldringen nahm das Patent wieder zur Hand, durchlas es und schüttelte den Kopf.

Das führe nicht zum Schluß, sagte er, indem er es auf den Tisch warf. Da wären ja nicht einmal die Rebellion und sonstige Verbrechen des Herzogs aufgezählt. Das gäbe ja denjenigen nicht einmal die rechte Sicherheit, die sich mit Aufopferung ihres Lebens an die Exekution machten. Freiwillig werde Wallenstein die angemaßte Gewalt nicht herausgeben; wie solle man sich denn verhalten, wenn er sich widersetzte? Da könnten treue Diener der Majestät in des Teufels Küche kommen. Der Kaiser müsse sich deutlicher herauslassen.

In das Patent blickend, sagte Walmerode, von der Seite habe er es noch gar nicht angesehen. Übrigens wären alle Wohlmeinenden in Wien der Ansicht, daß der Kaiser zu kunktatorisch vorgehe. Am besten würde es sein, wenn Aldringen selbst nach Wien käme, um dem Kaiser die Augen zu öffnen und ihn vor dem unvermeidlich platzgreifenden Untergang zu warnen.

Es war Nacht, und der Wind blies um die Bartholomäuskirche auf dem Markte von Pilsen. Gallas saß bei Piccolomini und hielt eine geleerte Flasche an das Licht

mit der Bemerkung, es sei kein Tropfen mehr darin, Piccolomini solle mehr Wein bringen lassen. „Du hast genug," sagte Piccolomini ablehnend, „du willst in der Frühe reisen."

Ohne Wein halte er die Nacht nicht durch, sagte Gallas, Piccolomini solle ihn um Gottes willen trinken lassen. Wenn er wüßte, was er, Gallas, den Tag über ausgestanden hätte!

Nun, erwiderte Piccolomini, er sitze auch auf Dornen und müsse noch länger bleiben. Ein Diener brachte eine volle Flasche, Gallas schenkte sich ein, goß das neugefüllte Glas hinunter, schüttelte sich und lehnte sich tief in seinen Sessel zurück. Der Daniel in der Löwengrube sei besser daran gewesen, sagte er. Mit dem General vertraulich umzugehen und das Absetzungsdekret in der Tasche zu tragen, sei schon etwas seltsam für einen Kavalier; man komme sich vor wie ein Schelm.

„Warum?" sagte Piccolomini; „er ist so gut wie ein anderer Feind des Kaisers."

Gallas starrte dumpf vor sich hin. Ja, ja, sagte er, aber man stecke doch mitten im Käfig zwischen Löwen und Tigern, die einen jeden Augenblick in Stücke reißen könnten.

Das wohl, sagte Piccolomini; aber der Löwe sei krank, und es scheine auch, als ob er noch keinen Argwohn gegen sie geschöpft habe. Er überhäufe sie ja mit Freundschaftsbezeigungen.

Es könnte auch falsches Spiel sein, meinte Gallas, das würde ihm gleichen.

Nein, sagte Piccolomini entschieden, bis jetzt sei kein Trug dabei. Wallenstein habe nun einmal Vertrauen zu ihnen und sei eigensinnig in seinen Gemütsneigungen; er halte sie für ebensolche Verräter, wie er sei. Terzky und Illo freilich, die würden ihnen gern ein paar Banditen über den Hals schicken.

Gallas fuhr zusammen; er wollte ein Rascheln an der Haustür gehört haben. Nicht doch, sagte Piccolomini, der Wind scheppere mit den Schindeln auf den Dächern. Übrigens wären nur zuverlässige Leute im Hause. Piccolomini solle doch einmal aus dem Fenster sehen, bat Gallas, er habe es zu deutlich gehört. Piccolomini stand auf und öffnete das Fenster, daß der Wind hineinfuhr und die schweren Vorhänge hin und her bog. Es sei alles still, sagte er; ein paar Männer kämen über den Platz von Wallensteins Hause her, er könne sie nicht erkennen. Gallas zog sich in die Tiefe des Zimmers zurück; denn bisweilen flögen auch Kugeln durchs Fenster, sagte er, man müsse sehr auf der Hut sein.

Zum Überfluß wolle er die Haustür doppelt besetzen lassen, sagte Piccolomini, unterdessen solle Gallas sich schlafen legen, Mitternacht sei längst vorüber, und er wolle früh aufbrechen.

Die Unruhe lasse ihn nicht schlafen, sagte Gallas; sie müßten ja auch noch verabreden, wie sie es halten wollten.

Sobald er Nachricht von Aldringen erhielte, daß eine klare Resolution gefaßt sei, sagte Piccolomini, wolle er auch abreisen und dazu das Ausbleiben des Gallas zum Vorwande nehmen.

Vorher müsse er aber das Patent veröffentlichen, erinnerte Gallas.

Natürlich, sagte Piccolomini, er wolle für alles Sorge tragen. Gott werde ihn beschützen.

Gallas seufzte tief. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn Wallenstein sich wieder mit dem Kaiser versöhnt hätte. Aber die Rebellen hätten ihn im Garn, man könne ihn nicht mehr herauswickeln.

Plötzlich wurde er sehr müde, warf sich auf ein Ruhebett und schlief ein. Bevor die Sonne aufging, brach er nach Linz auf, wohin Piccolomini ihm nach fünf Tagen folgte.

Er langte bei Nacht an und wurde von Gallas mit einer Umarmung empfangen. „Das ist ein Wiedersehen, Bruderherz!“ rief dieser. Piccolomini werde ermüdet sein, müsse ihm aber doch das Wichtigste erst melden.

Die letzten Tage wären ihm heiß geworden, sagte Piccolomini, er wolle es nicht leugnen.

„Das will ich glauben!“ rief Gallas. Er selbst sei erst in Linz wieder zum Manne geworden. Und ob alles gut expediert sei? Ob Piccolomini das Patent habe anschlagen lassen?

Er habe es an die gutgesinnten Offiziere verteilt, antwortete Piccolomini, mehr habe er nicht wagen dürfen.

Gallas nickte nachdenklich. Ja, sie hätten ihr Leben genug ausgesetzt, sagte er. Das würde jetzt aber einen Tumult in Pilsen geben. Und was nun werden sollte? Ob sie den General in Pilsen belagern wollten?

„Jetzt steht alles auf des Schwertes Spitze,“ sagte Piccolomini. „Es kommt alles darauf an, daß in Wien ein heroischer Beschluß gefaßt wird.“

Aldringen habe viel Einfluß in Wien, sagte Gallas, und werde seine ganze Dexterität aufbieten.

Inzwischen hatte sich Piccolomini ein wenig erfrischt und erholt und kam auf sein Verhalten in Pilsen zurück. Gallas werde hoffentlich nicht zweifeln, sagte er, daß er bereit gewesen wäre, Wallenstein dort gefangenzunehmen. Auf sein Regiment hätte er sich ja verlassen können. Aber ohne bestimmten Befehl aus Wien hätte er sich das doch nicht anmaßen dürfen.

Der Ausgang wäre auch zweifelhaft gewesen, sagte Gallas; man müsse das gewaltige Ansehen des Generals im Lager bedenken.

Wie dem auch sei, sagte Piccolomini, er würde es gewagt haben.

Nach einem kurzen Schweigen erkundigte sich Gallas, wie Wallenstein seine Entschuldigung, daß er krank sei, aufgenommen habe?

Die Krankheit komme ihm ungebührlich vor, habe er gesagt, die sich so unzeitig einstelle, erzählte Piccolomini, worauf er mit aller Unbefangenheit geantwortet hätte, sie habe Gallas schon in Pilsen molestiert und der General sei ja selbst damit behaftet. Da habe er ihn mit dem präzisen Befehl, Gallas zu holen, nach Linz geschickt.

Gott scheine seine Hand im Spiele zu haben, sagte Gallas, daß der Knäuel so glatt abliefe, wie sie ihn gewickelt hätten.

Er müsse ihnen aber noch ferner beistehen, fügte Piccolomini hinzu; denn der Hauptschlag solle noch geführt werden.

Am selben Tage war Aldringen in Wien, wohnte jedoch der Heimlichkeit wegen nicht in der Stadt, sondern in einer kleinen Herberge vor dem Tore, wo er am späten Abend den Besuch des Bischofs von Wien empfing. An der Tür schüttelte der Bischof den Schnee von Mantel und Kapuze und ließ sich von seinem Diener trockene Schuhe anlegen. Er sei, um jeden Argwohn zu vermeiden, ein Stück vor dem Hause abgestiegen, sagte er erklärend und fügte hinzu, es scheine Tauwetter einfallen zu wollen; dann würde er bis an die Knie im Schmutz waten müssen.

Es wisse jeder, sagte Aldringen, daß der Bischof keine Gefahr und Mühe scheue, um dem gemeinen Wohl zu nützen. Hoffentlich bringe er gute Nachricht.

Ja, sagte der Bischof, indem er sich in Aldringens kleinem Zimmer an den Kachelofen setzte und mit einer Zange im Feuer stocherte, Aldringens Besuch habe Wunder gewirkt und das ungare Projekt zur Reife gebracht. Es sei ein neues Patent aufgesetzt, worin die Exekution nach

Maßgabe der Umstände auszuführen befohlen sei. Mündlich habe der Kaiser gesagt, Blutvergießen solle nach Möglichkeit vermieden werden, und es werde ja wohl niemand gutheißen, wenn der Justiz ohne Not vorgegriffen würde, zumal es dem Kaiser übel ausgelegt werden könne.

Aldringens Augen hingen begierig an den Zügen des Bischofs. Ob ausdrücklich im Patent stehe, man solle Wallenstein tot oder lebendig fangen, fragte er.

Er könne es selbst lesen, sagte der Bischof. Der Kaiser sei jetzt recht auf ein promptes und nachdrückliches Geschäft erpicht, nun er die entsetzliche Gefahr erkannt habe, in der er mit seinem ganzen Hause schwebe. Ihm selbst, dem Bischof, wären die Augen erst recht aufgegangen.

Ja, sagte Aldringen, hätte man ihm rechtzeitig geglaubt, so hätten viel Übel vermieden werden können. Wallenstein habe es niemals redlich mit dem Kaiser gemeint, er habe es immer gesagt, aber niemand ihm glauben wollen.

Er bekenne sich schuldig, sagte der Bischof traurig, er sei zu vertrauensvoll gewesen. Aber er stehe nicht allein, der Unglücksmann habe viele einsichtige und treue Diener des Kaisers auf schlaue Weise verblendet. Er hätte sichs nicht träumen lassen, daß Wallenstein mit so höllischen Attentaten schwanger gehe. Jedermann sei voll Dank und Liebe für Aldringen; Schlick, Slawata und viele andere schickten ihm viel tausend inbrünstige Grüße und Wünsche für Erfolg und gutes Glück.

Aldringen sagte, daß er das Verdienst nicht für sich allein beanspruche, der Kurfürst von Bayern habe sich der Sache auch ernstlich angenommen.

Der Bischof bestätigte das; man müsse zugeben, daß es ohne den Kurfürsten nicht so weit gekommen wäre. Der Richel, der sich seit dem Dezember in Wien aufhalte, habe

wacker geklopft, bis das Fleisch mürbe gewesen sei; man hätte dem dürren Männlein nicht zugetraut, daß solch ein Metzger in ihm stecke. Wenn nur der Kurfürst nicht immer mit Frankreich schaukeln wollte! Jetzt habe er wieder Frankreich als Friedensvermittler vorgeschlagen, recht zum Despekt des Kaisers. In der Wallensteinischen Sache sei es ihm auch viel um seine Person zu tun.

Es laufe beim Kurfürsten von Bayern viel Eifersucht mit unter, gab Aldringen zu; allein er sei doch ein wahrhaft katholischer Fürst, ernst und eifrig, der sich der Geschäfte annehme. Die Jesuiten möchten nicht in allem zu loben sein; aber der Ketzer wegen könne man sie doch nicht entbehren, sie wären Hunde und Jäger zugleich.

Der Bischof, welcher sich bewußt war, der jesuitischen Partei vielfach entgegengearbeitet zu haben, stimmte eifrig zu. Gott verteile seine Gaben verschieden, sagte er, ihn, den Bischof, habe er mehr zu innerlicher Theologie und Verehrung als zum Kampfe geschaffen. Sein Gewissen sei stets seine einzige Richtschnur gewesen, und das mache ihn jetzt zu Wallensteins Feind, wie er früher sein Freund gewesen sei. Luzifer müsse den Unglückseligen verführt haben.

Vom Hochmutsteufel sei er sicher besessen, sagte Aldringen. Und worauf sei er eigentlich so stolz? Sein Geld habe ihm viel geholfen. Er, Aldringen, habe seine Laufbahn ohne einen Heller in der Tasche begonnen, und wenn er bedächte, wie weit er es gebracht hätte, könnte er sich vielleicht deswegen aufblähen; allein er gebe Gott die Ehre, sei nur ein tapferer, redlicher Soldat gewesen.

Aldringens Verdienst sei weltberühmt, sagte der Bischof, ins Feuer starrend, das sein runzliges Gesicht rot färbte. Wenn man sich nur immer bewußt wäre, daß Gott jegliche Herrlichkeit nach kurzer Frist in Asche stürzte. Ob der Weg

über einen Thron oder über einen Misthaufen ginge, er führe immer ins Nichts.

Ins Nichts? sagte Aldringen erschrocken. In aller Demut hoffe er doch durch Gottes Gnade und die Fürbitte der Heiligen den Himmel zu erlangen.

Der Bischof erklärte, er habe nur in bezug auf das Irdische gesprochen, welches zunichte werden würde, worauf sich das Gespräch wieder der nächsten Zukunft zuwandte. Nach einer Stunde brach der Bischof auf, und Aldringen ließ es sich nicht nehmen, ihn an seinem Arme zur Kutsche zu führen, während der Diener mit der Laterne voraufging. Es regnete in Strömen, und die kahlen Bäume, die die Landstraße besäumten, stöhnten im zügellos schweifenden Sturme. Dicht an den Bischof gedrängt, fragte Aldringen, wie es mit dem Gelde gehalten werden sollte? Das sei ein wichtiger Punkt, den sie noch nicht besprochen hätten. Treue Dienstleistung wolle bezahlt sein, der Mut der Soldaten würde jetzt auf eine harte Probe gestellt werden. Ob das etwa Vorhandene gleich benutzt werden könne?

Der Kaiser sei schon im Begriff, eine Kommission zur Konfiskation des Terzkyschen und Illoschen Vermögens einzusetzen, sagte der Bischof; es solle schleunig gearbeitet werden, die Herren sollten mit der Exekution auch nicht feiern, der Kaiser habe keine Ruhe, bis es erledigt sei.

Aldringen versprach, alles daranzusetzen. Wallenstein, sagte er, sei jetzt wie ein Stier, der das Wurfgeschoß im Nacken habe; es gelte Kampf bis zum Tode.

Indem er, den Diener beiseiteschiebend, dem Bischof in den Wagen half und ihm die Hand küßte, bat er um seinen Segen. „Der Friede Gottes sei mit dir, mein Sohn," sagte der Bischof in lateinischer Sprache und ließ seine Rechte einen Augenblick auf Aldringens tiefgeneigtem blonden

Kopfe ruhen; dann verschwand die Kutsche im Getümmel der Elemente.

Mohr von Wald, der an den Wiener Hof abgeordnet war, stand an Wallensteins Bett, um seine letzten Aufträge entgegenzunehmen. „Der Herr hat schlechtes Reisewetter," sagte Wallenstein freundlich, „ich habe nachts den Regen aufs Dach tropfen hören."

Mohr von Wald antwortete, Regen sei besser als Glatteis; er und sein Pferd würden naß werden; aber sie wären es beide gewohnt.

„Ja, der Krieg ist ein guter Lehrmeister," sagte Wallenstein und schwieg dann, wie wenn er den Faden verloren hätte; der Offizier stand wartend, da er den General nicht anzureden wagte.

„Ist der Herr noch da?" sagte Wallenstein plötzlich, den Kopf nach ihm wendend. Nun, er solle sich eilen und das Geschäft möglichst befördern. Er wolle Ruhe haben. Mohr von Wald könne es dem Kaiser selbst bezeugen, daß bei dem Verbündnis, das die Offiziere geschlossen hätten, keine rebellische Absicht gewesen sei, wie gewisse Verräter ihnen unterschieben wollten. „Verräter und Schelme sind hier bei mir gewesen," rief er, in jähe Wut ausbrechend, „aber ihr böses Gewissen hat sie vertrieben." Er hätte nicht geglaubt, setzte er etwas ruhiger hinzu, daß die Erde so gottlose Verräter behielte. Er hätte gemeint, die Hölle schlänge sie als ihr Erbteil hinunter.

In seinem grauen Gesicht flackerten die Augen wie ein letztes Feuerzüngeln aus der Asche.

Mohr von Wald könne bezeugen, fuhr er nach einer Weile fort, daß er schon vor Monaten bereit, ja willens gewesen sei, abzudanken; nur müsse es in Ehren geschehen.

Wäre doch der Holzhauer froh, sein Bündel vom Rücken zu werfen; er müßte ja ein Narr sein, wenn er der übergroßen Last nicht gern ledig würde. Aber er ließe sich nicht wie einen untauglichen Diener ablohnen; er wolle nicht wie Belisar das Almosen an den Türen betteln.

Als Mohr von Wald an der Tür war, rief er ihn noch einmal zurück. Er habe nichts als den Frieden gewollt, das könne Mohr von Wald bei Gott bezeugen. Der Friede sei ihnen allen hochnötig. Die zum Krieg rieten, das wären die Judasherzen; um blutigen Mammons willen verrieten sie Kaiser und Reich.

Etwa eine Stunde lang lag Wallenstein still mit geschlossenen Augen da, dann ließ er Seni rufen. Der trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als er des Generals Gesicht auf dem Kissen liegen sah. „Fürstliche Gnaden haben eine schlechte Nacht gehabt?“ fragte er. Er habe viel geträumt, sagte Wallenstein. Wie die Zeichen am Himmel gewesen wären?

„Es war eine feuchte schwarze Nacht,“ sagte Seni zögernd. Die Mondsichel sei eine Viertelstunde lang sichtbar gewesen und habe wie ein leerer Kahn auf hoher Flut getrieben.

Wallenstein schloß die Augen wieder und schwieg. Wenn der Fürst ihn habe rufen lassen, um seine Meinung zu vernehmen, sagte Seni, so unterstehe er sich, von großen Unternehmungen abzuraten. Die Konstellation sei in dieser Zeit kriegerischen Aktionen widerwärtig.

Seni solle die nächste Nacht wieder achtgeben, ob der Jupiter sich sehen lasse, befahl Wallenstein.

Das Gestirn sei durchaus verfinstert, sagte Seni. Ihm scheine es fast, als wolle Gott dem Fürsten eine Warnung zukommen lassen.

Wallenstein seufzte tief, winkte Seni mit der Hand, sich

zu entfernen, und schickte nach Kinsky. Ob der Arnim noch immer nicht da sei? fragte er.

Kinsky sagte, die Boten, die er nach Mies geschickt hätte, berichteten, daß sich noch nichts zeige.

Es müsse noch ein Brief an Arnim geschrieben werden, daß er sich beschleunige, sagte Wallenstein; es sei periculum in mora.

Der General sehe zu schwarz, sagte Illo, der eben ins Zimmer trat. Die Verräterei von ein paar meineidigen Schuften habe ihn perplex gemacht. Der Armee wären sie ja sicher und sollten nach seinem Dafürhalten nicht länger zögern. Den Arnim könnten sie in Prag erwarten.

Kinsky, der am Fenster stand, berichtete, daß Terzky eben über den Platz geritten komme. So wäre er gar nicht bis Prag vorgedrungen! sagte Wallenstein. Er könne unmöglich schon von dort zurück sein.

Als Terzky eintrat, erblaßte Kinsky und Illo ballte die Hände vor Ungeduld. Was es gebe? schrie er. Ob Terzky einem Gespenst begegnet sei?

Schlimmer als das, sagte Terzky; Prag sei verloren, von Gallas und Piccolomini eingenommen. Ein Patent sei angeschlagen, daß Wallenstein abgesetzt und das Heer, des Gehorsams entbunden, an Gallas und Piccolomini gewiesen sei.

Illo schlug mit der Faust auf den Tisch. Er habe es immer gesagt, sie hätten nicht auf ihn hören wollen! Man hätte die Halunken nicht lebendig aus Pilsen kommen lassen sollen! Hernach hätte man sich sofort auf Prag stürzen müssen. Aber er wollte es ihnen einträn ken! Die Lust, wenn er ihnen das falsche Herz aus dem Leibe stückeln könnte! Wenn er ihnen erst den Daumen auf die lügnerische Kehle drückte!

Terzky ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen. Er habe sein Pferd fast zuschanden geritten, sagte er, sei froh, daß er das Leben davongebracht habe.

Ob man etwa von Arnim auch Verrat zu besorgen hätte? fragte Wallenstein. Kinsky erwiderte, er halte ihn für sicher und wolle ihn sogleich durch einen Brief zu größerer Eile antreiben.

Und daß er durch des Kurfürsten von Sachsen Land, nicht durch die obere Pfalz reisen solle, sagte Wallenstein. Und ob vom Lauenburger noch keine Nachricht da sei?

Er könne kaum in Regensburg angelangt sein, sagte Illo. Er wolle ihm aber einen Boten nachsenden, damit er nicht auf Prag zöge.

Während Wallenstein es für rätlich hielt, Arnim entgegenzugehen, schlug Illo vor, in Pilsen zu bleiben. Er sei überzeugt, sie könnten sich in Pilsen halten. Kinsky stimmte dafür, daß man sich näher nach Sachsen ziehe; allein Terzky schlug sich auf Illos Seite; blieben sie in Pilsen, so bestehe mehr Aussicht, mit schwedischer Hilfe Prag wiederzunehmen. Wallenstein gab nach; im Laufe des Nachmittags jedoch beschloß er plötzlich, Pilsen aufzugeben und sich nach Eger zu wenden. Es liege günstiger für die Konjunktion mit Schweden und Sachsen; auch sei die protestantische, gewaltsam zum Katholizismus reformierte Bürgerschaft dem Kaiser abgeneigt, und er fühle sich dort sicherer.

Am folgenden Tage wurde aufgebrochen und die Nacht in dem Illo gehörigen Schlosse Mies gerastet. Ein rubinfarbenes Morgenrot stand am trüben Horizonte, als Wallenstein mit Illo, Terzky und Kinsky aus dem Tore trat, um in seine Sänfte zu steigen. Er fühle sich wohler, seit er Pilsen hinter sich habe, sagte er, fürchte nur den holperigen Weg wegen des Podagras; aber in Eger könne er ja ausruhen.

In Plan verabschiedete sich der Kanzler Eltz von Wallenstein, um sich in seinem Auftrage zum Markgrafen von Kulmbach zu begeben. Wallenstein schärfte ihm ein, keine Zeit zu verlieren und dem Markgrafen, der eine dicke Haut habe, gehörig einzuheizen.

Der Herzog könne sich auf ihn verlassen, sagte Eltz, seine Zunge sei ein guter Blasebalg. Er werde dem Markgrafen erklären, wie jetzt der Augenblick da sei, die evangelische Religion und deutsche Libertät auf alle Zeit sicherzustellen, und werde ihm ein Licht über die spanisch-papistischen Mordprojekte anzünden.

Er solle auch behutsam sein, wenn er etwa unterwegs aufgehoben würde, sagte Wallenstein.

Lieber würde er sich mit glühenden Zangen zerreißen lassen, beteuerte Eltz, als daß er seinen Herrn verriete. Aber er sei gewiegt, werde schon ein Loch im Netze finden.

Wie er dem weiland braunschweigischen Minister nachblickte, sah Wallenstein auf der von Taus einmündenden Straße Bewegung von Wagen und Reitern. Es fuhr ihm blitzschnell durch den Sinn, daß es Feinde sein könnten, die ihn einfangen, nach Wien schleppen und als einen Malefikanten vor ein Kriegsgericht stellen würden; Piccolomini, Carretto, Gallas, fluchwürdige Verräter, Schlick, der kriechende Hund, würden ihn inquirieren und ihm den Fuß auf den Nacken setzen. Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und mit Anstrengung bog er sich aus der Sänfte, um sein Gefolge zu rufen, als ein Illoscher Adjutant angesprengt kam und meldete, daß Buttler mit seinem Regiment im Anmarsch sei, willens nach Prag zu ziehen. Der General wolle sich belieben lassen, ihm andere Ordre zu erteilen.

Wallenstein atmete erleichtert auf und wunderte sich über

seine Zerstreutheit; wie hatte er hier Feinde vermuten können, wo Buttler ihnen notwendig den Paß abgeschnitten hätte! Als Buttler, der soeben flüchtig von den letzten Vorfällen unterrichtet war, sich unter tiefen Verbeugungen der Sänfte näherte, reichte der Herzog ihm freundlich die Hand und forderte ihn auf, sich zu ihm zu setzen, damit sie sich besprächen. Was er denn zu der abscheulichen, frevelhaften Verräterei gesagt habe? Die er am meisten begnadigt, ja wie Brüder gehalten hätte, die übten so meuchlerischen Undank. Gott sei Dank habe er noch Macht genug, die Treuen zu belohnen. Es sollte keiner bereuen, die Soldatenpflicht geleistet zu haben.

Buttler sagte, er hätte eher den Einsturz des Himmelsgewölbes als solchen Abfall für möglich gehalten. Was der General nun beschlossen habe?

Er ziehe sich auf Eger zurück, sagte Wallenstein, wo er an dem Kommandanten Gordon einen treuen Freund habe und im Schoße der redlichen Bürgerschaft sich sicher fühlen könne. Er müsse ja nun, da er vom Kaiser geächtet sei, sein Haupt vor Meuchelmördern schützen. Übrigens mache er den Kaiser nicht verantwortlich, er wisse wohl, wer der Feind sei, dem der Kaiser ihn preisgegeben habe, und er hoffe, daß Gott ihn hier und dort strafen werde.

Was ihn anbelange, sagte Buttler, so sei er seiner Pflicht eingedenk; der General werde hoffentlich nicht daran zweifeln.

Nein, antwortete dieser, er traue Buttler und liebe ihn und wolle es ihm einst noch besser zeigen. Er halte es für ein gutes Zeichen, daß sie sich hier getroffen hätten.

Nachdem Buttler sein Pferd wieder bestiegen hatte, paßte er auf seinen Beichtvater, der, ein Irländer wie er, in Kutte und Schlapphut, mit großem rotem Barte zwischen

ein paar Offizieren ritt und lebhaft gestikulierend lustige Geschichten erzählte. Da Buttler ihm winkte, nickte er jenen zu, daß er den Schwank bei Gelegenheit zu Ende bringen werde, und eilte an seines Obersten Seite, um ihn sogleich mit Fragen zu bestürmen, was die veränderte Marschrichtung zu bedeuten habe. Buttlers Erzählung hörte er unter vielen Ausrufungen an und sagte zum Schlusse fröhlich, so erfülle sich nun Buttlers trübe Ahnung doch nicht, daß er in Prag im schmählichen Kampfe sein Leben lassen müßte. Ja, die Eiterblase hätte einmal aufbrechen müssen; er hätte doch nicht gedacht, daß es so bald geschähe.

Man hätte den Skorpion eher zertreten sollen, sagte Buttler halblaut. Jeder Schritt, den er weiter tue, bringe dem Kaiser Gefahr.

Sie ritten jetzt durch Wald, in dem es dämmerte, obwohl es erst Mittag war; kaum hörte man den Huf der Pferde im nassen Moose. Taaffe, so hieß der Beichtvater, trieb sein Tier nahe an Buttlers heran und flüsterte: „Gott erleuchte Euer Gnaden! Wir sind in des Teufels Schlinge gefallen."

„Umgekehrt," sagte Buttler, „Gott hat ihn in meine Hand gegeben."

Ja, ja, sagte Taaffe, die Begegnung habe sicherlich Gott herbeigeführt. Aber was könne Buttler tun? Er könne nun und nimmermehr mit seinem Regiment gegen das ganze Wallensteinische Heer bestehen. Wie viele denn noch bei dem General wären?

Etwa 5 bis 6000 Mann, antwortete Buttler, an einen Kampf sei also nicht zu denken; dergleichen habe er auch nicht im Sinn.

Freilich, freilich, stimmte Taaffe ein, mit Gewalt sei da

nichts auszurichten. Was Buttler denn mit dem General gesprochen hätte?

Wie er ihn in der Sänfte erblickt hätte, sagte Buttler ganz leise, sei ihm durch den Kopf geschossen, daß er aussähe wie eine Leiche im Sarge. Den Gedanken habe ihm Gott eingegeben.

Der Beichtvater verneigte sich ehrerbietig; der Bewußte sei ja wohl schwer krank, sagte er.

Er halte es für das böse Gewissen, was in seinen hohlen Augen grassiere, sagte Buttler.

Heilige Mutter Gottes, flüsterte Taaffe, die gefalteten Hände erhebend, zu denken, daß der Erzluzifer sich so gleichsam selbst ausgeliefert habe! Gott habe Großes mit Buttler vor, das trage ihm seine Frömmigkeit ein.

Ja, erwiderte Buttler, jetzt wolle er beweisen, daß er ein treuer Diener des Kaisers und der heiligen Kirche sei. Wenn die Gelegenheit erforderte, daß er des Bösewichts Blut vergösse, so könne Gott ihm das doch nicht als Mord anrechnen?

So wenig wie dem heiligen Georg, sagte Taaffe, daß er den Drachen erlegte. Aber ihm sei doch ängstlich zumute, Buttler solle um Gottes willen nichts Unbedachtes wagen. Wallenstein habe in so unermeßlicher Gunst beim Kaiser gestanden, dessen Sinn könne sich plötzlich ändern und Buttler seine heroïsche Tat anders ausgelegt werden. Er, Taaffe, habe sein Herz an Buttler gehängt und bekümmere sich um ihn. Er solle eine so schwere Sache vorher mit anderen bereden.

Auf der anderen Seite sei ebensoviel Gefahr, sagte Buttler. Wenn er nichts täte, lüde er den Schein auf sich, dem Verräter anzuhängen. Was würden Piccolomini und Gallas von ihm denken, wenn sie hörten, daß er sich Wallen-

stein angeschlossen hätte! Und doch sei kein Entrinnen möglich.

Taaffe bedachte sich eine Weile und machte dann das Anerbieten, er wolle eilig nach Prag reiten, um Gallas und Piccolomini von Buttlers Lage in Kenntnis zu setzen und sie um bestimmte Weisung zu bitten. In einer so vertraulichen Sache könne Buttler nicht jeden schicken, in seiner Brust sei das Geheimnis fest versiegelt. Gott werde um eines so heiligen Zweckes willen seine Kraft verdoppeln, damit er unversehrt und schnell mit dem erhaltenen Bescheid zu Buttler zurückkehrte.

Buttler erklärte sich einverstanden. Da noch keine unmittelbare Gefahr sei, könne er warten. Einstweilen wolle er die Schlinge um seine Beute legen, damit er sie im Notfalle sofort zuziehen könne.

Um drei Uhr stieß die Spitze des Zuges auf die ersten Vorposten des Terzkyschen Regimentes, das in Eger lag, und bald darauf erschien Gordon, der Kommandant, um Wallenstein zu geleiten. Er habe nicht so bald auf das Glück gehofft, den General wiederzusehen, sagte er demütig; auf der Festung sei alles in Ordnung, des Generals Quartier sei im Pachhelbelschen Hause am Markt hergerichtet, wo er im Jahre 1630 gewohnt habe. Es sei mit allen Bequemlichkeiten wohl versehen.

Das höre er gern, sagte Wallenstein. Er habe den Tag über mehr als sonst an seinem alten Übel gelitten, bedürfe der Ruhe.

Im Schoße Gottes könnte er nicht besser aufgehoben sein, sagte Gordon.

Ob Arnim gekommen sei? fragte der Herzog. Sie hätten wichtige Traktaten vor.

Nein, er wisse nichts von Arnim, antwortete Gordon; und durch des Generals ungewöhnliche Freundlichkeit ermutigt, fuhr er fort, vielleicht werde Arnim durch das Wetter zurückgehalten. Der Himmel sei wunderlich gefärbt, als solle es einen Schneesturm geben. Auch wären hie und da die Wege verschneit, so daß man sich im Dunkeln leicht verirren könnte.

Wie sich die Bürgerschaft verhalte? fragte Wallenstein.

Es sei überall Gehorsam und Willigkeit zu spüren, berichtete Gordon. Ketzer wären nicht mehr vorhanden außer ein paar alten Weibern und Bettlern, die man laufen ließe.

Auch Terzky freute sich, als die graue Masse der Festung am Horizont erschien; die Kehle sei ihm trocken geworden nach dem scharfen Ritt, sagte er, den Abend wolle er ordentlich zechen.

Kinsky, der neben ihm ritt, blickte mißmutig nach dem das dunkle Mauerwerk gelblich umrahmenden Himmel. Es sei eine seltsame Laune des Generals, sich da einzuschließen, sagte er. Die Stadt gleiche einem Spinngewebe, in dem das Schloß die Spinne sei.

Terzky drehte sich erstaunt nach seinem Schwager um. „Du hast Gesichte wie ein Prophet," sagte er. „In Pilsen wolltest du ja auch nicht bleiben."

Nein, sagte Kinsky, man hätte den Feind auch wohl in Prag belagern können. Bei solchem Spiel sei er lieber draußen als drinnen.

Terzky zuckte die Schultern. Nach Prag könne man immer noch, sagte er, wenn man durch Schweden und Sachsen verstärkt sei.

Auf dem Markte war es so still, als wenn schon Nacht wäre. Vor dem Hause, wo Wallenstein abstieg, standen

der Bürgermeister und einige Ratsherren und begrüßten ihn ehrerbietig. „Wo ist der Pachhelbel, dem das Haus gehört?“ fragte er. Er sei seit Jahresfrist nicht mehr am Leben, erwiderte der Bürgermeister vortretend; einstweilen habe die Stadt das Haus in Sequester. Und wo der andere Pachhelbel sei, der gewesene Bürgermeister? fragte Wallenstein. Er verharre steif im Unglauben und sei nach Wunsiedel gezogen, berichtete der Bürgermeister, solle verräterischen Umgang mit den Schweden pflegen. Gott werde wohl nicht lange mit der Strafe zögern.

Wallenstein antwortete nicht; aber im Weitergehen sagte er halblaut zu Terzky, das wäre nun sein Schaden, daß er die Stadt auf Betreiben des Kaisers reformiert hätte: die Guten wären ausgezogen und Heuchler und Schelme zurückgeblieben.

Als Wallenstein schon eine Weile im Bette lag, läutete er noch einmal dem Kammerdiener; er höre ein Rauschen, das ihm den Schlaf störe, man solle es abstellen.

Der Kammerdiener sah aus dem Fenster und sagte, es sei ein laufendes Brünnlein im Hof, das so plätschere; er wisse nicht recht, was dagegen zu tun sei.

„Weißt du nicht, wie man einen Brunnen verstopft, du Hund?“ rief Wallenstein ungeduldig; worauf der Diener erschrocken davonlief und das Geräusch nach wenigen Augenblicken verstummte.

Buttler, Gordon und der Wachtmeister Leslie saßen auf dem Schlosse beim Wein und besprachen Wallensteins Abfall vom Kaiser. Die Offiziere wären nun in heikliger Lage, sagte Buttler, bei der bekannten Tyrannei des Herzogs wage man sein Leben, wenn man sich gegen ihn auflehne. Und doch sei es auch nicht ohne, dem Kaiser den schuldigen Eid zu brechen.

Leslie und Gordon pflichteten Buttler bei. Was sie denn auch gegen den Kaiser ausrichten könnten, da die Armee fast ganz auf seine Seite getreten sei. Nur etwa 6000 Mann habe Wallenstein noch; sie würden alle gefangen werden und den schimpflichen Tod der Rebellen erleiden.

Eben darum suche Wallenstein jetzt sein Heil bei den Schweden, erklärte Buttler.

Dadurch würde das Übel noch größer für sie, sagte Gordon. Er möchte um alle Welt nicht gemeine Sache mit den ketzerischen Schweden machen.

Ja, dabei setzte man die ewige Seligkeit zugleich aufs Spiel, sagte Buttler. Er sei als ein Edelmann entschlossen, dem Kaiser die Treue zu halten.

Gordon und Leslie fielen mit ähnlichen Beteuerungen ein. Gordon schlug vor, sie könnten sich noch in dieser Nacht davonmachen und nach Prag reiten; er habe ja den Schlüssel.

Nein, ihm stehe das nicht an, entgegnete Buttler. Dabei wagten sie ihr Leben, ohne der gemeinen Sache zu nützen.

So solle Buttler etwas anderes vorschlagen, sagte Gordon. Ach Gott, sie wären da in eine Klemme geraten, aus der sie schwerlich die Glieder heil herausbrächten.

„Wenn wir nur wollen," sagte Leslie leise, sich über den Tisch beugend, „so ist der Tyrann in der Klemme. Der Kaiser und viele Fürsten werden es uns danken, wenn wir ihn kalt machen."

„Man könnte meinen, Bruder," sagte Buttler, indem er seine Hand auf Leslies Arm legte, „du habest meine Gedanken gelesen. Was du sagst, das war von allem Anfang an mein Wille."

Gordon erbleichte. Nein, das wolle er nicht wagen, sagte er, bevor es ihm von den Häuptern anbefohlen sei.

Wie sie es denn auch ausführen sollten? Der Illo sei ja auch da und der Terzky! Sie würden im Kampfe sicher den kürzeren ziehen.

Indem kam ein wachhabender Soldat und meldete, es werde stark ans Tor geschlagen; der Kommandant müsse kommen. Die drei Offiziere sprangen auf und wechselten erregte Blicke. Es könnte Arnim oder der von Weimar sein, sagte Buttler, den müßten sie abfangen. Um Gottes willen, fiel Gordon ein, zurzeit sei der Generalissimus Herr in der Festung; er getraue sich keines Ungehorsams.

Nun wurde der Soldat zurückgeschickt mit der Frage, wer draußen sei, und kam mit der Antwort wieder, es sei ein Bote von Gallas aus Prag, an den Kommandanten abgefertigt.

Der bringe vielleicht die Achtserklärung, meinte Buttler. Wenn Gordon durchaus nicht zu öffnen wage, so solle er immerhin den General entscheiden lassen, damit sei ja nichts verloren.

Er selbst sei es nicht imstande, sagte Gordon. Ob Leslie zum General gehen und fragen wolle?

Leslie erklärte sich ohne Zögern bereit; er werde sich dabei gleich die Gelegenheit gründlich ansehen.

Nachdem auf Wallensteins Befehl der Bote eingelassen war, der in der Tat das Patent über des Generals Entsetzung und Ächtung brachte, machte sich Leslie wieder auf, um es ihm abzuliefern. Sie wollten inzwischen beten, sagte Buttler, daß Gott das rebellische Gemüt des Bösewichts bekehre.

Eine halbe Stunde verging, bis Leslie atemlos zurückkam. „Jetzt ists beschlossen," sagte er, „wir müssen ihn töten." Die beiden drängten sich begierig an ihn heran, um zu hören, wie es abgelaufen sei. Der General, berich-

tete Leslie, habe das Patent gelesen und auf den Boden geschmissen. So sollten denn die Folgen über den Kaiser kommen, habe er gerufen. Seinen treuesten Diener überhäufe er mit Schimpf, statt mit Dank, der Bayer habe es ihm eingegeben. Eintränken wolle ers ihnen. Nun sei kein Zweifel mehr, die Notwendigkeit sei da. Es solle sofort ein Bote an Bernhard von Weimar abgeschickt werden, er sei zum Bündnis mit den Schweden entschlossen. Bei den Ketzern werde er mehr Dank und Lohn finden als bei dem Kaiser, dem er die Krone gerettet.

Er, Leslie, habe sich sofort verabschiedet, um den Befehl wegen des Boten auszuführen. Bis zur nächsten Mitternacht müsse die Tat vollbracht sein. Er habe einen fröhlichen Eifer dazu, weil es ein gutes Werk sei, dies schwarze Gemüt zur Hölle zu senden.

Buttler reichte dem Erhitzten ein volles Glas Wein, das er in einem Zuge leerte. Wie der Unverschämte das kaiserliche Patent auf den Boden geschmissen habe, sagte er, da hätte er ihm am liebsten auf der Stelle die Kehle abgeschnitten.

Buttler lobte die Besonnenheit, mit der er die preiswürdige Aufwallung unterdrückt hätte; denn sie dürften nicht losschlagen, bevor sie Maßregeln für die Sicherheit getroffen hätten. Es müßten Soldaten in die Stadt, Regimenter lägen ja draußen, um etwaigen Widerstand zu unterdrücken. Auch müßten sie die übrigen Rebellen, namentlich Terzky und Illo unschädlich machen; am besten wäre es, alle miteinander umzubringen.

Nein, das könne er nicht zulassen, rief Gordon. Es würde ein Aufruhr und allgemeines Blutvergießen entstehen. Zuletzt würde es ihm, als dem Kommandanten, zur Last gelegt.

Ein Aufruhr würde vermieden, entgegnete Buttler, wenn man die Häupter in der Stille abtäte. Sein Vorschlag

wäre, sie auf das Schloß zu einem Bankett zu laden und auf ein gegebenes Zeichen, vielleicht wenn sie schon betrunken wären, niederzumachen. Der General freilich ginge nicht aus, müsse im Bett überfallen werden, das habe aber keine Schwierigkeit, wenn die anderen zuvor erledigt wären. Den Kinsky könne man nicht ausschließen, er sei ja auch ein Schelm wie die anderen und ein Ketzer dazu. Zuvörderst komme es indessen darauf an, ob sie genug Geld hätten, um die gemeinen Soldaten zu gewinnen, die zu dem Geschäft gebraucht würden.

Geld? sagte Leslie. Der Friedländer sei ja der reichste Mann in der Christenheit.

Gordon stützte die Arme auf den Tisch und bohrte die Fäuste in die Schläfen. Leslie möge wohl so reden, jammerte er, er sei nur Oberwachtmeister, aber er, als der Kommandant, trage die Verantwortung. Über ihn werde es hergehen, wenn es mißglückte. Oder wenn der Kaiser etwa gar anderes Sinnes würde?

Leslie und Buttler schoben ihm das Patent hin und schlugen mit der Hand darauf. Sie hätten es ja schwarz auf weiß, riefen sie; wenn sie jetzt zugriffen, würden sie reich und angesehen, ja bis auf die späteste Nachwelt berühmt werden. Beschlossen sei es, Gordon müsse sich entscheiden, ob er für oder wider sie sein wolle.

Wenn es denn nicht anders sein könne, sagte Gordon, in dessen Händen das Patent zitterte, so wolle er treu zu ihnen halten. So oder so wagten sie ihr Leben; es solle wenigstens für Ehre und Pflicht geopfert sein.

Im Dome von Regensburg predigte der weimarische Hofprediger über den Universalfrieden. Die Blicke Franz Albrechts von Sachsen-Lauenburg wanderten behaglich den

schönen bunten Schein entlang, der durch ein Fenster auf eine figurengeschmückte Säule fiel, und blieben an dem schmalen, dunkeläugigen Gesicht seines Vetters, des Herzogs Bernhard, hängen. Er sah sehr ernsthaft aus und schien aufmerksam zuzuhören. Ob er als ein Nachahmer Gustav Adolfs den Heiligen spiele, dachte Franz Albrecht, oder ob sein Gemüt in Wirklichkeit so theologisch beschaffen sei? Franz Albrecht fand seinen bärenhaften Ernst und überhaupt seinen ganzen Schulmeisterbetrieb nicht kavaliermäßig; aber er nahm sich vor, da er ihn für seine Pläne gewinnen wollte, augenblicklich mit dieser Ansicht zurückzuhalten. Nur wollte er ihn gelegentlich einmal fühlen lassen, daß er die Heldentaten, auf die er so stolz war, namentlich die Eroberung Regensburgs, nicht so sehr seinem martialischen Ingenium als Wallensteinischer Laune zu verdanken habe, der ein Interesse an seinen Fortschritten hätte. Etwas mehr Bescheidenheit konnte nach seinem Dafürhalten Bernhard nichts schaden, der schon anfing, sich als den deutschen Alexander aufzuspielen.

Die Vettern begrüßten sich, als sie miteinander aus der Kirche traten; denn Bernhard hatte sich sogleich nach seiner Ankunft aus Straubing in den Gottesdienst begeben.

Er habe ihn mit Ungeduld erwartet, begann Franz Albrecht, höchste Eile tue not. Bernhard müsse schleunig mit ganzer Macht auf Pilsen rücken, um sich mit Wallenstein zu konjungieren, so wäre sein und des Reiches Glück gemacht.

Bernhard warf einen mißbilligenden Blick auf den Sprecher, indem er sagte, er könne nicht begreifen, wieso Franz Albrecht ihm noch einmal die alten Schlingen legen möchte. Auch ein Blinder ginge nicht wieder hinein.

Bernhard hielte ihn, seinen Vetter, einen Fürsten, doch

nicht für einen Possenreißer? fragte Franz Albrecht vorwurfsvoll.

Vielleicht sei er selbst verblendet und betrogen, sagte Bernhard; darauf wolle er sich nicht einlassen.

Franz Albrecht blieb auf dem von heller, kühler Sonne beschienenen Platze vor der Kirche stehen. Eben hätten sie die schöne Predigt über den Universalfrieden andächtig gehört. Ob denn das nur ein Gaukelwerk gewesen sei? Nun sich die Gelegenheit biete, den edlen Frieden zu effektuieren, wolle er es an sich fehlen lassen?

Bevor noch Bernhard geantwortet hatte, trabte ein Reiter über den Platz, sprang ab und näherte sich Franz Albrecht. Feldmarschall Illo schicke ihn mit einem eiligen Brief an den Herzog, sagte er.

Franz Albrecht las und erbrach das Schreiben hastig, reichte dem Boten ein Trinkgeld und hieß ihn, sich in einer halben Stunde bereitzuhalten; inzwischen solle er sein Pferd tränken und einen Imbiß nehmen. Dann schob er seinen Arm in den Bernhards und bat ihn, mit in seine Herberge zu kommen: die Neuigkeit, die er eben erhalten habe, werde Bernhards Sinn ändern.

Der Brief sei aus Mies, erzählte er, Wallenstein sei auf dem Wege nach Eger, Prag zum Kaiser abgefallen. Nun werde Bernhard nicht mehr zweifeln.

Sie waren inzwischen im Gasthause angekommen, und Bernhard setzte sich gleichmütig auf einen Stuhl am Fenster. Was mehr? sagte er trocken. Verriete Wallenstein den Kaiser wirklich, wolle er um so mehr auf der Hut sein, nicht betrogen zu werden.

Franz Albrecht sprang auf und schlug die Hände zusammen. Was für ein ungläubiger Thomas! rief er. Er solle doch um Gottes willen nach Eger gehen und die Hand in die

Wundmale legen. Er lade eine schwere Verantwortung auf sich, wenn er die Gelegenheit vorübergehen ließe! Ob er zweifelte, daß er, Franz Albrecht, es ehrlich meinte?

Bernhard wiederholte, er habe nicht im Sinn, seines Vetters Ehre anzugreifen. Er möge immerhin wie die anderen vom Friedländer bezaubert sein. Er, Bernhard, sei für diese satanische Kunst unzugänglich. Mit einem so gottlosen Menschen wie Wallenstein wolle er sich nicht einlassen.

Gottlos? rief Franz Albrecht aus, indem er die Augen weit öffnete. Wo er doch so viele Klöster und Kirchen gegründet hätte!

Gottlos sei es, beharrte Bernhard, seine Handlungen von den Sternen, anstatt vom Willen Gottes abhängig zu machen.

Das hätten die großen Helden des Altertums auch getan, verteidigte Franz Albrecht, und es könne einer deshalb doch ein guter Feldherr und Staatsmann sein. Der fromme Gustav Adolf habe sich auch nicht bedacht, mit Wallenstein zu traktieren. Bernhard solle ihm keinen Dienst leisten, vielmehr Vorteil aus ihm ziehen für das liebe Vaterland.

Bernhard wurde nachdenklich. Allerdings könne durch Gottes Allmacht das Böse in den Dienst des Guten gestellt werden. Er wolle auch wohl glauben, daß Wallenstein wirklich vom Kaiser abgefallen sei, nicht aber, daß das ganze Heer mit rebellierte. Eine Handvoll armer Teufel lasse sich wohl kaufen, die meisten aber würden Ehre und sicheren Vorteil nicht im Stiche lassen. Was hätte er, Bernhard, aber davon, wenn Wallenstein mit ein paar hundert Mann zu ihm überliefe? Und wer bürge ihm, rief er, von einem plötzlichen Einfall ergriffen, daß Wallenstein ihn nicht nach Eger abziehen wolle, um Nürnberg zu überfallen, das ihm zweifellos anstehen würde?

Da Franz Albrecht sah, daß nichts auszurichten war, schrieb er an Illo, er habe alles glücklich erledigt, Bernhard werde unverzüglich nach Eger aufbrechen, um sich mit Wallenstein zu verbinden; mit welcher Botschaft er die Estafette abfertigte, damit Wallenstein vertröstet und hingehalten würde.

Nachdem er noch mehrmals auf Bernhard eingeredet hatte, begab er sich unverrichteter Sache nach Pfirt, wo er eine zärtliche Verbindung angeknüpft hatte, und machte sich am Sonntag nach Eger auf, bequem in eine Kutsche gelehnt, um den in der Nacht versäumten Schlaf nachzuholen. Er wachte auf, als sein Wagen um die Mittagszeit vor einem Gasthause hielt, und stieg aus, um etwas zu sich zu nehmen. Während er aß, erzählte der Wirt, in der Nacht habe ein Sturm gewütet, wie seit Menschengedenken keiner erlebt sei. Es habe getönt, als ob die Posaunen zum Jüngsten Gericht riefen, in seinem Garten sei ein alter starker Birnbaum mit der Wurzel ausgerissen. Er habe nichts gehört, lachte Franz Albrecht, so süß sei er von Morpheus' Arm umfangen gewesen. Dann nahm er den entwurzelten Baum in Augenschein, dessen verkrümmte Zweige sich hilfesuchend in die Luft zu krallen schienen, und schlenderte pfeifend seiner Kutsche zu, den Blick im lieblich schwebenden, gleichsam von einem Kinderlächeln überhauchten Himmel verloren.

Er hatte schon wieder eine Weile geschlafen, als er laute Stimmen und das Schnauben und Trappeln von Pferden vernahm. In der Meinung, sich gegen Räuber wehren zu müssen, sprang er aus dem Wagen und zog eine geladene Pistole aus dem Gürtel; aber ein junger Offizier trat ihm höflich entgegen mit der Meldung, er sei Leutnant vom Terzkyschen Regiment und habe Befehl, ihn, den Herzog, einzuholen. Er werde in Eger mit Ungeduld erwartet.

„Um so besser," sagte Franz Albrecht, indem er die Pistole wieder einsteckte. Wo sie denn wären? Er habe wohl den ganzen Tag verschlafen.

Sie wären bei Tirschenreuth vorüber, sagte der Leutnant.

Franz Albrecht stieg wieder in die Kutsche, die nun von Bewaffneten umringt war. Nach einer halben Stunde tauchten die braunen Mauern von Eger auf, tief in den zartblauen Himmel schneidend. Soeben kam der Leutnant an die Kutsche geritten und fragte munter, wie es Franz Albrecht vorkommen würde, wenn er ihn in Kaisers Namen gefangennähme?

Der Lauenburger verwies ihm den ungebührlichen Scherz und fragte, wie der Herzog von Friedland sich befinde?

„Sehr wohl," lachte der Leutnant, „er ist gestern nacht ermordet und liegt kalt wie eine Kröte auf der Burg."

Er habe nicht übel Lust, sagte Franz Albrecht, dem Herrn über sein unverschämtes Maul zu fahren.

Das solle er lieber bleiben lassen, sagte der Leutnant. Er habe Befehl, Franz Albrecht als Verräter an der kaiserlichen Majestät gefangen einzubringen.

Franz Albrecht bedachte sich. Wenn es wahr wäre, sagte er ruhig, daß Wallenstein ermordet wäre, so müßten die es verantworten, die es getan hätten. Ihn, den Herzog von Sachsen-Lauenburg, zu verhaften, sei wider das Völkerrecht; er sei kursächsischer Feldmarschall und traktiere in kurfürstlichem Auftrag mit dem kaiserlichen Generalissimus über den Frieden. Es würde denen teuer zu stehen kommen, die sich an ihm, einem Reichsfürsten aus uraltem Geschlecht, vergriffen.

Das werde sich zeigen, sagte der Leutnant, es geschehe alles auf kaiserlichen Befehl.

Man solle ihn augenblicklich aufs Schloß zum Grafen

Terzky oder zum Grafen Kinsky führen, rief Franz Albrecht aufgebracht.

Das zu tun sei er im Begriff, antwortete der Leutnant lachend, sie lägen ermordet auf der Burg, wären mit dem Hauptrebellen zur Hölle gefahren.

Jetzt erblaßte Franz Albrecht ein wenig. Wenn das wahr wäre, sagte er, so hätten die Mörder mehr als er zu besorgen. Ein so abscheuliches Blutvergießen würde die ehrliebende Welt nicht unbestraft lassen.

Als die Kutsche über den Markt fuhr, kamen ihnen ein paar von Soldaten geführte Pferde entgegen, in denen Franz Albrecht die ausgezeichnet schönen Apfelschimmel erkannte, um die jedermann Terzky beneidet hatte. Ein unbehagliches Gefühl überlief ihn, und er dachte mit einem Seufzer an die letzte Nacht in Pfirt. Warum war er nicht dort geblieben, wozu er doch so große Lust verspürt hatte? Nun trug er die Folgen seines unzeitigen Pflichteifers.

In der Hofburg besprachen Schlick und Trautmannsdorff mit dem Kaiser Wallensteins Ermordung und verschiedene damit verknüpfte Geschäfte, unter anderem wie die Täter am füglichsten zu belohnen wären. Sie hätten ja, sagte Schlick, nicht nur die Person des Kaisers, sondern das gesamte Erzhaus aus höchster, dringendster Lebensgefahr befreit und müßten, um andere zur Nacheiferung anzufeuern, stattliche Auszeichnungen erhalten.

Es sei ihm wirklich jetzt um vieles leichter zumute, sagte der Kaiser. Die Dankgebete in allen Kirchen wären doch angeordnet? Und wie der unverhoffte Todesfall im allgemeinen aufgenommen würde?

Schlick sagte, zunächst herrsche noch Konsternation und Perplexität vor. Man müsse nun dazu schreiten, den Grund

der Sache öffentlich zu explizieren. Dann kam er auf die Belohnungen zurück: zunächst kämen die in Betracht, die selbst Hand angelegt hätten, damit dort keine Unzufriedenheit Platz griffe.

Ob nicht anzunehmen sei, schaltete Trautmannsdorff ein, daß die guten Leute sich schon selbst leidlich bezahlt gemacht hätten?

Buttler frage eben an, sagte Schlick, ob das bei dem justifizierten General gefundene Geld zur Befriedigung der gemeinen Soldaten gebraucht werden könne. Piccolomini, Gallas und Aldringen wären mit Gütern zu befriedigen, außerdem habe Gallas angedeutet, daß ihm das Illosche Silberzeug sehr wohl anstehen würde; Leslie begehre den Grafentitel, und für die erledigten Regimenter wären auch Liebhaber da.

Ja, da werde man zuletzt 4000 Mann mit sieben Broten speisen müssen, sagte der Kaiser.

Schlick beruhigte, es sei mehr als genug vorhanden. Von dem unermeßlichen Reichtum Wallensteins abgesehen, wären ja Terzkys und Illos Güter da, und der alte Terzky sei auch häßlich in die Sache verwickelt gewesen. An des Schaffgotsch Schuld sei ebensowenig zu zweifeln; übrigens sei eine Klage vom Schaffgotschen Verwalter eingelaufen, daß der Carretto sich Pferde und Gespann des Grafen angeeignet habe und auf offenem Markte damit paradiere.

Der Spitzbube! rief der Kaiser, das sei doch allzu vorlaut! Der Schaffgotsch sei noch gar nicht prozessiert; gar so täppisch dürfe man nicht zugreifen, sonst werde die kaiserliche Justiz schimpfiert. Dem Carretto wolle er fest auf die Finger klopfen.

Trautmannsdorff stimmte zu: es müsse alles seine Ordnung und seinen Grund haben.

Und Pferde anbelangend, fuhr der Kaiser fort, müsse vor allen Dingen sein Sohn, der König von Ungarn, berücksichtigt werden. Das friedländische Gestüt habe er ihm schon fest zugesagt. Es sollte aber den Kommissionen größte Genauigkeit und Redlichkeit eingeschärft werden, der Gerechtigkeit solle einmal kein Abbruch geschehen. Die Beweise könnten doch hoffentlich vorgebracht werden, daß es mit der Rebellion und Verschwörung wirklich an dem gewesen sei?

Leider, leider, sagte Schlick, sei der schelmische Friedländer zu schlau gewesen, um etwas Schriftliches von sich zu geben; in Mies habe er noch alle gefährlichen Briefe verbrannt, daß der ganze Kamin voll Asche geworden sei. Aber von den vielen Gefangenen, die durch Gottes Gnade gemacht wären, würde man schon etwas herausbekommen.

Ja, man wisse schier nicht Käfige genug für die losen Vögel aufzubringen, sagte Trautmannsdorff scherzend. Den Elß, den kalvinischen Erzketzer, habe man nun auch erwischt. Freilich beteuerten sie einstweilen alle ihre Unschuld.

Schlick lachte. In dem Punkte wären die ärgsten Malefikanten wie die Jungfrauen vor der Hochzeit, sagte er; aber es gebe gottlob Mittel, ihnen beizukommen.

Nachdem die Hauptpunkte erledigt waren, fragte der Kaiser, was denn eigentlich davon zu halten sei, daß aus des Friedländers Kehle bei seinem Verscheiden schwefliger Rauch ausgefahren wäre?

Einige von den Soldaten, berichtete Schlick, die bei der Tat zugegen gewesen wären, wollten allerdings vor dem Fenster den Teufel gesehen haben, der auf die entweichende Seele gelauert hätte und mit ihr davongefahren sei. Auch draußen vor dem Hause hätten ihn etliche im Sturme bellen gehört; aber er, Schlick, wolle es dahingestellt sein lassen.

Der Kaiser meinte, es sei nicht unglaublich, da der Friedländer ja von vielen längst für einen Ketzer ausgegeben sei, und Trautmannsdorff fügte hinzu, es pflege sich eben im Tode die Wahrheit zu offenbaren. So solle der König von Schweden im Sterben lästerliche Kalumnien und Injurien gegen Gott ausgestoßen haben.

Der Kaiser seufzte und sagte, Gott müsse wissen, wozu er dem Teufel so viel freie Hand auf Erden ließe. Der Herzog von Friedland sei anfangs gewiß ein treuer Diener gewesen.

Ihn habe der Satan beim Hochmut gegriffen, sagte Schlick. Den leidigen Ehrgeiz zu weiden, sei ihm seine Seele nicht zu kostbar gewesen.

In Anbetracht der früher geleisteten Dienste, sagte der Kaiser, möchte er wohl eine Anzahl Messen für seine Seele lesen lassen. Vielleicht wäre er mit der Zeit aus dem Höllenfeuer zu retten.

Trautmannsdorff und Schlick fanden, daß Wallenstein so viel Klemenz nicht um den Kaiser verdient habe, doch wollten sie das kaiserliche Gnadenbächlein nicht verstopfen und es Gott anheimstellen, wie er jenseits mit dem bestraften Sünder weiter prozedieren wolle.

Unterdessen warteten im kaiserlichen Vorgemach der bayrische Gesandte von Richel, Eggenberg, Werdenberg, Christian Wilhelm, der ehemalige Administrator von Magdeburg, und mehrere andere Herren, um die Glückwünsche wegen des vollzogenen Strafgerichts abzulegen.

Eggenberg drückte Richel wiederholt die Hand und bat ihn, dem Kurfürsten auszurichten, wie glücklich er sei, daß der Verräter den verdienten Lohn empfangen habe. Nächst Gott habe der Kaiser dem Kurfürsten und dessen rüstigem Vertreter Richel seine Rettung zu verdanken. Richel solle

auch nicht vergessen, den Kurfürsten wissen zu lassen, wie eifrig er sich die Beförderung dieser Angelegenheit von allem Anfang an habe angelegen sein lassen.

Über Richels derbem Gesicht lag pfiffiges Behagen ausgebreitet. Sein Herr werde alles erfahren und alle belohnen, sagte er. Übrigens habe es jetzt fast das Ansehen, als hätte jeder mit gleichem Verlangen auf des gottlosen Rebellen Ende gewartet. Dabei stieß er den Administrator vertraulich mit dem Ellenbogen in die Seite und zwinkerte nach Werdenberg hin, der sich ihm unter verlegenen Reverenzen zu nähern suchte.

Zu Eggenberg sich wendend, sagte er, er habe mit Bedauern vernommen, daß Seine Gnaden bedenklich erkrankt sei und bewundere seine Selbstüberwindung, daß er sich dennoch hervorgewagt habe, um der kaiserlichen Majestät bei dieser Gelegenheit aufzuwarten.

Es sei nur sein altes Podagra, sagte Eggenberg, das ihn so mörderisch angepackt habe und ihm wohl auch bald den letzten Stoß geben werde.

Im Gegenteil, sagte Richel, die gute Botschaft von Eger werde ihn völlig wiederherstellen.

Christian Wilhelm mischte sich ein und sagte, er habe allerdings nicht einmal bei der Geburt eines Sohnes solche Freude verspürt. Er habe fast den ganzen Tag mit Gebet am Altare zugebracht, und wenn er eben aus der Kirche gekommen sei, habe er geschwind wieder umkehren müssen, um von neuem zu danken und zu loben. Es müsse einer ein zu Felsen verhärtetes Herz haben, wenn er jetzt nicht einsähe, daß das Erzhaus unter Gottes besonderem Schutz stände. Auch das könne man lernen, wie Gott noch täglich zum Schutze der Seinen Wunder tue; denn als ein Wunder sei es billigerweise anzusehen, wie der Tyrann, vor dem der

Erdkreis gezittert habe, so geschwind und still hätte umgebracht werden können.

Gott müsse den mutigen Männern beigestanden haben, fiel Werdenberg ein, die das Werk unternommen hätten. Er könne aber als ein Kavalier von Ehre schwören, daß er ebenso gehandelt hätte, wenn er zur Stelle gewesen wäre.

Richel stieß den Administrator wieder mit dem Ellenbogen in die Seite und grinste.

Er könne nicht anders als Tränen vergießen, nahm Christian Wilhelm wieder das Wort, wenn er bedächte, in welcher Gefahr der Kaiser gestanden und wie wunderbar er errettet sei, und wie herrlich Gott überhaupt alles hinauszuführen pflege. Was hätte Gott nicht alles angestellt, die ganze Stadt Magdeburg in Feuer aufgehen und zu Asche werden lassen, einzig um ihn, Christian Wilhelm, der damals noch blind im Dunkeln getappt sei, aus der Finsternis in das Licht zu führen. Daß er nunmehr auch diesen Luzifer gestürzt habe, von dem er, Christian Wilhelm, freilich selbst nicht geglaubt hätte, daß er sich so heillose Abscheulichkeiten würde einfallen lassen, sei als ein schönes Vorzeichen anzusehen, daß Gott nunmehr alle Sektierer, Ketzer und Heiden teils bekehren, teils ausrotten wolle, und dann würde es auch mit dem lieben Frieden nicht lange mehr anstehen.

Am Ostermorgen suchte Herzog Bernhard mit seiner anhaltinischen Base im Schloßgarten von Weimar das erste Veilchen, wobei sie sich in französischer Sprache unterhielten. Es sei noch zu früh im Jahr, sagte Bernhard, da wären nichts als Schneeglöckchen und Krokus. Die Base entgegnete, sie hätten auch andere Jahre um dieselbe Zeit Veilchen gefunden. Ob Bernhard sich nicht an jenes Osterfest

erinnere, wo er ihr nach dem Gottesdienst von seinen Zukunftsplänen erzählt habe? Sie errötete dabei, denn sie dachte daran, wie er ihr zum Schluß, gleichsam zur Besiegelung des Gelöbnisses, einen Kuß gegeben hatte. Die kleine Base war ein geschmeidiges Figürchen mit silberblondem Haar, das in zierlichen Zöpfen um ihr blasses, schelmisches Gesicht herumgeflochten war; indem Bernhard ihr zusah, wie sie wegen der Taunässe behutsam in das Gras hineinstieg und sich dann und wann niederbeugte, kam sie ihm wie ein lockendes Phantom vor, das in unaufhaltsam sich wandelnden Traumarabesken vorübereilt. Er schickte sich eben an, ihr zu folgen, als sie sich umwandte und ihm mit neckendem Triumph ein Veilchen hinhielt: eine kurzgestielte, noch zusammengefaltete dunkle Knospe. Auf seine Bitte, ihm den Frühlingsherold als Andenken an den Ostermorgen schenken zu wollen, antwortete sie, ja, sie wolle es gern; aber er müsse ihr dafür versprechen, dazubleiben und sich nicht wieder in das abscheuliche Kriegswesen zu verfangen.

In Weimar bleiben? rief Bernhard; was er denn in Weimar tun sollte?

Sie sah ihn ein wenig erstaunt an. Er könne sich einen schönen botanischen Garten anlegen, schlug sie vor, wie ihr Oheim, Herzog Ludwig von Anhalt-Köthen, oder Schulmeister kommen lassen und dergleichen. Bernhard schüttelte den Kopf. „Das sind Weibersachen," sagte er; er würde die Melancholie dabei bekommen.

Der Krieg scheine ihn aber auch nicht lustig zu machen, wandte die kleine Base ein.

Lustig? sagte Bernhard, nein, darauf sei es auch nicht abgelegt. Er müsse die Begierde in seiner Brust sättigen. Was für eine Begierde das sei? Die evangelische Kirche

und das deutsche Vaterland frei und groß zu machen. Ob sie das denn gar nicht verstehen könne?

Ja, ja, ja, rief sie, sie könne es ja verstehen. Aber sie sähe doch und hörte es auch von anderen, daß vor dem Kriege alles viel besser gewesen sei.

Eben jene glückliche Zeit wolle er wiederbringen, wo das Deutsche Reich geehrt und gefürchtet gewesen sei. Wenn er jetzt das Schwert einsteckte, würden Tyrannei und Falschheit das ganze Reich und vielleicht alle Welt verschlingen. Jetzt sei es aber Zeit zum Gottesdienst, wenn der vorüber sei, wolle er ihr alles besser erklären.

So möchte er wenigstens, sagte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend, so lange in Weimar bleiben, bis der Winter ganz vergangen sei; so viel verstehe sie auch, daß es noch zu früh zur Kampagne sei.

Wenn es sich tun ließe, sagte Bernhard, wolle er ihren Wunsch erfüllen. Das wisse sie ja wohl, daß er immerdar bei ihr bleiben würde, wenn die Zeit nicht so ernst und gefährlich wäre und seiner bedürfte.

Es kam jedoch während des Gottesdienstes ein Bote, der meldete, daß Aldringen Straubing an der Donau erobert habe, wodurch Bernhards eben gefaßter Entschluß umgeworfen wurde. Hatte zunächst auch Aldringen seine Quartiere wieder bezogen, so war doch klar, daß seine Absicht auf Regensburg ging, den kostbaren Gewinn des vergangenen Jahres, der um jeden Preis festgehalten werden mußte. Ohnedies hatte man sich denken können, daß der Kaiser sich die Wiedereroberung dieses wichtigen Platzes sehr würde angelegen sein lassen, wie daß er sich stark angreifen würde, um seinem Sohne Siegeslorbeeren zuzuwenden, die bewiesen, daß er mehr als Wallenstein vermöchte.

Dem hatte er, Bernhard, nicht viel mehr entgegenzusetzen

als seinen Kriegsverstand und seine Tapferkeit. Glücklicherweise hatte Arnim, mit dem er vor einigen Tagen zusammengetroffen war, sich über die Maßen kriegslustig angestellt und erzählt, er habe seinem Kurfürsten rund heraus erklärt, zu Friedenstraktaten lasse er sich nicht mehr gebrauchen, nachdem es mit Wallenstein so übel ausgelaufen sei. Ganz ohne Nutzen habe er dabei seine Reputation eingebüßt und injuriöse Verleumdungen von allen Seiten verschlucken müssen. An den Einfall in Böhmen, hatte er gesagt, sei nun nicht mehr zu denken, anstatt dessen sich erboten, bei der Erhaltung Regensburgs zu konkurrieren.

Die Sorge um Regensburg bewegte Bernhard so sehr, daß der Abschied von der kleinen Base trockener ausfiel, als sie erwartet hatte. Nachdem er während kurzer Zeit eines wohltätigen Friedens in seinem Inneren genossen hatte, begann es wieder zu wurmen und zu wühlen. Er ahnte die Schwierigkeiten, die Horn ihm bereiten würde, ohne den er doch nichts verrichten konnte. Hatte er jemals Hilfe von diesem ihm wider seinen Willen aufgeschnallten Gefährten gehabt? Was tat denn Horn? Womit verbrachte er die Zeit? Er nahm hie und da ein Plätzchen ein, das hernach mit einer Besatzung versehen werden mußte und zehrte, ohne Ertrag zu bringen. Zur Belohnung solcher Großtaten verpflegte er seine Armee im reichen Schwabenlande, während seine, Bernhards Soldaten, die gearbeitet und etwas ausgerichtet hatten, in ausgesogenen Quartieren darbten. Wenigstens das wollte er jetzt durchsetzen, daß auch sein Heer sich in Schwaben erhalte. Oxenstierna und sein Schwiegersohn Horn sahen ihn nicht gern mächtig und wollten deshalb sein Heer, seine Waffe, schwächen; ihre böse Absicht zunichte zu machen, schien ihm sein Recht, ja seine Pflicht zu sein.

In Ulm, wo Bernhard und Horn sich trafen, kam es zwischen diesen beiden Feldherren zu einem Zusammenstoß.

Er habe sich in höchster Eile aufgemacht, den Herzog um eine Erklärung zu bitten, sagte Horn; wieso der Herzog gleichsam überfallsweise Schwaben überziehe, das ihm, Horn, zum Quartier angewiesen sei?

Schwaben sei noch wohl imstande, sie beide zu ernähren, sagte Bernhard kurz.

Mit dem sorglich geschonten Vorrat würde es nun bald ein Ende haben, entgegnete Horn. Er habe alles gut eingeteilt gehabt, so daß das Land und die Truppen, beide, zufrieden gewesen wären. Auf einmal liefen Klagen über Klagen ein: dies und jenes Bataillon habe seine Lieferungen nicht bekommen, weil die Weimaraner sie an sich gezogen hätten, dies und jenes Dorf solle auf einmal das Doppelte aufbringen, hie und da murre man über Einquartierung, die sich aufdränge, nachdem eben die letzte aufgebrochen sei.

Bei Horns Rede, sagte Bernhard, komme es ihm vor, als sei er in Feindesland.

Wenn Bernhard Schwaben für Feindesland gehalten hätte, erwiderte Horn, hätte er es wohl gemieden.

Wenn Bernhard die spitze, ein wenig aufgesträubte Nase Horns, seine nackten, nörgelnden Augen, seine ganze fröstelnde, herbe Erscheinung ansah, faßte ihn ein solcher Widerwillen, daß er sich schnell abwandte, um das unleidliche Gespenst nicht anzufallen und zu würgen. Als hätte ihn ein böser Geist damit verflucht, versperrte er ihm den Weg oder zerrte ihn rückwärts, wenn er vorwärts wollte; er saß auf seiner Brust und sog sein Blut, während er ihn mit hungrigen Augen anstarrte und zu bannen suchte.

Sie wollten jetzt klar und deutsch miteinander reden, begann er, seine Stimme stärker erhebend, den Blick in eine

andere Ecke gerichtet. In Franken könne er sich nicht erhalten; mit der Daumschraube ließen sich da noch ein paar Tropfen auspressen, aber was hülfe das? Man würde das Land zugrunde richten, ohne sich selbst zu nützen. Da er sein Heer nicht verhungern lassen wollte, hätte er es nach Schwaben führen müssen, wo Überfluß sei. Wenn Oxenstierna und Horn es ihm wehrten, so schienen sie seinen Untergang zu wünschen. Ob das der Fall sei? Er wolle es wissen.

Indem der Herzog die Sachen so auf die Spitze triebe, sagte Horn, verwirre er sie nur mehr. Er, Horn, gönne persönlich dem Herzog alles Gute; aber wolle man sich nicht in Grund und Boden ruinieren, so müsse beim Kriegswesen eine gewisse Ordnung herrschen. Wie die Quartiere einmal verteilt wären, so müsse man damit auszukommen suchen, sonst hätte zuletzt keiner mehr etwas.

Wenn die Verteilung so sei, daß einer dabei krepieren müßte, so protestiere er dagegen, sagte Bernhard.

Er solle nach Frankfurt gehen und bei Oxenstierna protestieren, der die Leitung des Kriegswesens in Händen habe, antwortete Horn kalt.

Wie das Schiedsgericht in Frankfurt ausfiele, rief Bernhard, außer sich vor Wut, wisse er zum voraus. Verflucht solle der Augenblick sein, wo er, ein freier deutscher Reichsfürst, sich selbst Fesseln angelegt habe; aber er könne sie auch wieder zerreißen. Die sollten es büßen, die ihn für einen hungrigen Söldner nähmen, der sich schindete, um seine Brotgeber groß zu machen. Möchte immerhin Regensburg verloren gehn, möchte der Kaiser Schwaben überziehn, nach Frankfurt gehn und die Schweden ins Meer jagen; wie sie ihn in der Not verließen, so wolle er ihrem Untergang mit gekreuzten Armen zusehn.

Trotzdem reiste Bernhard am Ende nach Frankfurt, um seine Klagen und Vorwürfe gegen Oxenstierna zu wiederholen, womit er freilich nicht zum gewünschten Ziele kam. Wenn auch mit artigen Worten, entschied Oxenstierna doch dahin, daß Horn die Quartiere betreffend im Rechte sei; ohnehin sei es jetzt Zeit, den Feldzug zu beginnen und für Regensburgs Erhaltung Sorge zu tragen.

Nun betonte Bernhard, um diese Aufgabe zu lösen, müsse er frei über sein Heer verfügen können. Nur dadurch, daß er Generalissimus gewesen sei, hätte Gustav Adolf so große Taten verrichten können, ebenso Wallenstein; er würde sich vergeblich verbluten, wenn er niemals seine ganze Kraft ungehemmt gebrauchen könnte.

Zu Lebzeiten der verstorbenen Majestät, erinnerte Oxenstierna spöttisch, habe Bernhard die Obergewalt des Königs vielfach ungern verspürt.

Das sei ihm wohl bewußt, sagte Bernhard dunkel errötend; es habe dazumal politische Diffikultäten gegeben; jetzt handle es sich nur darum, den gemeinsamen Feind zu besiegen.

Ausweichend versprach der Kanzler, Bernhard solle empfinden, wie eifrig er bestrebt sei, ihn zu sekundieren. Er werde alles Erdenkliche zur Erhaltung Regensburgs aufwenden und Horn anweisen, sich mit ihm, Bernhard, zu diesem Zweck zu konjungieren.

Einigen Trost fand der entrüstete Herzog in Nürnberg, wo der Rat ihn bereitwillig, wenn auch nicht ohne Wehmut, mit Proviant unterstützte. Ihr Haushalt befinde sich in abscheulicher Unordnung, sagte einer der Ratsherren vertraulich zu Bernhard, viele fürstliche Schuldner wären im Rückstande, und dem armen Untertan ließe sich auch nicht mehr viel auspressen. Sie hätten sich aber aus Liebe zum

teuren Evangelium mit dem verstorbenen König von Schweden eingelassen und wollten nun auch ihr Äußerstes an Herzog Bernhard setzen, der jenem an Redlichkeit und Gottesfurcht gleiche und noch dazu deutscher Nation sei.

Bernhard sprach davon, wie große Stücke Gustav Adolf auf die Stadt Nürnberg gehalten, und daß er oft gesagt habe, wenn alle seine Bundesgenossen im Reich vom Feinde bedroht wären, würde er Nürnberg vor allen zu retten suchen.

Der Ratsherr nickte trübe und sagte, Bernhard werde ihrer hoffentlich auch nicht vergessen, wenn sie angegriffen würden.

Sie wären die einzigen, erwiderte Bernhard, bei denen er nie vergebens anklopfte, das werde er den Herren treu gedenken. In Frankfurt sei er, der allein noch Libertät und Evangelium verteidigte, wie ein lästiger Bettler behandelt worden. Wohin wäre die Liebe des Vaterlandes gekommen! Um das Ihre in Ruhe genießen zu können, verkauften sie das anvertraute Reich an Frankreich.

Auch ihnen habe das nicht gefallen wollen, sagte der Ratsherr. Ein anderes Ding sei es mit den Schweden gewesen, die das Evangelium in höchster Bedrängnis vor dem Papsttum gerettet hätten. Verhandelte man sich aber an den katholischen König von Frankreich, so sei zu fürchten, daß Gott das nicht ungestraft passieren ließe. Es könne doch kein Evangelischer das warnende Exempel der greulichen Bartholomäusnacht und des stromweis vergossenen Heiligenbluts vergessen, noch sei zu glauben, daß derselbe König, der die Evangelischen im eigenen Lande grausam verfolge und noch dazu seit alters begehrlich nach dem Rheine schiele, es mit den armen Deutschen redlich meine. Sie wollten ihre Stimme in Frankfurt ernstlich gegen einen solchen

Handel erheben und hätten auch ihre bundesverwandten Städte ermahnt, das Ihre zu tun, damit Philippsburg nicht übergeben würde.

Dergleichen fromme altdeutsche Gesinnung, sagte Bernhard, sei leider ausgestorben. Er setze aber seine Hoffnung auf Gott; wenn sie ausharrten und seine Gebote hielten, so werde er ihre Treue krönen, wenn möglich auf Erden, sonst aber in der Ewigkeit.

Mitten in der Nacht wurde der Bauer Jäcklin in das Zelt Herzog Bernhards bei Bopfingen geführt, der aus unruhigem Schlaf auffuhr. „Braver Mann," rief der Herzog, dem Bauern die Hand reichend, „du gehst mir willkommen wie die Sonne auf." Der Angeredete griff sich in die rötlichen Haare, die borstig um sein schlaues Gesicht starrten, und sagte, das möchte wohl die Sonne sein; als Bube sei er oft deswegen angespien worden. Bernhard lachte nicht und fragte nach Jäcklins Neuigkeiten; aber zuvor solle er sich Brot und Wein reichen lassen und sich erquicken. Der Bauer bedankte sich, die Soldaten hätten ihn schon reichlich versehen, auch gelüste es ihn nicht, wenn er der Not in der Stadt Nördlingen gedenke. Ob es denn gar so arg sei? fragte Bernhard.

Ärger könne es kaum noch werden, berichtete der Bauer. Die Stadt sei ja nicht groß, die Häuser steckten voll Menschen, da sie außer der Besatzung auch das Landvolk aus der Umgegend hätte aufnehmen müssen. Wo sollte das Brot für so viele Mäuler herkommen? Seit ein paar Tagen tobe die Pest. Da vergehe einem der Mut, wenn der Hunger am Tisch säße und der Tod am Bett. Auch habe das Vertrauen auf den Herzog ein wenig abgenommen.

Es sei nicht seine Schuld, beteuerte Bernhard, daß er

Nördlingen noch nicht entsetzt hätte. Jäcklin solle das dem Kommandanten sowie den Herren vom Rat ernstlich ans Herz legen. Er sei seines Versprechens eingedenk, das er der treuen Stadt gegeben habe, und wolle es halten oder sterben. Tag für Tag habe er Boten ausgeschickt an den Feldmarschall Kratz und an den Rheingrafen Otto Ludwig, sie sollten sich eilen; sowie sie in Sicht wären, werde er aufbrechen. Ohne diese Verstärkung könne ers nicht wagen. Wie es im feindlichen Lager aussähe?

Die Spanischen wären jetzt angelangt, erzählte Jäcklin, und es sei großes Feiern und Jubeln im Lager gewesen. Da fehle es nicht an allem Guten. Sie hätten wohl schon längst gestürmt, wenn sie nicht die Ankunft der Spanischen hätten erwarten wollen.

Bernhard setzte sich auf sein niedriges Bett und stützte den Kopf in die Hand. Ob die Stadt mit dem Kommandanten zufrieden sei? erkundigte er sich.

Ja, der Döbitz, sagte der Bauer, sei ein rechter Mann, immer wach und munter, stärke die Verzagten mit fröhlichen, frommen Worten und ermahne sie auch, an des Herzogs fürstlichem Wort nicht zu zweifeln: er, der Herzog, gäbe Treue für Treue.

Wahrhaftig, das wolle er gewiß tun, rief Bernhard aufspringend, in drei Tagen wolle er aufbrechen, es sei gesagt und geschworen, er werde nicht davon wanken. Er sei ja der Stadt so nah, daß sie sich durch Zeichen verständigen könnten; wenn es mit ihrer Kraft am letzten sei, so sollten sie Feuer am Sankt Georgenturm aushängen, dann würde er wissen, daß eilige Hilfe not sei.

Den Bauer begleitend, der sich nicht lange aufhalten wollte, trat der Herzog mit ihm aus dem Zelte. Die Wachtfeuer waren erloschen, weithin erstreckte sich das dunkle

Lager und darüber hinaus der zackige Wald. Trübe schien der abnehmende Mond durch ein schwarzes Wolkengitter und blinkte aus den Sümpfen und schmalen Gräben wider, die zwischen den hügeligen Feldern standen. „Die Nacht ist dunkel," sagte Bernhard, „das wird dir zugute kommen." Wenn er sich durchs feindliche Lager schleiche, sagte der Bauer, sich den Kopf krauend, werde ihm allemal ein wenig heiß; denn wenn sie ihn fingen, würden sie sich nicht begnügen, ihn zu erschießen, sondern ihn schinden und spießen. Er gedenke jedoch die Teufel zu überlisten, übrigens gehe ja alles vorüber, und um ihn sei es nicht schade, nur um die Stadt würde es ihm leid tun, daß sie ihn vergebens erwartete.

„Gott wird mit dir sein," sagte Herzog Bernhard. Und wenn er glücklich angelangt sei, solle er ein Zeichen vom Kirchturm geben, damit er, der Herzog, wisse, daß seine Botschaft ausgerichtet sei.

Wenn er es aber für das Notzeichen hielte? wendete der Bauer ein. Sie wollten ein zweifaches Zeichen verabreden, sagte Bernhard. Feuer auf der Turmspitze sollte Jäcklins Ankunft melden, fiele aber Feuer vom Turm herab, dann wolle er aufbrechen.

„Gnädiger Herr, vergessen Sie unser nicht," sagte der Bauer, indem er dem Herzog die Hand bot. Dieser ergriff und drückte sie fest. „Nein, so wahr mir Gott helfe," sagte er.

In der nächsten Nacht schon erschien das Notzeichen auf dem Sankt Georgenturme und ebenso in der darauffolgenden; es flammte warnend und zitternd, so war es Herzog Bernhard, über dem Abgrunde, der sich aufgetan hatte, um ein Grab zu werden, tropfte hinunter und war im nächsten Augenblick verschwunden. Vor Tagesanbruch versammelte sich der Kriegsrat in des Herzogs Zelte, dem er

die Lage auseinandersetzte. Nördlingen könne sich nicht mehr halten, und mit ihm würde der Feind den Weg ins Schwabenland gewinnen, das bisher die Kornkammer des evangelischen Heeres gewesen sei; also müsse es um jeden Preis entsetzt werden.

Wenn man es retten könnte, so müßte man es freilich, entgegnete Horn; er halte aber dafür, man könne es nicht, weil man dem Feinde nicht gewachsen sei.

Das sei Gott geklagt, rief Bernhard, daß keine Hand sich rühre, um das Verderben abzuwehren. Ein jeder wolle nur das tun, was ihm bequem und gelegen sei. Was liege jetzt daran, ob Rheinfelden erobert werde! Hier müsse es sich entscheiden, ob Deutschland spanisch würde. Auf alles Rufen, Schreien und Bitten habe der Rheingraf mit leeren Vertröstungen geantwortet.

Er sei ja jetzt unterwegs, sagte Horn, in ein paar Tagen könne er da sein; bis dahin müsse man aber warten.

Inzwischen werde Nördlingen über sein, sagte Bernhard, sie hätten es ja mit Regensburg erlebt. Er möchte ungern den kaum verwundenen Jammer aufrühren, tue es nur, daß man wenigstens daraus lernte. Wie hätte er in Landshut zum Aufbruch gedrängt! Als sie sich dann endlich in Bewegung gesetzt hätten, wäre ihnen die Schreckenskunde schon entgegengekommen.

Man müsse sich nach den Umständen richten, bemerkte Horn kühl, wolle man etwas erzwingen, verderbe man alles. Darum sei er gegen die Schlacht, ließe sich aber der Feind ein, solle man ihn im Württembergischen zu fassen suchen.

Was das bedeuten solle? rief Bernhard, sich mehr und mehr ereifernd. Ob eine Schlacht dort weniger Schlacht sei? Es handle sich darum, Nördlingen zu entsetzen, dazu müsse geraten werden.

Jeder rate nach seinem Gewissen, erwiderte Horn ruhig. Er halte dafür, es liege mehr an der Konservation des Heeres als an der Konservation einer Stadt. Ginge Nördlingen über und sie hätten das Heer noch, so sei nicht alles verloren. Büßte man aber das ein, so fielen der evangelische Bund und das Evangelium miteinander. Es handle sich darum, ob man lieber alles aufs Spiel setzen oder einen Teil verlieren wolle.

„Es handelt sich um meine Ehre!" schrie Bernhard außer sich, „um mein fürstliches Wort, das ich verpfändet habe." Er habe die Stadt Nördlingen zum Widerstand aufgemahnt, indem er ihr gewissen Entsatz versprochen habe, und sie habe ihm geglaubt, geharrt und geduldet. Er wollte lieber tausendmal den Tod leiden, ehe er diesen guten Leuten, die ihm vertrauten, meineidig würde. Sollte man künftig im Reich von ihm sagen, er habe sein Fürstenwort wie einen falschen Pfennig ausgespielt? Horn wolle ihm die Ehre nehmen, seinen Namen zu Spott und Schimpf werden lassen. Er warf sich bei diesen Worten auf sein Bett und brach in Tränen aus, so daß sein Körper vom Schluchzen sichtbar erschüttert wurde.

Niemand sei über Vermögen verpflichtet, sagte Horn endlich, das allgemeine Stillschweigen unterbrechend; so heiße es nach jenem lateinischen Spruche: ultra posse nemo obligatur.

„Wer sagt denn, daß wir nicht können?" schluchzte Bernhard. „Das sind Spitzfindigkeiten, um Nichtwollen oder Feigheit zu bemänteln."

Über Horns bleiches Gesicht flog ein flüchtiges Erröten. Er habe öfters, sagte er, einen solchen Vorwurf erleiden müssen, den Allzuhitzige ihm hernach abgebeten hätten, wenn es zu spät gewesen sei. Er habe gesagt, was seine beste

Einsicht ihm auferlegt hätte, nun wasche er seine Hände wie Pilatus. Der Herzog habe es gewollt.

Bernhard atmete auf und dankte. Die kratzischen und rheingräflichen Truppen, sagte er, würden vielleicht unter Tages noch zu ihnen stoßen, wenigstens teilweise. Und warum sollten sie nicht Glück haben? In einer Feldschlacht müsse man etwas auch dem Glück überlassen, man könne nicht alles berechnen. Der Herr der Schlachten sei Gott.

Unter dem Geläute der Kirchenglocken wanderten die Tübinger langsamen Schrittes der Kirche zu. Mit festlicher Gelassenheit wiegten sich die Vögel über den spielenden Hügeln und führten höher droben schneeweiße Wolken ihre Verwandlungen auf. Eine dick aufgeblasene, die von vielen kleinen, federleichten umschart war, glich einer Glucke mit ihrem Kindervolke, unvermerkt aber formte sie sich zu einem gescheiterten Schiff um, das an der Küste lag und zu dessen Fuße das besänftigte Meer glitzerte.

Unterdessen ließ sich der Hofprediger Osiander in der Sakristei mit Mütze, Kragen und Talar bekleiden, bestieg, als die Kirche sich gefüllt hatte, die Kanzel, stand eine Weile mit geschlossenen Augen und betete in sich hinein, beugte sich über die Kanzel und musterte seine Gemeinde, ob sie vollständig wäre, und begann seine Predigt.

Es werde wohl allen bekannt sein, sagte er, wie daß sich an der Donau große Heere sammelten und ihren brüllenden Rachen aufrissen, um einander zu verschlingen. Es könne niemand das Ende voraussehen, obwohl zu hoffen stände, daß der Herr den Seinigen Sieg verliehe; täte er es aber nicht und gäbe er das bisher gnädig verschonte Schwabenland dem Kriegsgreuel preis, so wäre das eine Folge der überhandnehmenden Ketzerei, die Gott veranlaßte, Schwa-

ben durch eine nochmals ausbrechende Sündflut zu säubern oder denn gänzlich zu vertilgen. Es wären nämlich gewisse basiliskische Pfarrer in Schwaben, die er nicht nennen wollte, die Bücher ausgehen ließen, in denen sie behaupteten, dem Affendoktor von Braunschweig, Hornejus, ließen sich siebzehn Irrtümer nachweisen, während er, Osiander, ihm 129 Irrtümer nachgewiesen hätte, von denen jeder eine pestilenzialische, galgenwürdige Ketzerei wäre. Wenn das braunschweigische Hornvieh nichts als die Satanslehre von der Notwendigkeit der guten Werke von sich gegeben hätte, so hätte er sich schon dadurch als zu der elenden Rotte der Majoristen gehörig erwiesen, und die gewissen schwäbischen Basiliskenpfaffen, die ihn nicht ganz und gar verdammten, machten sich allen seinen Ketzereien teilhaftig. Er wolle nun, damit jedermann sich vor der ansteckenden Pestilenz hüten könne, die 129 Irrtümer verlesen, die das braunschweigische mameluckische Hornvieh ausgeheckt hätte.

Erstens habe er gesagt, die guten Werke seien zur Seligkeit notwendig.

Zweitens, die bösen Werke seien zur Seligkeit nicht notwendig.

Drittens, man könne dem Glauben durch fleißiges Lesen in der Bibel eine Stätte bereiten.

Viertens, man könne auch sonst der Gnade ein ganz klein wenig entgegenkommen, sei es auch nur, indem man sie sehnlich erhoffte.

Fünftens, Gott könne auch ohne die Mitwirkung Christi die Seligkeit in einem erwirken.

Sechstens, Christus sei Gott nicht in allen Punkten gleich, denn da er der Sohn sei, könne er nicht zugleich der Vater sein.

An dieser Stelle unterbrach sich Osiander, von Entrüstung

überwältigt, und rief aus: hier habe sich das braunschweigische Hornvieh verraten, hier scheine der häßliche Teufelshuf hervor, woran man den hinkenden Satan zum Scheiterhaufen schleifen könnte. Warum könne denn Christus der Sohn nicht zugleich der Vater sein? Er wisse die ketzerische Antwort wohl: weil das im Lichte der Vernunft nicht sein könne. Also der Vernunft wolle das Lästermaul sich gebrauchen, der läppischen, schändlichen, trüglichen und in Grund verdorbenen Vernunft! Da habe er dem verfluchten Pelagianer und Sozinianer, dem durch Arnd verführten luziferischen Schalk die Larve abgerissen, daß die alte Ketzerfratze herausschielte! Aber er, Osiander, wolle es noch dahin bringen, daß er seine giftgeschwollene Vernunft selber verfluchen müsse, wie der Skorpion sich selbst beim Schwanze auffräße.

„Ei, willst du endlich schweigen, boshafter Pfaffe," unterbrach in diesem Augenblick den Prediger eine helle Stimme. „Wenn du Haß und Hader aussäen willst, anstatt Gottes Wort auszulegen, so gibt es Leute, dir das geifernde Maul zu stopfen."

Dem Prediger blieb vor Erstaunen die Entgegnung in der Kehle stecken, er beugte sich über die Kanzel, und sein Blick durchlief die Reihen, bis er den Angreifer gefunden hatte, der, halb soldatisch, halb vagabundenmäßig gekleidet, ein großes, samtenes Barett auf dem Kopfe, sprungbereit dasaß und herausfordernd zu dem Pfarrer hinauffsah. „Du bist es, Giftheil!" rief dieser. „So dankst du es mir, du Teufelszunge, du stachliges Unkraut, daß ich dich zu lange habe wuchern lassen. Schämst du dich nicht, in einer christlich evangelischen Kirche Gott zu lästern?" „Was Kirche!" rief der Mann. „Eine Kirche ist ein Haufen Steine und mitunter ein Babelturm, wo lateinisches Gemurmel und

ungesäuertes Gewäsch umgeht. Die wahre Kirche Gottes ist in einem demütigen, gotterfüllten Herzen, und solche Herzen sind bessere Priester als die dickbäuchigen Pfaffen, die Bibelverse und aristotelische Paragraphen im Maule, aber Eitelkeit und höllische Finsternis in der Brust haben. Ja, ich glaube es wohl, daß die mummelnden Hamster nichts von guten Werken hören wollen, die lieber hinter dem Ofen sitzen, ihr Fleisch weiden und den Nachbarn verlästern, als einen heiligen Wandel führen."

Das sei aus dem Paradiesgärtlein! rief Osiander. Von Arnd sei Giftheil verführt, Arnd sei der Ohrenbläser, der ihn auf den breiten Lasterpfad gelockt habe. Aber es sei ja bekannt, wohin der führe.

Verdammt wolle er sein, antwortete Giftheil, wenn er den teuren Gottesmann Arnd von einem fledermäusischen Baalspfaffen schandieren lasse!

„Eine Sau aus dem Arndischen Paradiesschweinestall bist du!" rief Osiander.

Freilich habe er Arnds Paradiesgärtlein gelesen, sagte Giftheil, und rühme sich dessen und glaube auch, daß ein Engel es dem seligen Arnd eingeblasen habe.

Engel? rief Osiander. Die lose Scharteke verrate ihre Abkunft durch den Mistgestank, der von ihr ausgehe.

Jetzt vermochte Giftheil nicht mehr an sich zu halten, bahnte sich mit Armen und Beinen einen Weg durch die erschrockene Gemeinde, sprang in ein paar Sätzen die Kanzeltreppe hinauf, zog einen kurzen Säbel, den er im Gurte trug, aus der Scheide und schwang ihn drohend in der Luft, indem er fragte, ob Osiander jetzt das Maul halten wollte? Sonst müsse er herunter von der Kanzel und heraus aus der Kirche.

Osiander verlor die Geistesgegenwart nicht, sondern

ergriff schnell die große Bibel, breitete sie auseinander und hielt sie wie einen Schild vor sich, hinter dem er laut schimpfte, Giftheil sei ein Weigelianer, ein gottesleugnerischer, schwärmerischer, schwenkfeldischer, ausbündischer Enthusiast!

Unten im Schiff lief mittlerweile alles durcheinander, einige Studenten, die gleichfalls bewaffnet waren, umringten Giftheil, wanden ihm den Säbel aus der Hand und rissen ihn von der Kanzel herunter.

Voll Genugtuung sah Osiander dem unten sich fortsetzenden Kampfe zu, wie Giftheil sich tobend seiner Gegner zu erwehren suchte, zuletzt überwältigt wurde und keuchend und schnaufend, übel zugerichtet, mit gebundenen Händen dastand. Ausrichten könnten sie doch nichts gegen ihn, rief er, und wenn sie ihn in die Erde grüben und ihm die Zunge ausrissen, er werde doch die Wahrheit verkünden; denn der Heilige Geist sei bei ihm.

„Ja, der Teufel ist bei dir!" rief Osiander, die Faust gegen ihn schüttelnd.

„Du Moloch und Bauchgötz!" rief Giftheil, „es gibt keine Teufel als die Menschen, die ihre Nächsten plagen, und du bist der oberste von ihnen, ein spanischer, giftspuckender Teufel; aber ich werde nicht ruhen, bis ich die Erde von dir und deinesgleichen befreit habe, und sollte ich Blut eimerweise vergießen."

„Du liederlicher Atheist," entgegnete Osiander, „du faselnder Pfingstvogel! Narren deinesgleichen geben keine Ruhe, bis sie mit Hans Galgenbein tanzen müssen!"

„Ja, ein Narr bin ich", erwiderte Giftheil, „und werde im Narrenhütlein zur Rechten Gottes sitzen und deinen stinkenden, schwefligen Wanst in der Hölle brutzeln sehen."

Das Gelaß, wo Giftheil vom Rat der Stadt verwahrt wurde, um sein Urteil zu erwarten, ging auf die Straße,

welchen Umstand der Gefangene benützte, um durch das Fenster die Vorübergehenden anzurufen, er sei ein Narr Gottes, und Gott habe ihm, dem Narren, ein Schwert gegeben, um den Sündengreuel auszurotten, und es wäre so viel Bosheit und Tyrannei auf Erden, daß er nicht feiern dürfe. Es liefen infolgedessen viele Leute zusammen, die zuhörten und Beifall riefen, und dieser und jener ließ sich auch in Disputationen über gewisse Punkte mit ihm ein, zu denen er herausforderte, zum Beispiel darüber, daß das blutdürstige Regiment des Adlers ein Greuel vor Gott und den Menschen sei, daß nicht alle, die das Wort hätten, auch die Gnade hätten, und daß gewisse Pfaffen nicht den wahren Gott, sondern einen Baalsgott, Leviathan und Brüllochsen anbeteten.

Die Geistlichkeit, Osiander an der Spitze, bezeichneten es als hochgefährlich, daß auf diese Weise die Arndsche Schwärmerei auf die Straße gesät würde, und der Rat verstand sich dazu, Giftheil so unterzubringen, daß er keinerlei Verkehr nach außen anspinnen konnte. Hingegen versahen sie ihn auf seine Bitte mit Schreibzeug, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, Mahnschreiben an verschiedene Potentaten wegen ihrer Irrtümer und Verbrechen zu verfassen; eins an den Kaiser, er solle sein herodisches Wüten und jesuitisches Morden endlich unterlassen, und ein anderes an den Kurfürsten von Sachsen, er solle sich nicht einbilden, daß Gott sein verfluchtes Buhlen mit der babylonischen Hure unbestraft lassen werde.

Dem Rat kamen diese Manifeste, die auch in Druck ausgingen, im Grunde trefflich und beherzigenswert vor, und da er ohnehin den Prätensionen der Geistlichkeit zu trotzen liebte, beeilte er sich in der Sache des Malefikanten nicht, sondern erklärte dem ungeduldigen Osiander, die liebe Ge-

rechtigkeit sei keine junge Geiß, die Sprünge mache und sich überschlage, sondern müsse Schritt vor Schritt wie ein Maulesel traben. Als bald darauf das kaiserliche Heer Schwaben überzog und alle öffentlichen Verhältnisse auflöste, konnte Giftheil unbemerkt entweichen, und seine Angelegenheit geriet über dem allgemeinen Unheil in Vergessenheit.

König Ferdinand von Ungarn wollte von strenger Bestrafung der Städte Regensburg und Nördlingen nichts wissen, nach altkaiserlichem Grundsatze die Städte im Reich als seine Stütze schonend und schirmend; der olympischen Natur des Kaisers, sagte er, stehe die Rache nicht an, was zu ihm gehöre, trete sofort in den Lichtkreis der Gnade. Hingegen sollte sein Blitz das feindliche Heer treffen, das nach der unglücklichen Schlacht aufgelöst, des einen seiner Feldherren, nämlich des gefangenen Horn, beraubt, durch stramme Verfolgung leicht hätte gänzlich vernichtet werden können. Allein der Kardinalinfant von Spanien glaubte die verwandtschaftliche Pflicht damit erfüllt zu haben, daß er durch sein Erscheinen dem österreichischen Vetter zum Sieg verholfen hatte. In einer Hinsicht war es Ferdinand zufrieden, seine Lorbeeren nicht länger mit dem Kardinalinfanten teilen zu müssen, und er begnügte sich, das feindliche Gebiet nach allen Seiten mit seinen Truppen zu überschwemmen. Zunächst wurde Schwaben betroffen, dessen junger Herzog Eberhard nach Straßburg entfloh und sich unter französischen Schutz stellte.

Von den Soldaten, die Tübingen einnahmen, fiel ein kleiner Trupp in das Haus des Professors Schickard ein, wo sich zurzeit nur seine Mutter, seine Schwester und sein kleiner Sohn befanden, während er selbst mit mehreren Kollegen in der Universität war, um Schutzwachen für dieselbe, wie für den ganzen Lehrkörper zu erwirken. Die

Tochter hatte der Mutter vorgeschlagen, als der Lärm in die Straße drang, sie wollten sich irgendwo, im Keller oder unter dem Dache, verbergen; allein die alte Frau erwiderte, sie habe keine Furcht, da sie in Gottes Hand stehe, und getraue sich, mit den Männern fertig zu werden; es würden ja keine Teufel sein. Das erste war, daß die Leute Wein verlangten, den die Mutter ihrer Tochter aus dem Keller zu holen befahl; allein jene rissen ihr die Schlüssel aus der Hand, zapften ihn selbst und tranken. Ein wenig berauscht, begannen sie Truhen und Kästen zu öffnen, Kleider und Kostbarkeiten herauszureißen und in Bündel zu packen, endlich drangen sie in das Arbeitszimmer des Professors und wühlten unter seinen Büchern. Die Frau, die bis dahin, die Tochter an der einen, den Enkel an der anderen Hand haltend, ruhig zugesehen hatte, trat jetzt auf die Soldaten zu mit den Worten, das wären die Bücher ihres Sohnes, des Professors, die dürften sie nicht anrühren. Einer der Soldaten herrschte sie an, sie solle schweigen, sie könnten ihr auch das Dach über dem Kopfe anzünden. „Was hättet ihr davon?" sagte die Frau, „und was habt ihr davon, diese Bücher zu zerreißen? Für euch sind sie wertlos; aber mein Sohn bedarf ihrer zur Arbeit." Die Soldaten waren im Begriff, ihr nachzugeben, als einer rief, es wären ketzerische Bücher und verdienten verbrannt zu werden; wobei er mehrere ergriff, auseinander riß, zu Boden warf und mit Füßen trat.

„Pfui!" rief die Alte, „den Wein mögt ihr verschütten und die Kleider zerreißen; aber wenn ihr das edle Geisteswort schändet, seid ihr Heiden und Mamelucken vergleichbar."

Diese Anrede erregte die Wut der Soldaten, und sie packten sie an, um sie von den Bücherregalen, vor die sie

sich wie zum Schutz gestellt hatte, wegzureißen. Dabei wurde sie verwundet, daß das Blut über ihre Hände lief, worüber der Kleine, der an ihrem Rocke hing, in ein Jammergeschrei ausbrach. Sie bückte sich zu ihm herab und flüsterte ihm zu, er solle sich im Dachboden verstecken, dagegen suchten er und ihre Tochter sie fortzuziehen. Mittlerweile schalten die Soldaten auf sie los, sie sei eine verfluchte ketzerische Hexe, glaube nicht an Gott und müsse hin werden. „Wenn ich nicht an Gott glaubte," verteidigte sie sich, „so wäre ich vor euch davongelaufen; aber ich fürchte mich nicht, weil ich weiß, daß Gott über euch und über mir ist." Einer zog ein Muttergottesbild aus der Tasche und hielt es ihr hin: wenn sie ihr Leben erhalten wolle, so solle sie das Bild anbeten. Sie schüttelte den Kopf und sagte, nein, das könne sie nicht; sie verehre die Mutter des Herrn, aber sie bete nur Gott an. Nun fielen die Soldaten, mit Gewehrkolben schlagend und mit Messern stechend, über sie her; auch ihre Tochter, die sich dazwischenwerfen wollte, wurde verletzt, indes der Kleine, um den Vater zur Hilfe zu holen, davonlief. Er traf ihn auf der Straße, sich einen Weg durch das Getümmel bahnend, und trieb ihn zu verdoppelter Eile an; im Hause, das die Plünderer inzwischen verlassen hatten, fanden sie die beiden Frauen anscheinend leblos zwischen den Büchern am Boden liegen.

Es zeigte sich, daß die Wunden, die Schickards Schwester empfangen hatte, nicht tödlich waren; aber für die alte Frau war keine Hoffnung. Wenn sie zuweilen zum Bewußtsein kam und ihren Sohn an ihrem Bette sitzen sah, den kummervollen Blick auf sie gerichtet, suchte sie ihn mit leiser Stimme zu trösten und ermahnte ihn, sich als ein Christ in den Willen Gottes zu ergeben. „Zu sterben bin ich bereit," entgegnete er, „aber kann ein Baum grünen ohne

Erde für seine Wurzeln? Meine Mutter war meine Erde, mein Luft und Licht, mein Tau und Regen."

Dreißig Jahre lang, sagte die alte Frau träumerisch sei sie nun Witwe und habe täglich ihr Herz stark gemacht, um ihren Kindern Vater und Mutter zu sein; nun dürfe sie ruhen. Nun sei es an ihren Kindern, festzustehen und weiterzukämpfen, bis Gott auch sie abriefe. Sie sollten seinen kleinen mutterlosen Sohn zu einem frommen, tapferen, redlichen Mann erziehen, damit sie einst alle in Gott vereinigt würden.

„Es wird kein Glück und Stern bei mir sein ohne meine Mutter," sagte Schickard traurig.

Nachdem die Ordnung in der eroberten Stadt ein wenig wiederhergestellt war, kamen die Freunde der Familie und berichteten ein jeder von seinem Jammer. Was die Professoren besonders bewegte, war das Verhalten ihres Kollegen, des berühmten Rechtsgelehrten Besold, der sich dem Sieger zur Verfügung gestellt hatte mit der Erklärung, daß er bereits vor fünf Jahren heimlich zur katholischen Kirche übergetreten sei. Jahrelang hatte der Abtrünnige sie mit der Miene des Freundes betrogen, hatte jahrelang schelmisch die Früchte seines durch Lug und Trug bewahrten Amtes eingeheimst. Ein Spion und Wolf im Schafspelz war der scharfsinnige, gesellige und sanfte Mann geworden und frohlockte wohl nun mit den blutigen Eroberern über den Fall seines Vaterlandes.

Im Kampfe mit dem Teufel, sagte Schickards Mutter schwach aus ihren Kissen hervor, komme es darauf an, daß man ihm von Anfang an das Ohr verschließe. Lasse man sich seine süßen Schmeichelreden einmal eingehen, so sei damit eine Schlinge umgeworfen, mit der man bald festgebunden sei; dann sei man Sklave und müsse dem Tyrannen

in die Hölle folgen. Tag und Nacht müsse man gerüstet sein und, wenn man den buhlerischen Atem des Verführers spüre, sich ritterlich wehren. Dazu sei der unglückliche Besold wohl zu weichlich und schwach gewesen.

Gerade die feinen und gelehrten Geister, sagte Professor Lansius, würden oftmals durch die Sophismen und jesuitische Scheinweisheit des Teufels betört, weil ihrem im Tüfteln geübten Geist solche Kost schmeckte. Nur wenn einfältige Treue und Wahrheit dabeibliebe, sei Gott die Gelehrsamkeit wohlgefällig.

„Ja," sagte die Alte, „wäre Eva nicht ein Leckermaul gewesen, so hätte sie nicht in das Äpflein der Schlange gebissen, desgleichen Adam."

In das Gespräch hinein scholl plötzlich Glockengeläut wie die schaurig ahnungsvolle Stimme des gewitterschwülen Sommernachmittags. Es würden alle diejenigen begraben, erklärte Lansius der kranken Frau, die an dem unheilvollen Tage von den Soldaten umgebracht oder sonst verunglückt wären. Wegen der großen Anzahl der Toten und weil der Weg zum Friedhof vor dem Tore gefährlich wäre, würden sie ohne geistlichen Beistand in eine gemeinsame Grube gelegt.

Die Alte faltete ihre zitternden Hände und dankte Gott, daß er sie ein Weilchen länger leben lasse; so würde sie doch vielleicht ein Ruhebettlein für sich und ein Gebet erhalten.

Diese Hoffnung verwirklichte sich; denn als sie Ende September starb, konnte man wagen, zum ersten Male wieder eine Beerdigung in der herkömmlichen Weise vorzunehmen. Schickard, ihr Sohn, wurde dadurch nicht getröstet, kaum vermochte ihn das Zureden der Schwester, sich ein wenig zusammenzunehmen. Obwohl selbst noch krank

an ihren Wunden, stand sie auf, um sich des Hauswesens anzunehmen, und ermahnte ihn, sie hätten von der Mutter gelernt, daß es unchristlich sei, sich der Verzweiflung hinzugeben, er solle auf den Kleinen sehen, der still mit gefalteten Händen im Winkel auf dem Bänklein sitze, die Augen voll Tränen, jedoch ohne zu klagen. Es sei eben heute der Tag, an dem sie vor dreißig Jahren den Vater verloren, und den sie von jeher mit Gedanken an Gott und Gottes wunderbare Ratschläge gefeiert hätten. Sie wollten es jetzt ebenso machen und eingedenk sein, daß ihre Mutter, obwohl unsichtbar, in ihrer Mitte weile.

Schickard nahm sich die Worte der Schwester zu Herzen; aber nach wenigen Wochen erklärte er, das Elend nicht länger ertragen und den Übermut der papistischen Söldner nicht länger ansehen zu können, und verließ mit seinem Sohne Tübingen.

Der Prediger der Hauptkirche in Pirna hatte den Segen ausgeteilt, und die sonntäglich schwarzgekleidete Gemeinde strömte langsam aus dem geöffneten Tore in die Helligkeit des Septembertages. Blaßgelbes Licht war wie Wein ergossen und dämpfte und verschmolz die Häuser, Bäume und Menschen, daß sie wie ein fernes Bild in einem silbernen Zauberspiegel erschienen. Von den Kirchgängern, die paarweise unter halblauten Gesprächen heimgingen, blieben einige vor dem Hause des Apothekers am Markte stehen, dessen Mauer durch einen Rosenstrauch überwuchert war, und wiesen auf eine Rose, die sie zwischen den Blättern entdeckt hatten; es war eine gefüllte Rose von der weißen Farbe, wie man sie an vergilbtem Atlas oder an weißen Kirchenfenstern sieht. Der Apotheker wunderte sich, daß er sie noch nicht wahrgenommen hatte, und erklärte es damit,

daß der Strauch nicht zweimal zu blühen pflege, er ihn also nicht daraufhin beachtet hätte.

Allerdings sei es fast ein Wunder, setzte seine Frau hinzu, daß der Strauch um diese Jahreszeit eine Rose trüge, noch dazu von solcher Lieblichkeit, und sie möge nichts anderes sein als eine Botin Gottes, die den armen Menschen den Frieden verkündigen sollte.

Ja, sagte ein Nachbar, und damit stimme es auch zusammen, daß im gegenüberliegenden Hause der kaiserliche Gesandte sein Quartier habe, der mit dem Kurfürsten wegen des Friedens traktiere. Wenn er der Apotheker wäre, würde er ihm die Rose zum Geschenk anbieten, als ein Symbolum, durch welches er vielleicht zu verdoppeltem Eifer angetrieben würde.

Der Apotheker billigte den Einfall, zumal bei der Gesandtschaft gute fromme Leute zu sein schienen. In Dresden hätten die Trompeter sogar einen lutherischen Psalm zum Fenster hinausgeblasen, woran sich alle Umwohnenden sehr erbaut hätten. Hingegen wollte seine Frau nichts davon wissen, sondern meinte, man verjage auch die Schwalben nicht, die im Hause nisteten, wieviel weniger solle man sich dieses zugeflogenen Gastes aus dem Paradiese berauben. Da jedoch der Pfarrer, der inzwischen auch herangekommen war, die Ansicht äußerte, daß das Gemüt des kaiserlichen Gesandten, Grafen Trautmannsdorff, durch die edle Blume etwa versöhnlich und friedliebend gestimmt und dadurch dem armen, notleidenden Vaterlande die hochnötige Hilfe könne zugewendet werden, gab sie nach und schnitt unter den gespannten und beifälligen Blicken der Nachbarschaft selbst die Rose aus dem Gesträuch.

Mittlerweile unterredete sich Graf Trautmannsdorff mit einem sächsischen Kammerherrn, der den Auftrag hatte, die

Nachgiebigkeit, zu welcher Johann Georg bereits entschlossen war, nach Möglichkeit heroisch zu verkleiden und teuer zu verkaufen. Dem Kurfürsten, sagte er, wären die Traditionen seines Hauses heilig, und die vornehmste dieser Traditionen sei Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Er habe kein Opfer gescheut, um ihr treu zu bleiben, habe Land und Leute, Blut und Gut dahingegeben. Aber sein Glauben und seine Ehre wären ihm, als dem Haupte der Evangelischen im Reiche, gleichfalls heilig.

Freilich, freilich, antwortete Trautmannsdorff, der Kurfürst habe doch aber auch Land und Leute gewonnen. Der Kaiser sei bereit, den Kurfürsten im Besitz der Lausitz zu bestätigen und seinem Sohne das Erzbistum Magdeburg zu überlassen, und daß der Kaiser ihn, den Kurfürsten, bei seinem augsburgischen Bekenntnis nicht perturbieren werde, daran werde der Kurfürst doch nicht zweifeln. Die alten Verträge wolle der Kaiser alle halten, nur sollten keine Neuerungen, wie die sogenannte kalvinische Religion, ins Reich eingenistet werden, zu welcher der Kurfürst ja auch kein Belieben trage. Es sei dem Kaiser durchaus darum zu tun, den alten Bund mit dem Kurfürsten zu erneuern und zu verstärken.

„Concordia res parvae crescunt, durch Eintracht wächst das Geringe," sagte ein Trautmannsdorff beigeordneter junger Graf, der ein langes fades Gesicht hatte und ratlos lächelte.

Das sei es ja eben, sagte der sächsische Kammerherr, der Kurfürst habe doch auch einen Bund mit den Schweden geschlossen, nicht aus dem Gemüt, sondern der Staatsvernunft wegen, und es sei seiner fürstlichen Ehre zuwider, diejenigen, die noch kürzlich seine Bundesverwandten und Mitkämpfer gewesen wären, mit dem Schwert aus dem Lande zu jagen.

Trautmannsdorff zuckte die Achseln. Der Bund sei durch den Tod des verstorbenen Gustav Adolf aufgehoben gewesen, sagte er. Nachher sei alles verändert, und in Wien wisse man genau, wie unwillig der Kurfürst die Prätensionen des hoffärtigen Oxenstierna und das Tyrannisieren des groben Banér ertragen habe. Der Kurfürst werde, wie andere Stände auch, fröhlich aufatmen, wenn die hungrigen Heuschrecken einmal ins Meer geworfen wären.

„Non sit alterius qui suus esse potest," sagte der junge Graf; „wer sein selbst eigen sein kann, soll keinem andern angehören."

Allerdings wäre dem Kurfürsten nichts lieber, sagte der Kammerherr; aber sich selbst dabei handgemein zu machen, das sei doch eine andere Sache. Auch wäre vorauszusehen, daß die Schweden sich nicht gutwillig werfen ließen, und so hätte der Kurfürst anstatt des erwünschten Friedens einen neuen und viel hitzigeren Krieg auf dem Halse, dessen Beendigung nicht einmal von ihm abhinge, wenn er ihn nicht im eigenen Namen, sondern unter der Direktion des Kaisers führte.

„Mars gravior sub pace latet," sagte der junge Graf; „unter dem lieben Frieden pflegt oft ein ärgerer Krieg zu lauern."

Mit dem Frieden werde es vielleicht leider noch eine Weile anstehn, sagte Trautmannsdorff. Es sei aber wenigstens einmal die Basis für eine zukünftige Ordnung im Reich geschaffen, wenn Kaiser und Kurfürst wieder zusammengingen. Erst müsse das alte System wiederhergestellt werden, das sei das vertraute Nest, in welchem der wiederkehrende Friede sich sicher ansiedeln werde. Was die Schweden anbetreffe, so bestätigten täglich eintreffende Nachrichten, daß der junge kaiserliche Adler sie bei Nördlingen völlig

zerzaust hätte; man brauche ihnen nur noch den Gnadenstoß zu geben.

Mit der Erwähnung der Nördlinger Schlacht legte Trautmannsdorff dem Kammerherrn gleichsam eine Schraube an, in welcher er sich krümmte, ohne sofort eine Erwiderung zu finden, und in der dadurch entstehenden Pause traten der Apotheker, die Rose in der Hand, nebst zwei anderen Bürgern ein. Er nehme sich heraus, sagte der Apotheker, dem Herrn Grafen die Rose zu überreichen, die in dieser herbstlichen Jahreszeit in seinem Garten erblüht sei und von jedermann als ein Wunderzeichen betrachtet werde. In ihrem Duft und ihrer Sanftheit gleiche sie einem Balsam, wie ihn wohl Ärzte auf blutende Wunden strichen, und wie das friedeverlangende Deutschland ihn benötige; deshalb sei er mit der Bürgerschaft übereingekommen, sie dem Grafen Trautmannsdorff, als dem vielvermögenden Beförderer des Friedens, darzubringen.

Trautmannsdorff nahm die Rose entgegen, und indem er sie betrachtete, wurden ihm unversehens die Augen feucht. Dieser Kelch, sagte er, sei so jungfräulich wie der Schoß der Madonna, und so möge er allerdings den Heiland verheißen, der Frieden heiße.

Ja, das glaubten sie alle, sagte der Apotheker, die Hände faltend, Gott habe diese Trostblume gewiß nicht umsonst erblühen lassen, und er habe sie in Übereinstimmung mit dem Herrn Pfarrer rosa pacis, Friedensrose, genannt.

„Etiam nomen pacis suave et amabile,“ sagte der lächelnde junge Graf; „schon der Name des Friedens ist süß und liebenswürdig.“

Es werde ja nun auch nicht lange mehr damit anstehen, sagte der Kammerherr; der Kurfürst lasse sichs nicht ver-

drießen, Tag und Nacht zu arbeiten, damit er seinem Volke diese Himmelsgabe bescheren könnte.

Die Rose sei nur ein gebrechliches Gleichnis, sagte der Apotheker; aber der Friede, auf den sie deute, möge dauern wie Bäume, ja wie Felsen.

Er wolle den zarten Spätling, sagte Trautmannsdorff, in ein Wasserglas unter das Bild des Gekreuzigten, also gleichsam in göttliche Obhut stellen, damit sie sich lange erhalte.

Der Apotheker blickte mißtrauisch nach dem Kruzifix, das über einem Betschemel in einer Ecke des Zimmers angebracht war; indessen nachdem er sich besonnen und einige Male geräuspert hatte, sagte er, sie wären zwar, wie dem Herrn Grafen bekannt sein werde, evangelisch; aber der Gott der Katholiken sei dem ihrigen wohl nicht so fremd, daß sie ihm nicht gern, aus demütigem Herzen und um des Friedens willen, ein liebes Kleinod opferten.

Trautmannsdorff versprach, die löbliche Gesinnung der Pirnaer Bürgerschaft dem Kaiser zu melden; der Lohn werde nicht ausbleiben.

Am 25. November war der zwanzigste Geburtstag der Herzogin Karoline Charlotte von Jülich. Drei Tage vorher war ihr zweites Kind, dem erstgeborenen folgend, gestorben, und so war sie wieder allein; es war ihr, als sei damit alles vorüber, und sie könne nun heimgehen zu ihren Eltern nach Zweibrücken. In der Nacht, die ihrem Geburtstage voraufging, lag sie schlaflos mit offenen Augen und hörte dem Regen zu, der unaufhörlich an ihre Fenster schlug; das Geräusch blieb sich eintönig gleich, nur zuweilen wurde es hohler und stärker, wenn ein Windstoß in die Wassermassen fuhr. Wo waren ihre Lieblinge in dieser schwarzen

Novembernacht? Unwillkürlich preßte sie die gefalteten Hände an ihr angstvolles Herz und bewegte betend die Lippen. Sie waren bei Gott; irgendwo jenseit ihres kurzsichtigen Begreifens blühte das süße Licht, nur sie war für immer im Dunkel. Glücklich, überglücklich war sie gewesen: sowie sie in die Nähe der Wiege getreten war, hatte das Paradies sie umfangen, das wie ein schwebendes Gärtlein das geliebte Kind umkreiste. Zweimal hatte Gott sie diese Seligkeit genießen lassen, wenn auch nur flüchtig; hatte er ihr die Himmelsblumen gezeigt, damit sie nach dem Himmel verlangen lernte? Freilich, dachte sie, machte er ihr dadurch die Pflicht der Erde schwerer. Schaudernd dachte sie an die Stunde, die den trüben Tag heraufführen, und was er ihr bringen würde, an ihren Mann, der immer Aufmerksamkeit und Teilnahme für seine Person und für viele Dinge verlangte, die ihr unverständlich oder abschreckend waren, an das Elend ihrer Glaubensgenossen, das sie nicht lindern konnte. Hätte sie nur ein einziges Mal in die sorgenden Augen ihres Vaters blicken können! Hätte sie seine liebe Stimme hören können, die sagte: Halte fest an Gott, so mag die Erde unter dir bersten!

Dann schalt sie sich, daß sie immer das begehrte, was ihr entrissen oder was ihr versagt war. Trug sie nicht alle Lehren im Herzen, die ihr Vater ihr jemals gegeben hatte? Warum wollte sie seine Stimme auch mit den Sinnen fassen? Künftig, nahm sie sich vor, wollte sie teilnehmend, heiter, hilfsbereit sein, nicht nach Verlorenem trachten, sondern für empfangenes Gut danken; nur noch einmal, in dieser Nacht, wollte sie sich ausweinen. Mit einem Gefühl uneingeschränkter Erleichterung weinte sie lautlos in ihr Kissen, bis es ganz naß war und sie einschlief.

Als sie morgens am Kamine saß, in dem ein Feuer

brannte, trat ihr Stiefsohn Philipp Wilhelm ein, der sie, weil sie ungefähr gleichaltrig waren, im vertrauten Verkehr Schwester zu nennen pflegte. Er wünschte ihr Glück zum Geburtstage und sagte, daß er lange nachgedacht habe, wie er ihr eine Freude bereiten könnte, und daß ihm eingefallen sei, wie sie kürzlich an Husten und Heiserkeit gelitten habe; deshalb habe er ihr ein Pelzlein um den Hals besorgt, damit sie besser vor Kälte und Zugluft geschützt sei. Sie nahm errötend den kleinen braunen Kragen und dankte, wobei sie an dem großen jungen Mann hinaufsehen mußte; dann lud sie ihn ein, sich zu ihr zu setzen. Indem sie den Pelz streichelte, fiel ihr plötzlich ihr totes Kind ein, und die Tränen stiegen ihr in die Augen; aber sie drückte sie hastig herunter, knüpfte den Pelz um den Hals und fragte, ob es nicht gar zu stattlich für sie sei? Er fange wohl an, sich in der Galanterie zu üben, fuhr sie neckend fort, da er nun bald ein Bräutlein haben werde.

Davon sei ihm nichts bewußt, sagte er abwehrend, er befinde sich ledig wohl genug.

Sein Vater aber denke daran, sagte sie, und er würde doch auch mit einer Kaiserstochter wohl versorgt sein.

Es sei noch nicht so weit, sagte Philipp Wilhelm; er wolle eine Frau, die ihn hochachte, und keine, die sich mehr als er zu sein dünke.

Die Erzherzogin sei ja seine Base, sagte Karoline Charlotte, und werde ihn schon in Ehren halten. Auch sei es gewiß ein Wunsch seiner verstorbenen Mutter, was seinen Vater bewogen habe, das Projekt zu betreiben.

Nun, sagte Philipp Wilhelm, indem er sich behaglich in den Stuhl zurücklehnte, er wolle sichs überlegen. Jedenfalls wolle er keine Frau, die sein Schwesterchen nicht liebhätte.

Nach einer Weile trat Wolfgang Wilhelm ein, der erst

am Abend vorher von einer Reise zurückgekommen war. Nun werde der Friede zustande kommen, erzählte er. Der Kurfürst von Sachsen habe das Schwert bereits eingesteckt, ohnehin nicht viel Ehre damit eingelegt; Brandenburg werde bald nachfolgen. Hätten die Fürsten es wie er gemacht und wären von Anfang an bei der Neutralität geblieben, so stände es besser ums Reich. Er habe es sich freilich auch Mühe kosten lassen, und es gehöre politischer Verstand dazu. Fürsten sollten Staatsmänner und keine Raufbolde sein.

Ach, sagte Karoline Charlotte, wenn der Frieden käme, das sollte ihr das allerliebste Geburtstagsgeschenk sein.

Nach dem Siege bei Nördlingen, sagte Wolfgang Wilhelm, könne der Kaiser den Frieden vorschreiben wie er wolle. Es bleibe den Evangelischen nichts übrig, als sich zu unterwerfen, und das geschehe ihnen recht, weil sie ungeschickt und vorwitzig gewesen wären.

Karoline Charlotte und Philipp Wilhelm schwiegen beide. Er wolle nun erwarten, fuhr Wolfgang Wilhelm fort, ob der Kaiser sich seines Sieges vernünftig bedienen werde. Er, Wolfgang Wilhelm, habe sich bisher keiner Billigkeit von ihm zu erfreuen gehabt, obwohl der Kaiser, ganz abgesehen von der Verwandtschaft, Ursache gehabt hätte, ihn besonders zu berücksichtigen. Er wolle es aber dem Kaiser nicht nachtragen, inkliniere vielmehr zu einem engeren Verständnis, zu dessen Beförderung er nach Wien zu reisen gedenke, und es könne sein, daß seine Abwesenheit sich über mehrere Monate erstrecken werde. Karoline solle aber deswegen nicht desperat sein, er werde für alles Vorsorge treffen und ließe auch Philipp Wilhelm zurück, damit er ihr eine Stütze wäre.

Er dürfe auf sie keine Rücksicht nehmen, wenn es das Wohl des Landes gelte, sagte Karoline; sie werde sich Mühe geben, den Pflichten ihrer Stellung zu genügen.

Davon sei er überzeugt, sagte Wolfgang Wilhelm, daß sie sich bemühen werde, und daß, wenn sie es irgendwie am Guten ermangeln lasse, weniger Eigensinn und Eigenwille als mißleitete Einsicht daran schuld sei. Es habe ihm billigerweise großen Schmerz verursacht, daß er seine Kinder beide so bald habe müssen dahinsterben sehen, und daß die Nachfolge in einem so bedeutenden Lande, wie das seinige sei, einzig auf den beiden Augen seines Sohnes erster Ehe stehe. Er habe ihr schon nach dem Tode des ersten Kindes gesagt, daß Gott ihr damit einen Fingerzeig geben und sie zur Kirche locken wolle; sie habe sich aber angestellt, als verstehe sie ihn nicht, habe sogar trotz seiner Andeutungen die evangelische Kinderfrau behalten. Nun habe sie die Folgen ihres Ungehorsams erlebt, die auch ihn hart träfen. Hätte sie sich gefügt, wie er gehofft habe, so würde diese Strafe sie nicht getroffen haben.

Sie könne nicht glauben, daß es sich so verhalte, entgegnete Karoline Charlotte leise. Es stürben auch Kinder katholischer Mütter. Erst kürzlich habe die Frau Oberstmarschallin zwei Kinder nacheinander verloren.

Das sei etwas anderes, sagte Wolfgang Wilhelm, damals habe die Pest geherrscht. Er wisse es übrigens nicht anders, als daß sie, die schuldige Bescheidenheit der Ehefrau hintansetzend, immer Widerworte gegen ihn habe.

So habe sie es nicht gemeint, entschuldigte sich Karoline Charlotte; sie habe nur sagen wollen, daß es für die Menschen schwer wäre, Gottes heiligen Willen zu deuten.

Philipp Wilhelms Blicke ruhten mitleidig auf der blassen, fröstelnden Gestalt im schwarzen Kleide, wie sie die schmalen Hände fest gegeneinander preßte und die klugen dunklen Augen ernst bittend auf den scheltenden Herzog richtete. Als sie fortgegangen war, um einigen Standesdamen Au-

dienz zu erteilen, die sie beglückwünschen wollten, sagte er mißvergnügt zu seinem Vater, es falle ihm schwer anzuhören, wie er die arme leidtragende Frau umsonst peinige.

So? sagte Wolfgang Wilhelm scharf, es nehme ihn wunder, das zu hören. Philipp Wilhelm habe doch des öfteren geäußert, er möchte lieber kinderlos bleiben, als eine unkatholische Frau nehmen.

Ja, antwortete Philipp Wilhelm, das sei auch seine Meinung, und sein Vater hätte besser getan, nach demselben Grundsatz zu handeln.

Es sei seine Absicht gewesen, sie der Kirche zuzuführen, sagte Wolfgang Wilhelm, eine gute, heilige Absicht, die den Beifall seines Beichtvaters gehabt hätte.

Er habe sich eben zuviel zugetraut, sagte Philipp Wilhelm; die Herzogin sei kein Rohr, das man nach Belieben biegen könnte.

„Wer hätte gedacht," sagte Wolfgang Wilhelm sinnend, „daß auf dem zarten Mädchenleib ein so heroisches Köpflein säße? Es ist ihr mit keiner Waffe beizukommen."

So solle er es doch aufgeben, sagte Philipp Wilhelm, um so mehr als er ihr feierlich gelobt hätte, sie ungekränkt bei ihrem Glauben zu lassen. Es sei unfürstlich, sein Wort nicht zu halten.

Das zu beurteilen sei Philipp Wilhelm noch zu jung, sagte der Herzog verweisend. Im Widerstreit der Pflichten müsse oft die geringere der vornehmeren weichen.

Der schwedische Kommandant Hastver in Nürnberg war auf dem Rathause und versuchte Bürgermeister und Rat wegen eines von einem seiner Offiziere verübten Mordes zu begütigen: er sei sonst ein tapferer Mann, dem Trunk nicht ergeben; in dieser Zeit, wo die Belagerung täglich

schärfer würde und es etwa gar zum Sturm kommen könnte, wo die Mannschaft noch dazu täglich durch die Seuche vermindert würde, sollte man sich nicht überflüssig eines rüstigen Mannes berauben.

Der Bürgermeister gab dem Kommandanten zur Antwort, er solle bedenken, wie schwer sie es jetzt hätten, die Ordnung zu erhalten, wo Bürger, Soldaten und die Bauern vom Lande durcheinander hausten, und die Menschen in der übermäßigen Not sich unterständen an Gott zu zweifeln. Wenn nun noch ihre Justiz zum Gespött würde, wäre das Chaos bei der Hand.

Hastver gab das zu; er wolle auch keineswegs den Herren das Regiment aus den Händen winden, bitte nur aus angeführten Gründen eine Ausnahme zuzulassen.

Sie fänden den Übeltäter auch leider zu mutwillig und unbescheiden, fuhr der Bürgermeister fort; denn er sage aus, daß er sein Opfer nur deshalb erschossen habe, weil derselbe ihm in der Sonne gestanden und seine Ermahnung, beiseitezutreten, nicht beachtet habe. Da sei ihm so durch den Kopf gefahren, es mit einer Kugel zu versuchen. Er solle sogar gelacht haben, als der Getroffene stracks und ohne einen Laut tot vornüber gefallen sei.

Hastver schüttelte den Kopf und sagte, das sei allerdings ungebührlich; man könne ihn etwa durch einen Prediger bearbeiten lassen, daß er seine Schuld begriffe. Er sei ja evangelisch und sonst immer ein frommer redlicher Mann gewesen.

In diesem Augenblick trat Pfarrer Leibnitz ein und fragte, wie es der Rat mit dem Selbstmörder Robert wolle gehalten haben; man könne es mit der Beerdigung nicht länger anstehen lassen.

Das sei ein schwerer, verdrießlicher Handel, sagte einer der Ratsherren, und es wäre wohl besser gewesen, wenn

man den Missetäter sofort in aller Stille auf den Schindanger gebracht hätte.

Leibnitz schwieg eine Weile und sagte dann, die Herren möchten ihm gestatten, sich noch einmal darüber zu verbreiten. Sie zweifelten wohl nicht daran, daß ein rechtgläubiger evangelischer Christ und Pfarrer das verbotene Laster des Selbstmordes billig verabscheue; wer aber über Menschen richten wolle, müsse Distinktion üben, da das menschliche Herz und Schicksal ärger als der gordische Knoten ineinander verwickelt und etwa nur durch den Finger Gottes zu entwirren wären. So könne er von dem Robert, seinem gewesenen Beichtkinde, nichts anderes sagen, als daß er ein frommer, fleißiger Mann, nur dann und wann ein wenig melancholisch gewesen sei.

Das sei eben doch für verfänglich zu halten, meinte der Bürgermeister.

Ja, der Teufel kralle sich leichter in einem schwarzgalligen Gemüte als in einem lustigen fest, sagte der Pfarrer; davor sei aber die Frömmigkeit des Robert gestanden, mittels welcher er solche Verführung stets siegreich habe abweisen können. Erst in den Monaten, als die Zeit so böse geworden sei, habe es ihn überkommen. Er habe ihm das letztemal ganz aufrichtig gebeichtet, wie er zuweilen an Gott und Menschen zweifeln und denken müsse, die Menschen wären alle des Teufels. Man sähe jetzt freilich nichts anderes als Hunger, Jammer, Übermut, Haß und Neid, und es habe den Anschein, als ob die verhängten Gottesstrafen die Menschen nur verstockter machten. So habe kürzlich eine Witfrau, die kaum die Ihrigen durchbringen könne und dazu noch fünf Soldaten im Quartier habe, in der Desperation zu ihren Kindern gesagt, wenn das älteste Mädchen, ihr Stiefkind, hin wäre, könnten sie

es verspeisen und ihren Hunger stillen, da es ohnehin fett sei. Diese unbesonnene und allerdings gottlose Rede sei ruchbar und die Frau wegen ihres lästerlichen Maulwerks vom Büttel ins Loch gesperrt worden, worauf die Kinder auf die Nachbarn und rauhen Soldaten angewiesen gewesen wären, die sich ihrer auch gutherzig angenommen hätten, so daß nur das jüngste gestorben wäre. Das und mehr dergleichen habe er erlebt und endlich zu seiner Frau, von der er, der Pfarrer, es wisse, gesagt, er müsse davon, er könne und wolle es nicht länger mit ansehen, und sich mit 27 Stichen vom Leben zum Tode gebracht.

Der Bürgermeister zweifelte, ob das als eine Entschuldigung anzusehen sei, indem der Mensch sich einmal kein Urteil über den Lauf der Welt anzumaßen hätte; die Obrigkeit müsse die Rebellierer und Besserwisser scharf im Auge haben, sonst würde alles kopfüber, kopfunter gehen.

Indessen meinten einige Ratsherren, die Zeit sei allerdings über die Maßen böse und könne einen schon auf lose Gedanken bringen, und deshalb sollte man, auch um des rechtschaffenen Gottesmannes Leibnitz willen, Erbarmen haben und dem Sünder ein Grab in geweihter Erde ausnahmsweise vergönnen. Leibnitz versprach dagegen, am Grabe nicht mehr als ein kurzes Gebetlein zu sprechen, in der nächsten Predigt aber eine Warnung an das Volk ergehen zu lassen, daß sie sich vor Desperation hüteten, vielmehr der Strafe Gottes bescheidentlich unterwürfen und auf Besserung bedacht wären.

Ja, sagte der Ratsherr, die Prediger müßten überhaupt das Volk häufiger vom Laster abmahnen, namentlich von Unzufriedenheit und Neid, die so sehr zur Desperation beitrügen. Sie sollten ihm vorstellen, wie die Oberen, ab-

gesehen davon, daß sie der Krankheit und dem Tode nicht weniger unterworfen wären, gleichfalls von dem allgemeinen Elend betroffen wären und sich von Kleiderpracht und Luxus freiwillig nach Maß ihres Standes enthielten; so hätten sie erst kürzlich den Beschluß gefaßt, das alljährlich am Neujahrstage stattfindende Ratsmahl um mehrere Schüsseln zu verkürzen. Übrigens sähen die Herren Pfarrer nun, wohin das schwedische Bündnis geführt habe, das sie in vergangener Zeit so hitzig angepriesen hätten.

Sie hätten geglaubt, zur Erhaltung des Evangeliums alles wagen und einsetzen zu müssen, sagte Pfarrer Leibnitz; der Mensch könne nur tapfer kämpfen, den Sieg verleihe Gott.

Damit entfernte sich der Pfarrer, worauf der Kommandant Hastver wieder vortrat und sagte, da die Herren nun einmal eine so herrliche Großmut hätten vorbrechen lassen, möchten sie dieselbe nicht zurückziehen, sondern auch auf ihn scheinen lassen und seinem mutwilligen Leutnant, der sich vielleicht auch in einer Konsternation oder Gemütsverwirrung befunden hätte, die verdiente Strafe erlassen.

Nach kurzem Zögern entschied der Rat, sie wollten seine Bitte erfüllen, und zwar aus Liebe zu seiner, des Kommandanten, Person, dessen Frömmigkeit, Tapferkeit und Gelassenheit sowie Respekt gegen die städtische Regierung, die die Offiziere im Übermut ihres soldatischen Berufs jezuweilen verachteten, sie nicht genug loben könnten. Sie entschuldigten sich auch wegen der das schwedische Bündnis betreffenden widrigen Bemerkung, die ihnen soeben entschlüpft wäre, und die keineswegs ihm oder seiner Regierung zum Schimpf gemeint gewesen sei. Er wisse ja, wie getreulich sie an dem mit der glorreichen verstorbenen Majestät geschlossenen Bündnis festgehalten und was sie dafür geopfert hätten; sie hätten nur dem guten Pfarrer eins aus-

wischen wollen, weil sich seinesgleichen über die Gebühr in die weltlichen Angelegenheiten zu mengen pflegten.

Der Kommandant bedankte sich wegen der erwiesenen Gnade und der bezeigten Zuneigung und beteuerte, daß er der Stadt Nürnberg gebrachte Opfer erkenne und zu würdigen wisse. Das allgemeine Übel gehe ihm selbst zu Herzen, wenn er nur könnte, möchte er es abwenden. Es wolle ihm fast so vorkommen, als wären dem einen oder anderen der Herren seit dem Tage, wo der König zuerst in Nürnberg eingeritten sei, die Haare weiß geworden.

Die Nürnberger nickten traurig. So sei es mit dem Alter, sagte der eine Ratsherr, es zögere oft lange, dann komme es im Sprunge, wenn man schon von anderer Seite angegriffen und wehrlos sei.

Die Sorgen, fügte ein anderer hinzu, die wären des Alters Vorhut. Die schössen Bresche, hernach könne das Alter gemächlich durch den Schutt einziehen.

Wenn sie nur ihre uralte Freiheit davonbrächten, sagte der Bürgermeister, so wollten sie die gebrachten Opfer nicht bereuen. Aber wenn sie auch den Kopf aus der Schlinge ziehen könnten, die ein gewisser mächtiger katholischer Fürst nach ihnen auswürfe, so sei die Verwirrung im Haushalte doch so groß, daß sie nicht wüßten, wie sie je den früheren Wohlstand wieder erreichen sollten. Schulden pflegten wie das Unkraut im Getreide, das nicht rechtzeitig ausgerauft würde, hundertfach zu wachsen und zu wuchern, und wie die Furien den Menschen stets truppweise verfolgten, so pflege Armut die Vorstufe zur Knechtschaft zu sein.

Im Schlosse Wiesensteig lag Buttler, nachdem er vor wenigen Tagen Schorndorf erobert hatte, im Sterben. Seine Frau, eine geborene Gräfin Dohna, häufte immer

mehr Kissen und Decken auf ihn, da er über unleidliche Kälte klagte. In einem großen Kachelofen knisterte Feuer, und ins Fenster schien der gelbleuchtende Himmel; die dunklen Kuppen der Alb wölbten sich sammetschwarz in der föhnigen Helligkeit des frühen Dezembernachmittags. Beim Bette saßen der Hauptmann Devereux, der im Anfang des Jahres Wallenstein umgebracht hatte, und ein Arzt, und der letztere sagte, er könne die Wunde wohl noch einmal schneiden, man müsse aber darauf gefaßt sein, daß der Kranke als sehr schwach ihm unter dem Messer stürbe. Buttler wollte nichts davon wissen; er habe keine Zeit zu verlieren, sagte er, wolle noch von den Seinigen Abschied nehmen und sich dann durch den Beichtvater auf den Tod vorbereiten lassen.

Sie sei ihm eine gute Ehefrau gewesen, sagte er zu seiner Frau, solle ihm nun geloben, daß sie ihre Tochter nur mit einem katholischen Herrn vermählen werde. Sollte sie selbst sich wieder verheiraten, so solle sie die kostbare Kette mit Bildnis, die der Kaiser ihm eigenhändig umgehängt hätte, um ihn für seine treuen Dienste bei Extinguierung der Friedländischen Rebellion zu belohnen, niemals veräußern, sondern seiner und ihrer Tochter vermachen, damit sie auf seine Enkel käme.

Ach, weinte die Gräfin, sie werde nicht wieder heiraten, würde doch nie mehr einen so guten Mann bekommen.

Es wäre vielleicht nötig, sagte Buttler, wegen der vielen Feinde und Neider, die er hätte, seit er in Besitz der Terzkyschen Güter gekommen wäre. Wenn sie als Witwe eines Beistandes bedürfe, solle sie sich an seinen Freund Walter Devereux wenden.

Ja, er werde ihr immer ein ergebener Diener sein, fügte dieser hinzu, werde nie vergessen, daß er Buttler sein Glück

verdanke, und würde auf der Stelle sein Leben hingeben, wenn er ihn damit retten könnte.

Nunmehr bat Buttler Devereux und seine Frau, dem Beichtvater Platz zu machen, der gleich darauf eintrat und sich anschickte, die Beichte des Sterbenden zu empfangen.

Er habe das Schwert nie anders als im Dienste der heiligen Kirche geführt, sagte Buttler, nie aus Mutwillen Blut vergossen. Bei Eroberung feindlicher Plätze habe er oftmals der Raubgier der Söldner Einhalt getan, auch wenn die Feinde Ketzer gewesen wären. In einer Sache bekenne er sich aber schuldig: als der sogenannte Schwedenkönig Gustav Adolf Frankfurt an der Oder erstürmt hätte, und gewisse Herren ihn lügnerischerweise beschuldigt hätten, als habe er in der Verteidigung etwas versehen, da habe er den Verleumdern den Tod gewünscht und würde sie umgebracht haben, wenn sie zur Stelle gewesen wären.

Nun, sagte Taaffe scherzend, da der allwissende Herrgott selbst das Zustandekommen der Sünde verhindert hätte, wolle er, als sein armer Knecht, sich nicht dabei aufhalten. Ob Buttler sich sonst einer Todsünde schuldig wisse? etwa der Völlerei oder Wollust?

Nein, sagte Buttler, das wisse Taaffe wohl, daß er kein Fresser oder Säufer sei. In jungen Jahren möge er in venere ein wenig exzediert haben und bereue es von Herzen.

Ob er allen seinen Feinden und Beleidigern aus aufrichtigem Herzen vergeben könne, fragte der Beichtvater weiter.

Buttler, dem der Schweiß auf der Stirne stand, rang eine Weile mit sich selber und sagte dann, wenn es zur Seligkeit unbedingt notwendig sei, wolle er es tun. Taaffe umfaßte den Röchelnden mit einem Arme und hielt ihm das Kruzifix vor, während er ihm tröstliche Aussichten auf

den Himmel eröffnete, besonders auch mit Hinweis darauf, daß Buttler ja in seinem Testamente allerlei Vermächtnisse für die heilige Kirche verordnet und eine beträchtliche Summe für Seelenmessen ausgesetzt hätte. Die Augen des mit dem Tode Ringenden umklammerten das Kreuz, das die schnell einfallende Dämmerung durchblitzte, und seine Lippen versuchten die von dem Priester laut vorgesprochenen Gebete mitzustammeln, bis das Wort ihm erstarb und sein Kopf leblos auf die Schultern des Beichtvaters fiel.

Diejenigen Offiziere, die als Anhänger Wallensteins verhaftet waren, nämlich Schaffgotsch, Mohr von Wald, Scherffenberg und einige andere, wurden von Wien nach Pilsen und von dort nach Budweis geführt und dort in einem vornehmen Hause untergebracht. Sie durften zwar nicht mehr als je einen Diener halten, lebten aber übrigens reichlich und behaglich und verkürzten sich die Zeit mit Banketten, Spiel und Tanz. Schaffgotsch hatte sich in eine schöne Witwe verliebt, die sein Gefühl zu erwidern schien, ihm ihre Gunst jedoch nur gewähren wollte, wenn er sie heiratete. Diese und mehrere andere Damen waren von den Gefangenen an einem der ersten Februartage zu einem Bankett geladen, wobei es laut und lustig zuging. Im Verlaufe desselben sagte der Herzog Julius von Sachsen-Lauenburg, sie wären nun schon recht vertraut geworden und wollten alle miteinander Brüderschaft trinken, zu dem Zweck den Wein in ein Handbecken gießen und dasselbe herumgehen lassen. Der Vorschlag wurde angenommen und unter allerlei geselligen Scherzen ausgeführt, indem die Herren die Damen beim Trinken anstießen, so daß der Wein über ihre Kleider geschüttet wurde, oder indem die Herren den Mund an die Stelle setzen wollten, wo die Damen

getrunken hatten, was andere zu verhindern suchten, worüber Geschrei und Gelächter entstand und das Becken immer von neuem gefüllt werden mußte. Nach dem Essen wurde ein Tanz aufgeführt, der fiamma di amor hieß und durch alle Zimmer und über alle Treppen des Hauses getanzt wurde. Als man auf dem Flur zu ebener Erde angelangt war, rief eine Dame, sie wollte nun auch über den Marktplatz tanzen, und auf den Einwand einer anderen, es falle Schnee und sie würden ihre Schleppgewänder schmutzig machen, entgegneten die Herren, die Kleider wären ohnehin mit Wein verschlemmt, und sie wollten ihnen neue schenken. Also traten sie, Spielleute und Fackelträger voran, einen Rundgang um die Kirche an, mit Zuruf und Gebärden nach den Fenstern hinaufgrüßend, wo neugierige Zuschauer erschienen.

Indessen hatte sich Schaffgotsch während des Tanzes mit seiner Dame unversehens abgesondert und sie in ein dunkles Kabinett geführt, wo er sie auf seine Knie zog und in sie drang, wie er sie nun schon seit Wochen verehre, wie er glühe und fast verbrenne, und daß sie ihn endlich erhören solle. Sie schlang einen Arm um seinen Hals und legte seinen Kopf an ihre bloße Brust, damit er fühle, es brenne dort auch Feuer. „Wie soll ich löschen?“ sagte sie mit einem süßen Lächeln, „da ich Arme selbst in lichten Flammen stehe?“ Schaffgotsch warf den Kopf zurück und starrte verzaubert in ihr in der Dunkelheit leuchtendes, puderweißes Gesicht. „So zeigt der Gott selbst an,“ flehte er, „daß wir zusammengehören, da er seinen Blitz in unsere beiden Herzen geschleudert hat. Laß uns zusammen den Scheiterhaufen der Liebe besteigen, damit ein Feuer uns verschmilzt und wir zusammen in die Lust des Himmels eingehen!“

Sie preßte ihren Mund auf seinen, und die Worte halb

in Küssen erstickend stammelte sie, daß sie es nicht wage, daß sie nicht wisse, ob er sie nicht dennoch betrügen und verlassen werde?

Wie? rief Schaffgotsch, ob sie noch immer an seiner Liebe zweifle? oder an seinem adligen Wort? Er habe es ihr ja geschworen, daß er sie heimführen wolle, sowie er den Prozeß vom Halse hätte und wieder frei wäre!

Sie zweifle ja nicht, daß er es redlich meine, erwiderte sie, ihn enger an sich drückend; aber da wären seine hochvornehme, fürstliche Verwandtschaft und seine Kinder, die würden es nicht leiden wollen und gegen sie intrigieren, und mit dem Prozeß und der Gefangenschaft könne es sich auch noch lange hinziehen.

Was die Verwandtschaft betreffe, entgegnete Schaffgotsch, so sei er sein eigner Herr und reich genug, daß er ihrer nicht bedürfe, und den Prozeß belangend sei er überzeugt, er werde bald in Freiheit gesetzt werden, da der König von Polen noch einmal und dringend beim Kaiser für ihn interzediert habe. Sollte er aber trotzdem in eine längere Gefangenschaft verwickelt werden, so habe er doch das Recht auf ein adliges Gefängnis, wo man es wohl eine Weile miteinander aushalten könne. Vielleicht wäre das gerade eine trauliche Zuflucht für die Wonne ihrer jungen Ehe.

In seine beschwörenden Worte tönten die Geigen und Pfeifen vom Markte her, da die Tanzenden sich nun wieder dem Hause näherten. Der dicht fallende Schnee hatte viele Fackeln gelöscht, andere wehrten sich zischend gegen die Nässe; Gekreische und Gelächter schallte laut über den Platz.

Die Verliebten hatten über ihrem Geflüster und dem Lärm draußen das Klopfen des Konstantin von Wegner überhört, der nun eintrat und sagte, er bringe das Geld,

das Schaffgotsch, wenn er es bekäme, sogleich hätte haben wollen. Mehr als hundert Dukaten habe der Verwalter von Trachenberg zwar nicht zusammenbringen können, da bereits alles unter kaiserlichem Sequester sei; die habe er, der Verwalter, einstweilen aus seinem Eigenen vorgestreckt.

Nun, er sei nur froh, daß er das wenige doch endlich erhalten habe, sagte Schaffgotsch; dem treuen Gottwald wolle er es seinerzeit vielfältig ersetzen.

Inzwischen waren die Tanzenden zurückgekehrt, erfüllten das Haus mit Geschrei, drangen auch in das Kabinett ein und neckten die Verliebten; während Schaffgotsch sich ihrer zu erwehren suchte, brachte Konstantin von Wegner bescheidentlich vor, ob es nicht besser sei, dem Gelage jetzt ein Ende zu machen, da die Stadt sich schon einmal wegen des nächtlichen Ruhestörens und Lärmens beklagt habe. Einige Herren stampften mit den Füßen auf und drohten, Kanonen auf dem Marktplatz abzufeuern, bis die Fenster sprängen, damit die Bürger wüßten, was Lärm sei, sie wollten sich ihre adlige Lustbarkeit nicht vermindern lassen; allein Mohr von Wald meinte, es sei gescheiter, ein scandalum zu vermeiden, zumal sie ohnehin betrunken und schläfrig wären, und da das den meisten einleuchtete, verließen die geladenen Gäste das Haus.

Schaffgotsch suchte, ein wenig ernüchtert, sein Schlafzimmer auf. „Dir gefällt das Bankettieren nicht," sagte er zu Wegner, der ihm beim Auskleiden behilflich war; „oder was fehlt dir sonst, daß du mir ein grämliches Gesicht machst?"

Er habe in der Stadt von einem Zollbeamten gehört, die Herren Gefangenen müßten sich in ein paar Tagen nach Regensburg einschiffen, antwortete Wegner, das mache ihm Gedanken.

So werde der Prozeß losgehen, sagte Schaffgotsch; es müsse ja einmal sein und sei gut, daß es zum Ende komme.

Ja, sagte Wegner, wenn man das Ende zuvor wüßte.

„Du setzest mir einen krächzenden Raben aufs Dach," sagte Schaffgotsch. Er habe nicht mehr auf dem Gewissen, fuhr er fort, als die anderen Herren auch, ja andere hätten mehr, die frei wären. Der Kaiser könnte sie doch nicht alle miteinander aufs Schafott bringen, würde ihnen auch nicht soviel Freiheit lassen, wenn er ihnen ans Leben wollte.

Wegner schüttelte traurig den Kopf, während er, vor Schaffgotsch kniend, ihm die Lederstiefel abknöpfte. Er habe heute wieder gehört, gerade ihm, Schaffgotsch, sei das Todesurteil schon am ersten Tage seiner Gefangenschaft geschrieben, der Prozeß sei nur ein Schauessen, dem dummen Volk auf die Tafel gesetzt.

Schaffgotsch schwieg eine Weile und sah vor sich nieder. Nein, es könne nicht sein, sagte er dann; der Kaiser sei ihm immer ein wohlwollender Herr gewesen; seine Neider hätten das ausgestreut.

Warum wären denn, sagte Wegner, die Schaffgotschen Güter schon alle in Kaisers Händen? Und warum müßten die Schaffgotschen Kinder wie Bettler vor den Türen seiner Schlösser stehen?

Die Schurken! rief Schaffgotsch die Hände ballend. Das hätten seine Verwandten hindern können! Da hätten diejenigen die Hand im Spiel, die nach seinen Gütern trachteten und ihn ins Garn gejagt hätten, der Colloredo und der Hatzfeld.

Es herrschte ein langes Stillschweigen, dann sagte Wegner, er würde dem Grafen nichts hinterbracht haben; aber es gehe ihm zu Herzen, wenn Schaffgotsch so guter Dinge

sei und seine Seele mit überflüssigem Plunder belaste, während das Wetter tief auf sein Haupt herabhinge.

„Was hilft Traurigkeit?“ sagte Schaffgotsch. Es habe jetzt ohnehin ein Ende, wenn sie nach Regensburg müßten. Ihm sei es recht, er sei für das Lotterleben nicht geschaffen.

Ob er die Kerze löschen solle? fragte Wegner, indem er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Schaffgotsch nickte; aber da Wegner noch an der Tür stand, fragte er, ob er gehört habe, wer Präsident des Kriegsgerichts sei? Etwa Piccolomini? Nein, sagte Wegner, nach Verlauten werde es Götz sein.

„Siehst du,“ sagte Schaffgotsch, „mit Götz habe ich nie etwas gehabt. Er wird einen Kameraden nicht ins Unglück stürzen!“

Der Schlaf wollte Schaffgotsch lange nicht kommen, so ernste Gedanken waren ihm plötzlich aufgestiegen. Er überlegte sich, worauf er sich bei der Verteidigung stützen, und wer sich etwa noch für ihn verwenden könnte, und zwischendurch mußte er an seine Kinder denken, die vor den eigenen Türen bettelten. Ein kleines Bild seiner Tochter in kostbarem Rähmlein hatte er bei sich: sie glich darauf einem schönen jungen Weibe, nur daß auf dem starken Halse ein Kindergesicht saß, rein, lachend und funkelnd wie eine betaute Wiese bei Sonnenaufgang. Sollte es denn dahin kommen, daß sie, sein und einer geborenen Herzogin Tochter, schimpflich ihr Brot als Almosen empfange?

Es wäre nur gut, dachte er, sich selber tröstend, daß der Prozeß nun seinen Anfang nähme, so könnte er für sich und sein Recht kämpfen. Schließlich, wenn die Menschen ihn verließen, so würde Gott ihm beistehen; Gott, der wußte, daß Schaffgotsch, als Evangelischer, um seinetwillen ver-

folgt wurde, und den Treuen am Ende retten, ja reichlich belohnen würde.

Als Herzog Georg in Hameln die Einladung des Kurfürsten Johann Georg erhielt, dem Frieden beizutreten, der zwischen ihm und dem Kaiser vorläufig geschlossen sei und bald endgültig ratifiziert werden sollte, geriet er in große Unruhe und Verlegenheit. Nichts Unlieberes hätte ihm begegnen können als eben jetzt ein Friede, der eigens gemacht schien, um ihm seine herrlichen Eroberungen wieder aus der Hand zu spielen. Nun würde von beiden Seiten gezerrt und gelockt werden, daß auch der Besonnene schwerlich die klare Vernunft würde behalten können. In der Tat liefen bald Briefe und Botschaften von den Braunschweiger Brüdern und Vettern ein, sie erwarteten, er werde des Kaisers dargebotene Hand ergreifen; er solle bedenken, was seit dem Tode des Herzogs Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel auf dem Spiele stehe, denn bevor er nicht das Schwert aus der Hand lege, werde der Kaiser ihn schwerlich mit dem schönen Erbe belehnen. Ebenso mahnten die Stände der Braunschweiger Lande, die des Krieges längst überdrüssig waren, und der alte Kanzler Engelbrecht kam in Person, um den Herzog auf die Seite der Vernunft und Billigkeit zu ziehen.

Er wolle ihm nicht verhehlen, entgegnete der Herzog diesem, daß er des lieben Friedens wegen und auch aus reichsfürstlicher Gesinnung sich gern mit dem Kaiser einigen würde; aber er sei nun einmal nicht wie ein schlechter General oder Privatperson, sondern habe seine fürstliche Reputation zu bedenken, und insofern würde es ihm übel anstehen, wenn er sich von den Schweden trennte. Der Kanzler solle seine Haare betrachten, die einst schwarz

gewesen, aber in der Kriegsmühsal ergraut wären; es würde sich schlecht mit seinem weißen Haupte reimen, wenn er sich jetzt mit dem Schimpf der Undankbarkeit und Treulosigkeit belüde.

In erster Linie sei er aber doch dem Kaiser verpflichtet, sagte Engelbrecht. Aus einem Dilemma könne man sich mit ganz heiler Haut einmal nicht herausbeißen.

Ja, da sei das punctum saliens verborgen, sagte der Herzog, die Augenbrauen hochziehend und den Finger hebend; es sei eben doch auf beiden Seiten nicht gleich viel zu wagen. Der Kaiser werde ihn jetzt bei einem Friedensschluß schwerlich im Besitz seiner sauer erworbenen Plätze Hameln und Minden lassen. Oder ob Engelbrecht sich das einbilde?

Nein, sagte Engelbrecht, etwas müsse der Herzog dreingeben; aber es wäre doch besser, zwei oder drei Plätze, als ein altes angeerbtes Land zu verlieren. Der Kaiser würde ihn, wenn er im Krieg verharrte, nicht mit Kalenberg und Wolfenbüttel belehnen, für welche verlassene Braut sich denn leicht andere Liebhaber würden finden lassen. Der Hund, der zu viel erschnappen wolle, verliere gemeiniglich alles.

Der Herzog stützte sorgenvoll den Kopf in die Hand. Die Franzosen hätten sich eben recht schön hervorgemacht, sagte er nach einer Weile, hätten Geld in Fülle und teilten mit vollen Händen aus, um Bundesgenossen gegen Spanien zu werben. Mit ihrem Geld würden sie Schweden wieder mächtig machen, und anstatt daß er dann einen Profit seiner Friedensliebe hätte, würde er die beiden Mächte als Feinde auf den Hals bekommen. Mit Frankreich und Schweden vereinigt, könne der Kaiser es nicht aufnehmen.

Der Herzog habe doch auch viel vom schwedischen Übermut zu leiden, meinte Engelbrecht.

Das gab Georg zu: Oxenstierna möchte ihn am liebsten loswerden, und Banérs Extravaganzen wären vollends unleidlich, der traktiere uralte Reichsfürsten wie Troßbuben.

Darum gefalle es ihm wohl, sagte Engelbrecht schmunzelnd, daß der Kurfürst von Sachsen das Großmaul angeschnarcht habe, er solle sich aus dem Reich packen, oder er wolle ihm Beine machen. Der Banér habe den Bissen schlucken müssen, würge wohl noch daran, und wenn er daran ersticke, so sei es nicht schade.

Wenn er der schwedischen Gesellschaft ledig werden könnte, sagte der Herzog nachdenklich, so wäre er es gewiß zufrieden. Er wolle sichs noch überlegen, wolle auch, um sein Gewissen zu salvieren, bei den theologischen Fakultäten fragen, was vom Frieden zu halten sei. Denn es gehe ja in dieser Sache nicht nur um das Irdische, sondern auch um das Göttliche, und könne man über Geld und Gut unversehens das Seelenheil einbüßen. Eben darum sei der Fall so kniffig und durch eines Menschen Verstand allein nicht zu entscheiden.

Kaum war Engelbrecht abgereist, so kam der Generalmajor in schwedischem Dienst Lohausen mit Aufträgen Banérs, die den Frieden betrafen. Indem er die guten, in ein Gekräusel von Falten und Linien ein wenig zurückgezogenen Augen fest auf den Herzog richtete, sagte er, er wolle als ein deutscher Mann von Adel und Ehre zu einem deutschen Fürsten reden. Wer wollte den Frieden nicht herbeiwünschen, nach dem das ganze Reich und insbesondere die liebe Armut seufzte. Ja, wenn es sich um einen rechtschaffenen Frieden handelte, so müßte man wohl jedes Partikularbedenken beiseitesetzen; aber wenn man recht zusähe, so habe nur der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen um ein gutes Trinkgeld, nämlich die Lausitz und das Erzbistum Magdeburg,

auf seine Seite gezogen, die anderen ständen draußen und könnten zusehen, wie sie ihre Habe unter Dach brächten. Die pfälzische Familie, um die eigentlich der Krieg ausgebrochen, sei vom Frieden ausgeschlossen, und die Pfalz mit so vielen reformierten Seelen an die Katholiken, wohl gar an Spanien ausgeliefert. So wären auch die österreichischen und böhmischen Emigranten preisgegeben, und der Reformierten wäre mit keinem Worte gedacht, so daß sie inskünftig rechtloser als die Juden im Reiche wären. Ihnen, den deutschen Offizieren in schwedischem Dienst, habe der Kurfürst nur die Wahl gelassen, entweder in Kaisers Dienst zu treten, oder den Dienst ganz, ohne Entschädigung zu quittieren, wonach sie denn auf das ewige oder auf das zeitliche Heil verzichten müßten. Sie hätten sich deshalb resolviert, bei den Schweden zu bleiben, wiewohl sie lieber, wenn es mit Ehren und der Religion unbeschadet hätte sein können, der Fremden entraten und in Deutschland nur mit Deutschen hausen möchten. Es sei doch auch nicht ohne, daß sie durch das Evangelium mit den Schweden verbrüdert und ihnen dankbar zu sein verpflichtet wären. Man müßte ja schamrot werden, wenn man diejenigen wie Missetäter aus dem Lande jagen wollte, die man kurz zuvor als Befreier begrüßt und deren Hilfe man sich gern gefallen lassen hätte. Banér sei zwar aufbrausend und tollköpfig, könne sich nicht bezähmen; aber von Grundsatz und Glauben würde er sich nie abbringen lassen, sondern bis zum letzten Blutstropfen um das Evangelium kämpfen. Ferner sei er dem Herzog wahrhaft ergeben, schätze ihn als Feldherrn hoch und möchte ihn nicht missen; wolle auch für seine Person nicht glauben, daß es wahr sei, was gemunkelt würde, daß der Herzog der gemeinsamen guten Sache abtrünnig geworden sei.

Herzog Georg seufzte. An Banérs Meinung sei ihm nicht so viel gelegen, sagte er, aber Lohausen, ein treuherziger deutscher Mann, dürfe nicht von ihm denken, daß er sich von seinen Glaubensgenossen absondern oder die Schweden mit Undank lohnen wolle. Oxenstierna und Banér hätten ihm vielfach bitteres Unrecht getan, dennoch sei er zur Versöhnung bereit, wenn sie es wieder gutmachen wollten. Er sei doch aber an seine Vettern, an seine Stände und den niedersächsischen Kreis gebunden, sei auch Familienvater und müsse sorgen, daß er den Seinigen ihr Erbteil erhielte. Aus dem Beschluß, den er mit dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog Wilhelm von Weimar gefaßt hätte, nämlich, daß sie zwar den Frieden annehmen wollten, aber nur unter der Bedingung, daß die Schweden eine billige Entschädigung erhielten, könne Banér auch ersehen, daß er es treu und redlich mit ihnen meinte. Seine Arbeit sei jetzt, dem Kaiser beizubringen, daß er trotz des Friedens als General des niedersächsischen Kreises und zur notwendigen Defension das Recht habe, in der Kriegsrüstung zu verharren.

Unterdessen waren die herzoglichen Räte zu der Überzeugung gelangt, wenn der Herzog nur nicht in schwedischem Dienst stände, so wäre viel eher ein Verständnis mit dem Kaiser möglich, selbst wenn er, der Herzog, mit der eigentlichen Annahme des Friedens noch zögerte und etwa nur einen Waffenstillstand beliebte. Die Verbindung mit dem Reichsfeind, als welcher der Schwede vom Kaiser billigerweise angesehen werde, sei anstößig und könne zuletzt zur Ächtung des Herzogs führen, so daß es ihm wie dem guten seligen Pfalzgrafen erginge. Legte man dem Kaiser etwas Schriftliches vor, daß es mit dem schwedischen Dienst des Herzogs nichts auf sich hätte, so könnte wenigstens das Ärgste vermieden werden.

Wie das denn aber angehen sollte, fragte der Herzog, da er ja gerade den schwedischen Dienst aufzugeben Bedenken trüge?

Man könnte etwa eine Erklärung aufsetzen, war die Antwort, worin der Herzog sich mit der schwedischen Bestallung ausredete, wie wenn es eigentlich nicht an dem sei, was er in seinem Gewissen so auslegen könnte, daß er als deutscher Reichsfürst nicht wohl in Abhängigkeit von einem schwedischen Reichskanzler stehen könne.

Der Abhängigkeit sei er in der Tat vollauf überdrüssig, sagte der Herzog, und habe sie auch niemals als ein Faktum betrachtet, was alle seine Offiziere bezeugen könnten.

Freilich, stimmten die Räte ein, und er brauche sich ja auch in Zukunft nichts bieten zu lassen.

Sie sollten also immerhin eine Erklärung aufsetzen, befahl der Herzog, jedoch so, daß er in seinem Gewissen salviert sei, wenn er das schwedische Generalat doch einstweilen behielte.

Demnächst wurde dem Herzog ein Formular vorgelegt, in welchem er erklärte: daß, ungeachtet Uns der eine oder andere für einen von der Krone Schweden bestallten General habe halten wollen, Wir niemals und zu keiner Zeit, weder unter der königlichen Majestät von Schweden glorwürdigen Andenkens und noch viel weniger nach desselben höchst zu beklagendem Ableben Uns eines solchen oder ähnlichen Titels eigentlich angenommen haben, da Wir als ein Fürst und Glied des Reichs und unperturbierlich in einer solchen Qualität begriffen, von welcher importante Veränderungen mitgeführter Inkonvenienzen halber zu exkludieren, wiewohl Wir aus gewisser Rücksicht nach der königlichen Majestät zu Schweden seligem Ableben von besagtem Titel Abstand zu nehmen Uns ohne Präjudiz nicht haben unterwinden wollen.

Nachdem der Herzog sich diese Erklärung mehrere Male hatte vorlesen lassen, schüttelte er den Kopf und sagte, sie lasse sich nach beiden Seiten etwas zu weit heraus, müsse noch etwas besser verklausuliert werden, damit kein Loch in seinem fürstlichen Wort gefunden und seine Ehre nicht angegriffen werden könne. Von der verbesserten Fassung urteilte der Herzog zwar, indem er sich hinter den Ohren kraute, sie komme ihm sehr kraus und dunkel vor, da jedoch die Räte meinten, man könne es darauf ankommen lassen, ob sie in der kurfürstlichen und kaiserlichen Kanzlei verstanden würde, gab er sich zufrieden und ließ sie abgehen.

Als um diese Zeit Oxenstierna aus Paris zurückkam, wohin er sich zur Befestigung der Bundesbeziehungen begeben hatte, und von den Umtrieben des Herzogs erfuhr, beschloß er, seinem Abfall zuvorzukommen und die Offiziere seines Heeres von ihm ab auf die schwedische Seite zu ziehen. Freudig ergriff der Generalmajor Speerreuter, der bereits in allerhand Konflikte mit dem Herzog geraten war, die Gelegenheit, sich von diesem unabhängig zu machen, ja in seine Stellung einzurücken, überredete den größeren Teil der Offiziere und rückte mit dem Hauptteil des Heeres, seine bisherigen Quartiere verlassend, ins Lüneburgische. Auf einen entrüsteten Brief Herzog Georgs antwortete Speerreuter, er handle auf Befehl des Kanzlers Oxenstierna, zu dessen Dienst er, als von ihm besoldet, verpflichtet sei, und hoffe, der Herzog werde sich dergestalt mit dem Kanzler vereinbaren, daß er, Speerreuter, sich auch künftig von dem Herzog könnte gebrauchen lassen.

Der Erzbischof von Trier, Philipp von Sötern, wurde in der Frühe durch lautes Puffen und Knattern von Schüssen aus dem Schlafe geschreckt. Er läutete, um zu fragen,

was das zu bedeuten habe, und sagte ärgerlich zu seinem Kammerdiener Wiedmann, den der Lärm gleichfalls geweckt hatte, und der im Schlafrock herbeikam, er müsse durchaus den Übermut der Franzosen dämpfen, ihre Prätensionen fingen an unleidlich zu werden. Er wäre neugierig, zu sehen, brummte Wiedmann, wie der Fürst den Franzosen die Großmäuligkeit und Vanität auszutreiben dächte; das wäre, wie wenn man der Sau die Borsten abgewöhnen wollte, Gott habe sie sich leider so aus der Hand schlüpfen lassen. Aber er könne nicht recht einsehen, fügte er hinzu, wie sie das Kanonenfeuer verursacht haben sollten, wenn es nur nichts anderes zu bedeuten hätte.

Was sollte es anderes zu bedeuten haben? sagte der Kurfürst. Die Franzosen schössen aus purem Mutwillen oder zum Schabernack.

Das Schießen nahm jetzt zu, und Wiedmann sprang ans Fenster, ob etwas wahrzunehmen wäre. Wenn seine Domherren nicht so aufrührerische und räuberische Leute wären, schalt der Kurfürst, so hätte er die Franzosen nicht nötig, könnte sich selbst gegen alle Übergriffe schützen und seine fürstliche Souveränität erhalten. Er wollte, daß die Schüsse stracks in ihr galliges Eingeweide führen, da sie allein seiner Leiden und beständigen Aufregungen Ursache wären.

„Jesus Maria!“ rief Wiedmann vom Fenster her, „die Straßen sind voll Laufen, Schreien und Schießen! Wir müssen uns in Defension setzen!“

Narrheit! entgegnete der Kurfürst; er unterhalte ja die Franzosen zu seiner Defension, wollte hoffen, daß sie ihre Pflicht täten. Jetzt werde er aufstehen und nach dem Rechten sehen, es sei sicher nichts als eine Feuersbrunst oder sonst ein blinder Lärm; aber die Dummheit mache die Leute kopflos.

Während Wiedmann mit zitternden Händen den Kurfürsten ankleidete, kam ein französischer Adjutant mit der Meldung, die Spanier hätten sich bei der Morgendämmerung zu Schiff in die Festung eingeschlichen, sie gedächten sie aber schimpflich wieder herauszujagen.

Was? Was? rief der Kurfürst. Ob die Hundsbuben schon in der Stadt wären? Ob denn die Besatzung nicht auf ihrem Posten gewesen wäre?

In der Stadt? schrie Wiedmann. Auf dem Schlosse würden sie gleich sein. Besatzung? Die Windbeutel hätten natürlich miteinander geschwatzt und gefaselt und darüber die Festung verloren. Hätte er doch die gleisnerischen Fratzen nie gesehen! Aber der Kurfürst habe die Vernunft zur rechten Zeit nicht annehmen wollen.

Dieser bot Wiedmann eine Maulschelle an, während er im Ungestüm vergebens in den Ärmel seines Oberkleides zu fahren suchte. Wenn Wiedmann ihn wahrhaft liebte, sagte er, würde er ihn jetzt nicht mit ungereimten Vorwürfen überlaufen.

„Hilf Gott," rief Wiedmann, „wenn ich Eure Fürstliche Gnaden nicht so liebte, würde ich mir alles so zu Herzen nehmen? Habe ich Sie nicht auf den Knien gebeten, die Lausbuben von Franzosen nicht hereinzulassen? Habe ich nicht vorausgesagt, daß, wenn Gott auch ein Auge zudrückte, der Kaiser doch den Abfall nicht ungestraft lassen würde?"

„Laß dich aufhängen mit deinem Kaiser," schimpfte der Kurfürst, „so hängen zwei Gauner an einem Strick." Woher denn die Spanier kämen, und wer sie anführte?

Wiedmann lief fort und rief zurückkehrend schon in der Tür, der Maillard führe sie an, der früher beim Herrn von Metternich Sekretär gewesen sei, und der Metternich selbst sei auch da.

Der Kurfürst schleuderte den Pantoffel, den er eben an den Fuß ziehen wollte, nach dem Kopfe seines Kammerdieners. Das Schloß solle besetzt werden! befahl er laut schreiend. Wenn es sonst nicht lange, müsse die Bürgerschaft her, ihn zu verteidigen. Der hundsföttische Metternich dürfe den Fuß nicht ins Schloß setzen. Die Bürgerschaft sei für den Galgen reif, wenn sie nicht ihr Blut einsetzte, um ihren fürstlichen Herrn vor Schimpf zu bewahren.

Da bilde sich der Kurfürst ein wenig zu viel ein, sagte Wiedmann; er habe die Bürgerschaft gar zu wenig respektiert, als daß sie ihn lieben sollte.

„Ich will sie's lehren, die Schelme," sagte der Fürst. Wenn aber das Galgengesicht, der Metternich, doch hereinkäme, so sollte er nicht etwa meinen, daß er, Sötern, sich die Sache zu Herzen nähme. Wiedmann solle ihm sogleich seine schöne rote Mütze und Kragen bringen, auch das Zetern und Händeringen beiseitesetzen, damit die Bösewichter sich nicht ins Fäustchen lachten.

Es währte nicht lange, so hörte man trabende Pferde, Kommandieren und Durcheinanderlaufen, das Schloß wurde besetzt und Metternich betrat mit dem Obersten Maillard, unangemeldet die Tür aufreißend, das Zimmer, wo der Kurfürst prächtig gekleidet und anscheinend gelassen in einem Sessel saß.

„Da haben wir den alten Wolf in der Falle!" rief Metternich lachend, „nur herein in den Käfig."

„Ist das die Art, seinen Fürsten zu begrüßen," sagte der Kurfürst. Wo es denn Sitte sei, daß Kavaliere sich so bäurisch und ungebührlich aufführten?

Oberst Maillard machte eine kurze Verbeugung und sagte, der Kurfürst habe es selbst verschuldet, daß man so mit ihm umspringe. Er solle sich fügen, Widerbellen sei umsonst,

er sei jetzt Gefangener des Kaisers und des Königs von Spanien, die würden weiter über ihn verfügen.

Er brauche nicht so viel Umstände mit dem Ächter zu machen, warf Metternich ein. Er habe den Kopf verwirkt, könne Gott danken, daß sie ihn noch verschonten.

„Du wirst deine losen Reden noch bereuen," drohte der Kurfürst, die Faust gegen Metternich schüttelnd. Wer ihn denn in die Acht getan habe? Das sei eine neue Mode, die höchsten Reichs- und Kirchenfürsten, wie wenn man in der Türkei wäre, zu ächten. Der Papst und der König von Frankreich würden seinen Widersachern den Kopf waschen.

Jetzt heiße es Maul halten, befahl Metternich. Wenn er noch weiter sperenziere, würde man andere Mittel ergreifen.

Er weiche der Gewalt, sagte der Kurfürst. Wiedmann sei Zeuge, daß ihm Gewalt angetan werde.

Ach Gott, jammerte Wiedmann, der Fürst könne doch nicht so fort, ohne seine Morgensuppe gegessen zu haben.

Werde gut tun, sich beizeiten das Hungern anzugewöhnen, höhnte Metternich.

Sie wollten warten, sagte Maillard, bis der Kurfürst einen Imbiß genommen hätte. Er solle sich aber sputen.

Wiedmann läutete, bestellte das Frühstück und beschwor Maillard und Metternich, sie sollten ihm erlauben, den Kurfürsten zu begleiten. Der Kurfürst inkliniere schon zum Alter, fange mit allerlei Gebrechen zu laborieren an, müsse doch als ein hochvornehmer Herr Bedienung haben. Die Majestäten würden gewiß einem hohen Kirchenfürsten nicht verwehren, was einem einfachen Edelmann in der Gefangenschaft zustände.

Der Kurfürst habe Leib und Leben verwirkt, entgegnete Maillard, könne nur auf Gnade Anspruch machen. Aber

es sei ihm bekannt, daß Wiedmann ein redlicher Mann und an den Exorbitanzien und Teufeleien seines Herrn unschuldig sei, wenn er es aus gutem Herzen tun wolle, so dürfe er ihn begleiten.

Wiedmann bedankte sich und machte sich mit der Morgensuppe zu schaffen. Nun sei ihm das Herz ein wenig leichter, sagte er, da er selbst für den Fürsten sorgen könne. Ob der Fürst nicht ein paar Krebsaugen in Wasser zu sich nehmen wolle.

Wiedmann scheine zu glauben, daß er sich alteriert habe, sagte der Kurfürst scharf mit einem bösen Blick auf seinen Diener. Er fühle sich heiter und wohlauf als einer, der im Recht sei. Die möchten zittern, die ein böses Gewissen hätten.

Sowie der Fürst gegessen hatte, wurde er nebst Wiedmann in eine Kutsche gesetzt und zunächst nach Luxemburg, dann nach Brüssel und endlich nach Wien geführt und gefangen gehalten. Durch diese Gewaltmaßregel behauptete der König von Frankreich, als Schutzherr des Kurfürsten von Trier, beleidigt zu sein, und nachdem er ein Bündnis mit Holland geschlossen hatte, erklärte er dem König von Spanien förmlich und feierlich den Krieg, nicht aber dem Kaiser, den er einstweilen nur mittelbar bekämpfen wollte.

An jenem Frühlingstage, als die Spanier in Trier einfielen, zog sich der Straßenkampf zuletzt beim Jesuitenkloster zusammen, hinter welchem die Franzosen sich verschanzt hatten und aufs äußerste verteidigten. Ihre Bitte um Einlaß, damit sie einen festen Platz gewännen, schlug der Profeß ab; aber er gestattete, daß einige Väter, unter denen Friedrich von Spee war, hinausgingen, um die Verwundeten beider Parteien beiseitezutragen und zu erquicken und den Sterbenden beizustehen. Ein schwerverwundeter Deutscher,

dem Spee Wasser einzuflößen versuchte, verlangte nach einem evangelischen Geistlichen; mit den Jesuiten wolle er nichts zu tun haben. Freundlich sich über den Sterbenden beugend, sagte Spee, er wisse nicht, wo ein evangelischer Feldprediger sei, könne jetzt auch nicht suchen; sie wären alle eines Gottes Kinder, der Soldat möge zulassen, daß er, Spee, mit ihm betete. Nein, stöhnte jener, den Kopf gewaltsam von der Wasserflasche wegwendend, jesuitisch gebetet sei schlimmer als geflucht. Mit der Erde sei es jetzt vorbei, so wolle er sich den Himmel nicht verscherzen. „Quäle dein Herz nicht mit Haß," bat Spee, „vergib deinen Feinden, damit Gott dir deine Sünden vergebe!" „Fort, du Teufel!" röchelte der Verwundete, indem er Spee mit seiner letzten Kraft zurückstieß und dann mit dem Kopf auf das Pflaster schlagend verschied. Spee betete bei dem Toten, drückte ihm die Augen zu, faltete seine Hände und ging traurig weiter.

Wie er sich unbekümmert zwischen den Kämpfenden bewegte, traf ihn eine Kugel an der Schulter, welche Verletzung anfangs für ungefährlich gehalten wurde, aber nach einigen Monaten seinen Tod herbeiführte.

Während seines langen Krankenlagers hielt ihm sein Beichtvater vor, er habe unrecht getan, indem er beim Einfall der Spanier sich auch der sterbenden Ketzer angenommen habe, ohne sie zu bekehren, ja sie sogar trotz ihres Irrglaubens der Gnade Gottes vertröstet habe. Spee entschuldigte sich damit, daß keine Zeit zum Disputieren gewesen wäre, worauf der Beichtvater erwiderte, es handle sich nicht um Disputieren, sie hätten sich vielleicht in der Todesangst bekehrt, wenn sie sonst keinen Beistand gefunden und die Hölle recht sichtbar vor Augen gehabt hätten. Das habe er sich nicht getraut, sagte Spee zaghaft, von der Todes-

angst der armen Leute zu profitieren. Der Beichtvater entrüstete sich. Man tue ihnen ja Gnade über Verdienst an, wenn man sie zur Kirche brächte, sagte er, sei es auch mit etwas Schleppen und Stoßen. Nun wären sie ja verdammt und voraussichtlich auf ewig in der Hölle, wo ihnen weit ärger zugesetzt würde, als mit ein paar Fußtritten oder Rippenstößen.

Spee schlug klagend die Hände vor sein abgezehrtes Gesicht, in das die dünnen grauen Haare fielen. Wenn er etwas an den Unglücklichen versäumt hätte, sagte er, so hoffe er, daß Gott es an ihm und nicht an ihnen heimsuche. Sein Gewissen irre vielleicht; er habe aber nicht besser entscheiden können.

Freilich irre das menschliche Gewissen, sagte der Beichtvater strafend, darum sei der Gehorsam da, wodurch Irrtum verhindert und den Schwachen fruchtloser Kampf erspart würde. Aber eben am Gehorsam habe es Spee von jeher gemangelt. Unter der Larve der Demut sei er eigensinnig, verstockt, selbstwillig, hochmütig, rebellisch. Er habe gesündigt, indem er sich nach der eigenen Vernunft habe regulieren wollen, und wenn er es nicht bereute, so müsse er ohne Absolution hinfahren und habe im Jenseits böse Folgen zu befürchten.

Christus sei doch aber für die Heiden gestorben, ohne ihnen zu fluchen, wandte Spee schüchtern ein.

Er wolle sich wohl gar mit Christus vergleichen! schalt der Beichtvater. Da sehe man, zu was für Freveln der Hochmut führe. Eben weil Christus für die Heiden gestorben sei, habe sich Spee dergleichen nicht anzumaßen, dergleichen sei viel zu hoch für ihn. Gott wolle von ihm nur das Opfer des Gehorsams; alles andere sei vom Teufel eingeblasen.

Spee atmete leichter, wenn er das Gesicht des Beichtvaters nicht mehr wie einen Felsklotz auf sich herunterdrohen sah.

Ja, einer Sünde war er sich bewußt; daß er als Jüngling, nachdem er ein Tier, einen armen kleinen Esel, unter den Schlägen seines Treibers hatte zusammenbrechen sehn, in ein Kloster gegangen war, um sich vor dem Anblick des Leidens der Kreatur zu schützen, und um ihn zu strafen, hatte Gott ihn bestimmt, allezeit und allerwärts Leiden zu sehen und mit zu leiden; so viel hatte er mitgelitten, daß es ihm war, als habe er sein Leben damit aufgezehrt und müsse sterben, weil ihm die Kraft zu leiden ausgegangen sei. Sollte es möglich sein, daß er irrte, wenn er zu helfen suchte? Griff er damit in Gottes Weltplan ein, der diese Leiden vielleicht angeordnet hatte? Was bedeutete denn auch eine helfende Hand unter tausend Händen, die quälten!

In seiner Erinnerung tauchten die Frauen mit blutigen Augen und von der Folter verkrümmten Gliedern auf, die er in Würzburg im Feuer hatte sterben sehn; um sich vor diesen Bildern zu retten, kehrte er den Blick nach dem Fenster, durch das er über einer bräunlichen Mauer den Sommerhimmel blitzen sah. Wenn er nur einmal noch, dachte er, vor der Stadt auf einer Wiese liegen könnte, von Himmel und Erde umschlossen, ein zitternder Staub in der Hand Gottes. Immer hatte er sich draußen in der Weite der göttlichen Liebe am nächsten gefühlt und unfehlbar gewußt, daß Gott mit ihm war, wenn er, so gut er es verstand und vermochte, denen half, die litten, und denen wehrte, die quälten.

Sehnsüchtig heftete er die trockenen Augen auf das Stückchen Himmel, das er funkeln sah wie das lockende Ufer der

Ewigkeit. Würde dort wieder Kampf und Leiden, oder würde dort der Friede sein? Was immer, er gab sich willig hin. Indem er die Hände faltete und die Augen schloß, wurde es in ihm licht und er fühlte sich hoch und höher hinauffliegen. Himmel und Erde schienen zu weichen und verschmelzend und verschwindend einer neuen strahlenden Hülle Raum zu geben, in die er wie eine aus dem Käfig erlöste Lerche freiheitberauscht und von den wiedererkannten Elementen fortgerissen stürzte.

Von Frankreich, das jetzt seine einzige Hilfsquelle war, ohne Unterstützung gelassen, entschloß sich Herzog Bernhard bitteren Herzens, das rechte Rheinufer zu verlassen. Nachdem er den an Oxenstiernas Stelle getretenen Vizedirektor des Bundes, den Rheingrafen Otto, nach Frankfurt geführt und den Magistrat ermahnt hatte, sich durch die vom Kaiser ausgeworfene Friedensangel nicht verlocken zu lassen, legte er nach Worms, Mainz und Kaiserslautern Besatzungen und trat den Rückzug an. In Frankenthal, wo ihn der von Heidelberg kommende Philipp Ludwig, Administrator der Pfalz, begrüßte, meldeten sich bei den beiden Fürsten einige Beamte und trugen ihnen vor, es stehe bei ihnen der Sarg mit dem Leichnam des Königs von Böhmen, den sie wegen der launischen Zeitläufte noch immer nach Heidelberg zu überführen gezögert hätten. Sie erbaten des Herzogs und des Pfalzgrafen Meinung, wie sie sich bezüglich desselben verhalten sollten, denn abgesehen davon, daß bei ihnen nicht das rechte Quartier für einen so erlauchten Fürsten aus uraltem Geschlechte sei, so stehe fast zu fürchten, daß er auch hier gestört werden und etwa von mutwilligen Feinden einen Schimpf empfangen könnte.

Das habe er nicht gewußt, sagte Herzog Bernhard, daß

der König seine Ruhestätte noch nicht gefunden habe; er wolle den Ort selbst in Augenschein nehmen.

Die Beamten führten ihn und den Pfalzgrafen zur Hauptkirche, wo der Küster eine Weile zwischen ungeheuren Schlüsseln kramte und dann einen hinter der Sakristei gelegenen Verschlag öffnete, in dem zwischen Kisten und Brettern der Sarg gefunden wurde. Gebückt in dem niedrigen Raume fuhr der Küster mit der Laterne über den Sarg, damit man die in das Zinn eingelassenen Namenszüge und das Gepräge auf den Petschierungen sähe. Das sei freilich keine würdige Stätte für eines Königs Sarg, sagte der Herzog die Brauen faltend.

Er sei hier wenigstens vor Unbilden sicher gewesen, sagten die Beamten, sie wären es aber wohl zufrieden, wenn der Herzog ihnen die Verantwortung abnähme. Man wisse ja nicht, was für Veränderungen bevorständen.

Nach einigem Besinnen sagte Bernhard, er hoffe, daß die Besatzungen, die er in die rechtsrheinischen Plätze gelegt hätte, sich hielten, bis er mit französischer Verstärkung zurückkäme. Er wolle aber nicht leugnen, daß die nächste Zukunft schwer und dunkel sei. Es sei fast kein Stand mehr im Reich, der nicht des Friedens um jeden Preis habhaft werden wolle. Man habe ihm schöne Worte ins Gesicht gesagt, aber er wisse wohl, wie es hinter seinem Rücken lauten werde. Feigheit und Schwäche schössen jetzt überall auf, und sein einziges Schwert könnte des Unkrauts nicht mächtig werden. So möchte es das beste sein, daß er den Sarg mitnähme und einstweilen in Metz oder Sedan verwahren ließe.

Das wolle ihm nicht in den Sinn, sagte Philipp Ludwig, daß seines Bruders Leichnam aus dem Reiche geführt würde; und die Beamten setzten zögernd hinzu, besser wäre

es wohl, wenn der arme Herr in Heidelberg bei seinen Vätern ruhen könnte.

Im Reiche sei jetzt keine Ruhestätte, sagte Bernhard finster. Es sei in diesem Kriege schon vorgekommen, daß man Kranke aus den Betten und Tote aus den Särgen gerissen hätte.

Wenn Bernhard nun unterwegs angegriffen würde, wandte der Administrator ein, so sei der Sarg vollends ausgesetzt und könne das heimatlose Gebein noch auf den wüsten Feldern verstreut werden.

Das wolle er über sich nehmen, entschied Bernhard. Er werde den Rückzug so ausführen, daß ihm keine Schuhsohle von der ganzen Mannschaft verloren ginge.

In Zweibrücken schloß sich dem weichenden Herzog der Pfalzgraf Johann II. an, nachdem seine Räte es für notwendig erklärt hatten, daß er sein bedrohtes Land verließe, um nicht in Feindes Hand zu fallen. Es war um Johanni, als der Pfalzgraf sich im Schlosse von den Räten verabschiedete. Es falle ihm schwer, sagte er, sein treues Volk zu verlassen; aber da es sein müsse, füge er sich und empfehle es ihnen und Gott.

Die Räte versicherten ihre Ergebenheit und fügten hinzu, Gott tue noch allezeit Wunder, und wenn der Sturm vorübergebraust wäre, kehrte der Pfalzgraf wohl vergnügt in ihre Mitte zurück.

Der Pfalzgraf, dem die Augen voll Tränen standen, gab jedem der Herren die Hand, was auch die Pfalzgräfin tat, die hinter ihrem Tuche schluchzte.

Der Pfalzgraf solle nur seine Gesundheit recht in acht nehmen, sagte der eine der Räte; er habe in der letzten Zeit merklich abgenommen.

„Das Alter und der Gram," sagte die Pfalzgräfin, in=

dem sie den Herren traurig zunickte. Auf dem Schloßplatz hatten sich viele Menschen angesammelt, um den Abreisenden Lebewohl zu sagen, und ein sauber gekleidetes Mädchen überreichte der Pfalzgräfin einen Strauß roter und weißer Rosen. Der Pfalzgraf wendete sich an die Umstehenden und sagte so laut er konnte, er lasse sie in der Obhut seiner Räte zurück und hoffte, sie würden ihnen gehorchen, wie wenn er selbst es wäre. Sie wüßten wohl alle, daß sein Sohn das Schwert ergriffen hätte, um sein Volk und den heiligen Glauben zu schützen, der ihnen von ihren Vätern überliefert wäre. Wenn etwa wider Verhoffen das Glück seinem Sohn abhold wäre, und wenn etwa auch ihm selbst etwas zustieße, so bäte und ermahne er sie, daß sie lieber Gut und Blut aufopferten als ihren Gott. Unter lautem Zuruf und Schluchzen der Menge bestieg das Paar die Kutsche, die sich langsam in Bewegung setzte. Da einige Stimmen „Auf Wiedersehen!“ riefen, schüttelte der Pfalzgraf mehrmals den grauen Kopf; er wollte etwas sagen, vermochte es aber nicht und deutete stumm mit der Hand nach dem Himmel.

Johann II. reiste nach Metz, während Herzog Bernhard in Saarbrücken blieb und Feuquières erwartete, der in seinem Auftrage nach Chaumont gegangen war, um das französische Hilfsheer unter dem Kardinal La Valette zur Eile anzutreiben. In dem Blick des Franzosen, der sich zögernd und besorgt auf Bernhard richtete, las dieser die Enttäuschung seiner letzten Hoffnung. So lasse ihn denn der König im Stich, sagte er bitter, so sei denn alles verloren. Er hätte es auch allein mit seinen geringen Kräften wagen wollen, dem Feinde den Proviant abzuschneiden und ihn dadurch aufzuhalten; aber seine Offiziere hätten es für unmöglich erklärt. Nun sei alles aus. Piccolomini und Gallas rück-

ten heran, Worms habe schon kapituliert, bald werde Kaiserslautern auch übergehen.

Feuquières sagte, er habe es an Briefen und Vorstellungen nicht fehlen lassen, um den Sukkurs zu befördern. Auch vom Hofe aus sei der Kardinal La Valette angewiesen, Bernhard schleunig zu Hilfe zu kommen.

Bernhard zuckte die Achseln und schwieg.

Es sei ihm schmerzlich, fuhr Feuquières fort, an einem Helden wie Bernhard den Ausdruck trostloser Gleichgültigkeit wahrzunehmen.

„Meine Seele ist drüben geblieben," sagte Bernhard, „und ich bin nur ein nachtwandelnder Körper, bis ich wieder drüben bin."

Feuquières sah erstaunt und bewegt des Herzogs nasse Augen. Ob er denn gewiß glaube, fragte er, mit dem Sukkurs etwas ausrichten zu können?

Ob er das glaube? rief Bernhard aufspringend. Er wisse es. Er habe nicht den geringsten Zweifel. Sein Plan sei für den Fall schon fertig, er wolle es Feuquières auf der Karte zeigen. Er würde dann augenblicklich wieder über den Rhein gehen, Frankfurt schützen, dem Feinde den Proviant abschneiden. Der Landgraf von Hessen und der Herzog von Lüneburg würden ihm die Hand reichen, er habe gewisse Nachricht, daß sie den Prager Frieden nicht annehmen wollten. Sein blasses Gesicht hatte sich gerötet, seine Augen leuchteten.

Er wünschte, sagte Feuquières, es gelänge ihm, dem König die Lage deutlich zu machen. Wenn der König nur völlige Sicherheit über Bernhards Anhänglichkeit hätte, so würde er gewiß nicht zögern, seine billigen Wünsche zu befriedigen.

„Ist es königlich," sagte Bernhard leidenschaftlich aus-

brechend, „mit einem Ertrinkenden um den Preis seiner Rettung zu feilschen?“ Was für Grund der König habe, an seiner Pflichttreue zu zweifeln? Er habe bisher geleistet, was er versprochen, ihn habe man im Stich gelassen. Verlassen und verraten sehe er sich gezwungen, in das schimpfliche Grab des Prager Friedens zu steigen.

Nein, sagte Feuquières, das dürfe nicht sein! Ob er denn nicht lieber die Freundeshand, die der König ihm huldvoll biete, ganz und ohne Vorbehalt ergreifen wolle?

Der Herzog warf einen Blick auf Feuquières, in dem Zorn, Stolz und Scham lag. Der König und er, sagte er, hätten ihre Interessen vereinigt: der König gebe das Geld, er seine Kraft und sein Blut. Übrigens sei er ein freier deutscher Fürst und verkaufe sich nicht.

Aufmerksam und nachdenklich betrachtete Feuquières den jungen Herzog; es kam ihm so vor, als sähe er eine Träne über sein mageres Gesicht schleichen.

Er, Feuquières, sagte er, sei ein treuer Diener seines Königs. Ob ihn Bernhard deswegen geringschätze? Ob Bernhard daran zweifle, daß er ihn liebe und sich glücklich schätzen würde, unter seinem Befehl zu kämpfen?

Nein, sagte Bernhard freundlich, er sei davon überzeugt. Feuquières habe viel für ihn getan, und er sei ihm Dank schuldig.

Nach etwa 14 Tagen konnte Feuquières dem Herzog melden, daß La Valette mit einem Sukkurs von 8000 Mann unterwegs sei; er sei bereit, dem Kardinal entgegenzureisen und ihn zu größerer Eile anzutreiben. Bernhard reichte dem Überbringer so erwünschter Nachricht beide Hände; nein, sagte er, das wolle er selbst tun, um sich mündlich mit La Valette zu verständigen. Feuquières schwieg verlegen und gestand endlich, er habe bereits viel darüber

nachgedacht, wie diese Begegnung zu gegenseitiger Satisfaktion eingerichtet werden könne. Den seltenen Fall, daß ein französischer Kardinal und ein deutscher Reichsfürst sich als Oberfeldherrn eines königlichen Heeres träfen, habe das Zeremoniell nicht vorausgesehen und nichts dafür festgesetzt. Er wolle Bernhard nicht verhehlen, daß die Furcht, der zu erhoffende Erfolg könne an dieser Schwierigkeit scheitern, ihm den Schlaf raube.

Bernhard besann sich einen Augenblick. Er sei bereit, sagte er langsam, in diesem Falle von seinen Rechten und Ansprüchen, wenn auch unvorgreiflich, etwas preiszugeben und dem Kardinal bei der Begrüßung den Vorrang zu lassen. „Das wird die bitterste Frucht nicht sein, die dieser Baum trägt," setzte er hinzu.

„Der Lorbeer ist bitter," sagte Feuquières.

Bernhard nickte schweigend. Würden ihm seine Taten Lorbeer tragen? Wußte er, was für ein Reis er eingrub, hastig, zu Pferde, um Mitternacht? Gott würde sein Herz und seinen Willen ansehen. Hatte er nur wieder ein Heer hinter sich und ein Schwert in der Hand, so wollte er auch Fluch und Unheil zum Segen wenden.

Die Akten des Schaffgotschen Prozesses riefen große Enttäuschung in Wien hervor, indem durchaus nichts Neues und Erhebliches über die Wallensteinische Sache zutage gefördert worden war, und die Verteidigung alle Anklagen so geschickt zurückgewiesen hatte, daß vielmehr der Vorwurf am Kaiser hängen blieb, als habe er die bezichtigten Offiziere gleichsam selbst zu Schuldigen gemacht, dadurch, daß er Wallenstein zu große Macht eingeräumt hätte. Der Kaiser sprach sich sehr beunruhigt aus: man habe ihm so viel von Briefen und Schriften gesagt, aus denen die höllische

Verschwörung offensichtlich hervorginge, er warte aber noch immer darauf und es werde inzwischen böswilliger Verleumdung, als habe er einen treuen, verdienten Diener hinterrücks umbringen lassen, Tür und Tor geöffnet. Er wisse gar nicht mehr, woran er sei; ob es denn etwa gar nicht an dem sei, daß der Wallenstein ihn von Land und Leuten bringen und mit seinem ganzen Hause habe ausrotten wollen?

Schlick und Slawata trösteten: durch die Diener des alten Terzky werde noch vielerlei an den Tag kommen; Schaffgotsch sei leider ein verstockter Bösewicht, mit dem zu glimpflich umgegangen würde. Es liege ja auch schon kaiserliche Verordnung vor, die Schärfe gegen ihn zu gebrauchen, und es sei unbegreiflich, warum man damit angehalten hätte. Wegen der Folter hatte der Kaiser Bedenken: ob es üblich sei, sie anzuwenden, wenn einer schon zum Tode verurteilt sei, und Schaffgotsch sei doch von altem Adel, sogar mit Fürsten verschwägert. Er wolle Gutachten darüber einholen, sagte Schlick, Unrecht solle ihm nicht geschehen.

Infolgedessen erhielt Götz, der Präsident des Gerichtshofes in Regensburg, das den Grafen Schaffgotsch zum Tode verurteilt hatte, einen Brief Schlicks: der Prozeß befriedige dieserorts durchaus nicht, sei schlampig geführt, der Kaiser habe ein ganz anderes Ergebnis erwartet, es müsse durchaus noch etwas über die Rebellion beigebracht werden, namentlich über des Friedländers hochverräterische, mörderische Absichten. Käme man anders nicht zum Ziele, müsse zur Folter geschritten werden, womit man nicht so lange hätte warten sollen. Durch den Schaffgotsch könne am ehesten Licht in den höllischen Abgrund fallen, die Gelegenheit dürfe nicht vorübergelassen werden, es könne sonst vielen hohen Personen Schaden daraus erwachsen.

Götz warf den Brief ärgerlich auf den Tisch und fuhr sich durch die Haare. Wenn er das gewußt hätte, sagte er zu seinem Diener, so hätte er sich niemals mit dieser Schweinerei eingelassen. Sie schienen ihn in Wien für einen Henker zu halten. Dergleichen wäre nicht für einen redlichen Kavalier. Sie sollten selber melken, wenn sie Blut saufen wollten.

In der Stadt, sagte der Diener, sei der Verurteilte ungemein beliebt; viele Frauenzimmer und auch Männer hätten seinetwegen Trauer angelegt.

Ja, die Regensburger, das wären alle Galgenvögel, brummte Götz. Der Schaffgotsch sei auch ein Verräter, und es geschehe ihm ganz recht, wenn nur er seine Hand nicht dabei im Spiel haben müßte; er sei ein schlechter Kriegsmann, wolle mit den Schreibersachen und dem Malefizwesen nicht beladen sein.

Auf den erhaltenen Befehl hin wurde Schaffgotsch am vorletzten Mai aus seiner Wohnung auf der Heide nach dem Rathause gebracht, wo die Tortur vorgenommen werden sollte. Dem Konstantin von Wegner, der neben Schaffgotsch in der Kutsche saß, schlugen die Zähne aufeinander; das könne nichts Gutes zu bedeuten haben, sagte er. Wegner meine doch nicht etwa, sagte Schaffgotsch, daß die Schufte ihn meuchlings abstechen wollten? Dann würde er sich zur Wehr setzen! Er wolle sein Blut teuer verkaufen!

Ach Gott, nein, sagte Wegner, daß meine er gewiß nicht. Aber es sei doch ein übles Zeichen, daß sie so mitten in der Nacht auf das Rathaus gebracht würden.

Ein paar Tage darauf wurde der Graf bei Anbruch der Nacht in den Keller geführt, um noch einmal verhört und gefoltert zu werden.

Als er nach Verlauf von drei Stunden wieder herauf-

gebracht wurde, stand Wegner mit bleichem Gesicht auf dem Flur, einen Krug Bier in der Hand, den er seinem Herrn reichte.

Schaffgotsch schluchzte und keuchte, er konnte sich kaum auf den schlotternden Beinen halten, und Wegner mußte ihm helfen, den Krug zum Munde zu führen. „So haben sie mich zugerichtet, die Schufte!" stieß er, halb schreiend, halb schluchzend hervor, „ich bin nichts mehr als ein stinkendes Stück Fleisch für den Schindanger." Wegner führte ihn in sein Zimmer, brachte ihn zu Bett und saß die Nacht durch am Bette des Fiebernden. Er leide das um des Evangeliums willen, sagte er zu ihm, Gott werde es ihm im Himmel lohnen.

Als sich Schaffgotsch nach einigen Tagen wohler fühlte, sagte er zu Wegner, im Grunde sei es gut und wohl ein Werk der Vorsehung, daß sie ihn gefoltert hätten; denn da er nichts bekannt habe, sei doch seine Unschuld nun klar erwiesen und müsse der Kaiser ihn begnadigen, wenn anders er nicht als ein grausamer, despotischer Nero vor der ganzen Welt bloßgestellt sein wollte.

Ach Gott, sagte Wegner; was er denn mit diesem zertretenen Leib, wenn er ihm auch geschenkt würde, anfangen wollte? Er habe ja anfangs selbst gesagt, wenn er in Henkers Hand gewesen und entehrt sei, sehe er sich schon als einen Toten an.

Das habe er in Wut und Scham so herausgesagt, erwiderte Schaffgotsch, dessen Augen ein paar in der stillen blauen Luft spielenden Schmetterlingen folgten; aber des Kaisers Wort könne ihn ja auch wieder ehrlich machen. Er müsse doch um seiner Kinder willen nach dem Leben trachten. Oder ob Wegner es ihm nicht gönnte?

Er wäre jede Stunde bereit, sagte Wegner, sein Leben

hinzugeben, wenn er damit seines Herrn Leben und Ehre erkaufen könnte.

Ja, ja, er wisse das, sagte Schaffgotsch, indem er ihm die Hand reichte. Er könne ihm seine Treue nie vergelten, müsse es Gott überlassen.

Daß er ihm diente, sagte Wegner, geschehe nicht um des Lohnes willen, sondern aus Liebe; und aus Liebe bitte er Schaffgotsch, er solle sich nicht einbilden, der Kaiser würde ihn begnadigen; denn es sei vom ersten Tage an beschlossen gewesen, ihn aufzuopfern.

Aber die anderen Angeklagten wären doch auch nicht zum Tode verurteilt, wandte Schaffgotsch ein, und sogar der Freiberg, der in offener Rebellion gegen den Kaiser ausgebrochen wäre, sei straflos ausgegangen.

Freilich der, sagte Wegner, der sei auch katholisch geworden, desgleichen der Kanzler Eltz.

Und der König von Polen, fuhr Schaffgotsch fort, habe sich doch zum zweiten Male für ihn verwendet.

Der sei in Wien nicht mehr gut angeschrieben, erklärte Wegner, da er Frieden mit Schweden machen wolle.

Schaffgotsch schwieg und spielte nachdenklich mit den Ringen, die lose auf seinen abgemagerten Fingern saßen.

Einige Tage später erhielt er auf seine Bitte Besuch von zwei Jesuiten, die lange bei ihm blieben und auch am folgenden Tage wiederkamen. Als sie fort waren, machte Wegner ihm Vorstellungen. Was das zu bedeuten habe? fragte er. Schaffgotsch wolle doch seine Seele nicht dem Teufel verhandeln?

Törichtes Geschwätz! sagte Schaffgotsch unwillig errötend. Er habe die Leute kommen lassen, um sich ein wenig die Zeit zu verkürzen. Wegner könne sich wohl denken, wie langweilig und schwer der Tag ihm würde.

So könne er um einen evangelischen Prediger bitten, sagte Wegner, das würde ihm sicherlich gestattet werden.

Was die sagten, wisse er ohnehin, sagte Schaffgotsch schmollend, er habe einmal etwas Neues hören wollen. Das Disputieren mit den Jesuiten habe ihn gut unterhalten.

Nein, nein, beharrte Wegner, das sei eine vom Teufel gelegte Schlinge. Man könne so leicht Schaden nehmen, ohne daß man es wisse. Gott prüfe die Menschen ohnehin durch Versuchungen, man solle sie nicht noch selbst aufsuchen. Die ausgepichten, verzweifelten Krokodilsnasen gingen mit solchen Listen und Tücken um, daß ein unbehütetes Herz sich leicht darin fangen könnte.

Wegner sehe ihn auch gar für ein Kind an, sagte Schaffgotsch; er wisse wohl, was er tun und lassen müsse.

Wegner warf sich vor seinem Bett auf die Knie und faltete die Hände. Bei seinen Eltern und bei seinen Kindern, um Gottes willen beschwöre er ihn, auszuharren. Es ergehe jedem Judas, wie es dem ersten ergangen sei, daß er seines Blutgeldes nicht genießen könnte. Unwiderruflich müsse Schaffgotsch sterben; wenn er sich von den Jesuiten fangen ließe, würde er nur seinen Feinden Triumph, sich selbst keine Gnade verschaffen. Wie unermeßlich dann sein Elend sein würde, wenn er seinen Gott verraten hätte und auf Erden und im Himmel verdammt in den Tod gehen müßte!

Schaffgotsch legte seine Hand auf die Schulter des Knienden. Er sei ja kein Abtrünniger, sagte er. Er habe ganz gewiß nichts Unrechtes vorgehabt, als er die Jesuiten habe rufen lassen. Er wolle ihnen aber künftig den Zutritt verbieten und, wenn es nicht anders sein könne, sich auf den Tod vorbereiten.

Die Herren, die Schaffgotsch das vom Kaiser bestätigte

Todesurteil zu überbringen und ihm die Stunde seiner Hinrichtung anzuzeigen hatten, und die sein Zimmer zögernd und beklommen betraten, wurden durch die Freundlichkeit, mit der er sie empfing, überrascht und bewegt. Sie sollten nicht fürchten, sagte er zu ihnen, daß sie ihm unwillkommene Botschaft brächten. Er habe den Abschied von der Welt genommen und sei mit seiner Seele schon drüben. Wenn er bedächte, was für Hoffnungen, Sorgen und Wünsche ihn sonst umgetrieben und bedrückt hätten, so dürfe er behaupten, daß sein Gemüt noch nie zuvor so frei und leicht gewesen sei.

Auf seine Frage, wo er sterben solle, war die Antwort, Graf Götz habe bestimmt, wenn er, Schaffgotsch, es wünsche, so solle der Platz im Hofe des Rathauses hergerichtet werden.

Nein, rief Schaffgotsch lebhaft, er wolle nicht in einem dumpfen Hauswinkel abgetan werden. Unter dem hohen Himmel und der lieben Sonne wolle er sterben.

So solle es auf dem Platz geschehen, der „Auf der Heide" genannt würde, sagten die Herren, dem Gasthof zum Goldenen Kreuz gegenüber.

Ja, so sei es ihm recht, sagte Schaffgotsch, und sang mit halber Stimme ein Soldatenlied: Im Kampf auf grüner Heide, da stirbt sichs gut. Ein wenig anders habe er sichs vorgestellt, setzte er lächelnd hinzu; aber wie Gott es füge, so sei es recht.

Den Herren wurden die Augen naß. Wenn man den Herrn Grafen reden hörte, sagten sie, so möchte man sterben, um auch einer so himmlischen Seelenruhe teilhaftig zu werden.

Graf? wiederholte Schaffgotsch. Damit sei es aus, er sei in Henkers Hand gewesen. Jetzt müßte er warten, ob Gott ihm einen neuen, besseren Adelsbrief ausrichtete. Übrigens aber sollten die Herren sich nicht den Tod wünschen,

sondern ausharren, bis Gott ihn verhänge und bis dahin ihre Pflicht tun.

Die letzten Tage vergingen Schaffgotsch im Gespräch mit einem evangelischen Prediger und mit Wegner, dem er seine bis jetzt getragenen Schmucksachen für seine Kinder anvertraute. Ihm selbst gab er einen Ring, den er sich vom Finger zog. Das sei ein schlechter Dank für Wegners Liebe und Treue, sagte er, indem er ihn küßte; aber er hoffe, seine Kinder würden es abtragen. Mit dem Abschiedsbrief, den Schaffgotsch an seine Kinder schrieb, war Wegner nicht zufrieden. Er müsse es eindringlicher machen, sagte er, daß sie sich nicht von ihrem Glauben abbringen ließen. Es würden ihnen jetzt Schlingen und Fallen gelegt werden, und sie wären junge Waisen; ihres sterbenden Vaters Wunsch würde ihnen heilig sein.

Wenn er dergleichen schriebe, sagte Schaffgotsch, so besorge er, der Brief würde ihnen nicht eingehändigt werden.

Er könne den Brief ihm geben, sagte Wegner, er getraue sich wohl, ihn davonzubringen. Allein Schaffgotsch ging nicht darauf ein. Daß er für seinen Glauben den Tod leide, sagte er, sei seinen Kindern Beispiels genug. Wenn das nichts fruchtete, so vermöge ein geschriebenes Wort auch nichts.

Am Tage der Hinrichtung, es war der 23. Juli, erwachte Schaffgotsch fröhlich. So wohl sei ihm an seinem Hochzeitstage nicht gewesen, sagte er, Wegner solle ihn herrichten, daß er einem Bräutigam gleichsehe. Während Wegner ihm seine beste schwarze Kleidung und einen Koller von Elenshaut mit schwarzseidenen Ärmeln anzog, erzählte er, die Stadt sei voll Trauer und Klagen, als ob sie ihr liebstes Kind verlieren sollte.

Er wolle es den guten Leuten danken, sagte Schaffgotsch, und grüßte, bevor er in den Wagen einstieg, mit der Hand

nach den Fenstern, wo er teilnehmende Gesichter sah. Wie er im Goldenen Kreuz, wo der Gerichtshof tagte, die Treppe hinaufstieg, um der Verlesung seines Urteils beizuwohnen, schlug ihm das Herz vor Erwartung; allein die Begnadigung, die ihm immer noch im Sinn gelegen hatte, blieb aus. Er trat dicht an den Tisch heran und sagte mit lauter Stimme, er wisse, und Götz wisse es auch, daß er nicht schuldiger sei als die andern. Den Tod müsse er jetzt erleiden und tue es gern; aber er lade Götz zum Jüngsten Gericht vor Gottes Stuhl: da wollten sie es ausmachen.

Götz, der sich mit einem kühlen Trunk auf den peinlichen Augenblick vorbereitet hatte, erblaßte und suchte vergebens ein Wort der Erwiderung; er blickte hilfesuchend um sich und wies mit unsicherer Hand nach der Tür, als Schaffgotsch sich schon zum Gehen gewendet hatte. Dieser sprang rasch die Treppe hinunter und ging erhobenen Hauptes dem Ausgang zu, wo die Wache den Degen vor ihm senkte. Ein anmutiges Lächeln erhellte sein Gesicht, indem er grüßte und dankte. „Sie sehen mich doch noch für einen Edelmann an," rief er Wegner zu, der auf ihn gewartet hatte und ihn zum Schafott begleitete.

Sowie sein Kopf gefallen war, legten ihn Wegner und andere Diener des Toten in einen Sarg und trugen ihn in das Haus zum Blauen Krebs, wo die Dienerschaft mit Ausnahme Wegners wohnte. Von dort aus begruben sie ihn des Nachts bei der Dreifaltigkeitskirche, und evangelische Frauen, namentlich die österreichischen Exulantinnen, bestreuten das Grab mit Blumen.

Auf hartgefrorenen Wegen reisend, traf Wolfgang Wilhelm grollend in Wien ein und trug dem Vizekanzler vor, wie sehr das Verfahren des Kaisers ihn enttäusche, und daß

er endlich wissen möchte, ob der Kaiser ihn als Feind oder Freund ansehe. Der Mansfeld und der Piccolomini, die der Kaiser ihm über den Hals geschickt hätte, wären in seinem eigenen Lande wie die Herren aufgetreten und hätten über seinen Kopf weg regiert, als ob er ein Missetäter oder kindisch und unvermögend wäre; sie hätten ihm das Heer abspenstig gemacht, seine treugebliebenen Offiziere ihm zum Tort niedergeschossen, und an seinen Untertanen wie Blutegel gesogen, bis sie voll abgefallen wären. Sein Stammland Neuburg habe er jetzt, als er durchgereist sei, wüst und leer gefunden, als ob die Sündflut es abgewaschen hätte. Die ehemals reichsten und angesehensten Bürger wären wie Bettler vor ihm aufgezogen und hätten ihm Greuel vorgetragen, daß auch ein steinernes Herz darüber bluten müßte. Die entmenschten Soldaten hätten sich nicht begnügt, den armen Pöbel zu mißhandeln, sondern auch den Landmarschall und Oberjägermeister Hartenstein umgebracht und dem siebzigjährigen Freiherrn von Graveneck beide Hände abgehauen, die er flehend zu ihnen aufgehoben hätte, welche Herren noch dazu Katholiken gewesen wären.

Ach Gott, sagte Strahlendorff, wenn man alle Klagen der Art sammeln wollte, so möchte man das kaiserliche Archiv damit anfüllen. Kriege könnten nun einmal nicht mit Handschuhen geführt werden, und das würde doch Wolfgang Wilhelm nicht behaupten, daß der Kaiser schuld am Kriege trüge?

So weit wolle er sich nicht einlassen, sagte Wolfgang Wilhelm, er wisse nur so viel, daß er, Wolfgang Wilhelm, nicht nur keinen Krieg angezettelt, sondern stets und überall seine Friedensliebe beteuert hätte.

Eben dadurch habe er den Feinden des Kaisers Vorschub geleistet, sagte Strahlendorff. Er zweifle nicht an Wolf-

gang Wilhelms aufrichtig katholischem Herzen, denn Graf Mansfeld habe dem Kaiser geschrieben, daß Wolfgang Wilhelms katholische Frömmigkeit ihn bis zu Tränen gerührt habe; aber an wen der Kaiser sich denn halten solle, wenn nicht an die treugebliebenen katholischen Reichsglieder? Wie man sonst der zahlreichen, übermütigen Feinde und Rebellen Herr werden sollte?

Dagegen zählte Wolfgang Wilhelm auf, was für Zurücksetzungen er seit Jahren vom Kaiser erfahren hätte: in der Besitznahme des Herzogtums Jülich-Berg, worauf er allein begründete Rechte, und wovon Brandenburg einen schönen Teil ganz usurpatorisch abgerissen hätte, sei er vom Kaiser nicht unterstützt worden; er könne auch nicht unerinnert lassen, daß der Kaiser die pfälzische Kur Bayern übertragen habe, die nach uraltem Recht und Herkommen ihm zustehe. Er wolle nun sehen, wie der Kaiser sich in der Zweibrückenschen Sache verhalten werde. Sein junger Schwager, Pfalzgraf Friedrich, habe sich nicht zurückhalten lassen, in französischen Dienst zu treten, und führe die Waffen gegen den Kaiser, was ihm, als dem nächsten und doppelten Verwandten, herzlich leid sei, und was er gern verhindert hätte. Wenn nun etwa der Kaiser Zweibrücken als verwirktes Lehen einzöge, so werde er hoffentlich ihn, Wolfgang Wilhelm, nicht wieder übergehen, sondern es ihm übertragen, der unzweifelhaft das nächste Anrecht darauf habe. Wenn der Kaiser sich darin gerecht zeigte, so habe er auch im Sinn, sich als treuer Fürst finden zu lassen.

Strahlendorff versicherte, daß der Kaiser sich gänzlich nach den Vorschriften der Goldenen Bulle richten würde. Übrigens sei der Kaiser hocherfreut, Wolfgang Wilhelm in Wien begrüßen zu dürfen, und hoffe, der Besuch solle sie inniger miteinander verknüpfen.

Wolfgang Wilhelm horchte auf und benutzte die Gelegenheit, um über die Heirat seines Sohnes etwas einfließen zu lassen. Was für Pläne denn der Kaiser in bezug auf seine Tochter hätte? fragte er. Er habe in der Heimat auch seine Sorgen. Der Kurfürst von Brandenburg habe es wegen einer Tochter auf seinen, Wolfgang Wilhelms, Sohn abgesehen und möchte auf die Art seine vermeintlichen Ansprüche auf Jülich-Berg effektuieren. Er sei jedoch einstweilen nicht darauf eingegangen, weil er eine katholische Heirat für seinen Sohn wünschte, der auch selbst in diesem Sinne ein Gelöbnis abgelegt hätte.

Strahlendorff antwortete, die Erzherzogin Maria Anna sei jetzt allerdings 25 Jahre alt, und es könne am Ende wohl an eine Heirat gedacht werden. Auch fühle der Kaiser sich alt werden und gehe damit um, seine Kinder zu versorgen; aber es dürfe ein Punkt, der das Herz des Kaisers angehe, nur mit Vorsicht berührt werden, biete sich jedoch eine Gelegenheit, wolle er nicht verfehlen, das kaiserliche Herz zu erforschen.

In Wahrheit war über die Hand der Erzherzogin bereits zugunsten des verwitweten Kurfürsten von Bayern verfügt, und sollte diese Heirat Ausdruck und Bekräftigung des erneuerten Zusammenschlusses der beiden Vettern Ferdinand und Maximilian sein. Als die Tatsache Wolfgang Wilhelm zu Ohren kam, der sich nun wiederum durch Maximilian ausgestochen sah, wollte er in der ersten Erbitterung sogleich abreisen; aber er überlegte sich, daß er dadurch nur seine Enttäuschung verraten und daß er besser tun würde, zu bleiben und bei der Hochzeit der Braut in seiner Person vorzuführen, wie ein wahrhaft großer, pompöser und galanter Fürst beschaffen sein müsse, und sie samt Bräutigam und Vater dadurch zu beschämen. Indessen auch diese Absicht

mußte er aufgeben; denn da, wie er in Erfahrung brachte, die Verteilung der Plätze unter Benachteiligung seines Ranges vorgenommen war, beschloß er, der Festlichkeit fernzubleiben, um seiner Würde keinen Abbruch leiden zu lassen.

Auch die jüngere Schwester der Braut, Cäcilie Renate, hatte ihre Bedenken wegen der Heirat und fragte am letzten Abend, als die Schwestern zu Bett gingen und ihrer Gewohnheit nach miteinander schwatzten, ob es Maria Anna nicht grause, weil der Bräutigam gar so alt und streng sei.

Was ihr einfalle! antwortete Maria Anna ein wenig empfindlich; ein Alter sei ihr lieber als ein milchbärtiger Geck, und es gefalle ihr ganz wohl, wenn ein Herr streng sei, daß einen jezuweilen Furcht überlaufe.

Ja, sagte Cäcilie Renate, wenn einer zornig würde! Aber dazu sei der Oheim Maximilian doch viel zu trocken und sauertöpfisch. Sie könne sich noch gut erinnern, als er vor einigen Jahren in Wien gewesen sei, wie Maria Anna selbst gesagt habe, sie getraue sich nicht, ihn anzureden, weil er eine so finstere Miene habe.

Damals sei sie noch fast ein Kind gewesen, sagte Maria Anna, und seit er ihr Bräutigam sei, führe er sich auch anders auf, sei recht artig und vertraulich. Sie wolle viel lieber einen, der grämlich und langweilig sei, als einen, der sich vollsaufe, wie so viele täten. Ihr Bräutigam saufe nicht und habe überhaupt kein Laster, sei der tugendhafteste Fürst in der Christenheit.

Er solle doch aber so geizig sein, meinte Cäcilie Renate, man bekomme nicht satt bei ihm zu essen, sie habe es von der Kammerfrau, die bei der seligen Kurfürstin im Dienst gewesen sei. Überhaupt solle es in München recht bäurisch zugehen.

Was das betreffe, sagte Maria Anna mit Bezug darauf,

daß über eine Heirat ihrer Schwester mit ihrem Vetter, dem polnischen Prinzen Ladislaus verhandelt wurde, so sei sie froh, daß sie nach Bayern käme und nicht unter die ungewaschenen Polen müßte, die sauren Rahm und schwarzes Brot fräßen, keine Leintücher hätten und mit Stiefeln und Sporen zu Bette gingen.

Oh, sagte Cäcilie Renate errötend, das stelle sie sich wundervoll vor, einen Mann, der mit den Stiefeln zu Bette ginge! Das habe etwas Heroisches.

Nein, es wäre nicht ihr Geschmack, sagte Maria Anna; da möchte sie noch lieber in ein Kloster gehen, wo man so gemütlich und fast wie die Heiligen lebte.

Ach freilich, sagte Cäcilie Renate nach einer Pause gedankenvoll, so leicht könne es einem in der Welt nicht werden, das habe ihnen ja der Vater auch immer gesagt. Lieber möchte sie auch ins Kloster gehen als heiraten.

Für sie wäre es vielleicht auch besser, sagte die ältere Schwester gutmütig, da sie zart und schwächlich sei. Sie, Maria Anna, sei gesund, werde es mit Gott aushalten.

In einem abseits liegenden Hause in Zweibrücken stand eine Frau an einer Bütte und wusch, während zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, auf einer Bank hinter dem Ofen lagen und schliefen. Durch Regen und Wind hörte die Frau plötzlich ein Klopfen an der Fensterscheibe und tastete sich durch das dunkle Zimmer, um zu sehen, wer da sei. Sie solle nicht erschrecken, rief eine leichte Kinderstimme, es sei nur die kleine Lise da, des Besenbinders Enkelkind; sie habe im Walde Reisig und Bucheckern für den Großvater gesucht und sei nun so müde, daß sie nicht mehr von der Stelle könne; ob sie sich ein Viertelstündchen ausruhen dürfte? Die Frau ließ das Mädchen eintreten

und bückte sich dicht über sie, um sie zu betrachten. Ja, sie solle nur dableiben, sagte sie dann, in der Kammer stehe ihr Bett, da dürfe sie schlafen. Das Mädchen dankte erschrocken, es sei ja genug, wenn sie in einem Winkel ein wenig rasten dürfte; aber die Frau beruhigte sie: sie selbst müsse noch waschen, und die Kinder lägen hinter dem Ofen, sie, die kleine Lise, zittere ja vor Nässe und Kälte am ganzen Leibe, sie solle ins Bett. Dabei faßte sie das Mädchen am Arm, um sie in die anstoßende Kammer zu ziehen. Der Kleinen wurde es plötzlich bange. Ob sie nicht bei den Kindern hinter dem Ofen liegen dürfe? fragte sie. Ach nein, sagte die Frau, da sei kein Platz mehr für sie. Sie solle ins Bett kriechen, es sei auch noch ein kleines Stück Brot da, das wolle sie ihr geben, weil sie so durchnäßt und erfroren sei, Gott würde es ihr lohnen.

Als die Frau zurückkam und hinter den Ofen blickte, hatte sich das kleine Mädchen halb aufgerichtet und starrte die Mutter mit großen Augen an. Warum sie das fremde Mädchen in die Kammer gebracht hätte? fragte sie. Sie solle schlafen, entgegnete die Frau, was sie das angehe?

Und warum die Mutter dem fremden Mädchen ihr letztes Stücklein Brot gegeben hätte? fragte das Kind weiter; sie hätten doch selbst so großen Hunger.

Sie würde es schon wieder einbringen, sagte die Frau mit einem leisen Lachen. Wie sie das meine? fragte das Kind, die Frau am Rock fassend. Und warum sie vorhin, als sie aus der Kammer gekommen wäre, gemurmelt hätte: das Mädchen habe ihr der Herrgott ins Haus geschickt?

Die Frau zog ihren Rock aus der Hand des Kindes und befahl ihr flüsternd, indem sie drohend die Faust erhob, ruhig zu sein, damit der Bruder nicht aufwache. Das Kind zog sich in seinen Winkel zurück und verfolgte mit den Augen

in der Dunkelheit die Mutter, wie sie erst an einen Kasten ging, dann sich vor eine Truhe kniete und einen starken Strick herauszog, dessen Länge sie prüfte, dann an die Kammertür ging und horchte. Es konnte sich nicht mehr zurückhalten, lief zur Mutter hin und fragte, was sie vorhabe? Sie wolle ja dem fremden Mädchen etwas zuleide tun. Die Frau befahl dem Kinde Schweigen. Es sei jetzt ein Lamm im Stall, flüsterte sie, das wolle sie schlachten, damit sie morgen einen Braten hätten.

Nein, nein, schluchzte das Kind, es wolle keinen Braten essen. Die Mutter hätte dem Mädchen das Brot nicht geben sollen.

So? sagte die Frau. Aber das Häslein habe ihnen doch geschmeckt, das sie letzthin gebraten habe?

Ja, das Häslein, sagte das Kind. Die Mutter solle wieder ein Häslein im Walde fangen. Das Häslein sei auf zwei Beinen gelaufen, sagte die Frau, und sei der Bub gewesen, mit dem sie damals in den Wald gegangen sei. Wenn sie jetzt stillschwiege, bekäme sie morgen etwas zu essen. Oder ob sie alle zusammen verhungern wollten?

Die Kleine kroch wieder hinter den Ofen und klammerte sich an ihren schlafenden Bruder. Ihr Herz klopfte stark, und sie zog die Decke über ihr Gesicht, während sie zugleich horchte. Als sie ein Wimmern aus der Kammer vernahm, fing sie zu weinen an und stopfte sich die Decke fester in die Ohren. Noch eine lange Weile lag sie vor Angst zitternd wach, dann überwanden sie Müdigkeit und Schwäche, daß sie einschlief.

Auf einem Herrenhof an der Weser hatte Knyphausen eine Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohn Wolf von Lüdingshausen, dem Kommandanten der Festung Minden

im Dienste Herzogs Georg von Lüneburg. Lüdingshausen war voll Staunen, als er vernahm, daß Knyphausen wieder eine Bestallung angenommen habe. In seinem Alter, sagte er, sich wieder eine solche Last auf den Buckel zu schnallen, nachdem er es ein für allemal verschworen gehabt habe! Der französische Gesandte müsse eine geschwinde Zunge haben, daß er ihn so überrumpelt habe!

Ach was, Zunge, sagte Knyphausen, einen vollen Beutel habe er. Er, Knyphausen, sei kein solcher Gimpel mehr, sich mit glatten Worten fangen zu lassen. Dann komme dazu, daß es ihn freue, dem Herzog Georg einen Tort zu tun.

Ob es denn Georg wirklich aufrichtig mit dem Kaiser halten wolle? fragte Wolf von Lüdingshausen. Es verlaute doch, es sei ihm nicht Ernst und er erwarte nur eine Gelegenheit, wieder zu den Schweden abzuschwenken.

Einstweilen tue er ihnen aber Abbruch, wo er könne, sagte Knyphausen heftig, hätte dem Kaiser alle seine Regimenter zugeführt, wenn er Geld genug gehabt hätte. St. Chaumont habe einen Haß auf ihn, Oxenstierna desgleichen, werde sich nie wieder von ihm nasführen lassen. Er, Knyphausen, hoffe nur, daß sein Schwiegersohn sich nunmehr auch von ihm trennen werde.

Lüdingshausen geriet in Verlegenheit. Das sei leichter gesagt als getan, erwiderte er. Er habe nun einmal dem Herzog den Eid geleistet; daß der Herzog es jetzt mit dem Kaiser halte, ändere daran nichts, ohnehin könne es leicht wieder anders kommen.

Je dringender Knyphausen auf seinen Schwiegersohn einredete, desto fester versteifte sich dieser in seiner Meinung. Er sei gesonnen, sich in diesem Dilemma an das Nächste zu halten und bei seiner Soldatenpflicht zu bleiben.

Tue ers nicht, könne der Herzog sich empfindlich an ihm rächen.

Nun, so wolle er ihm denn sagen, fuhr Knyphausen zornig heraus, daß er St. Chaumont, dem französischen Gesandten, sein Wort verpfändet habe, Lüdingshausen werde ihm die Festung Minden übergeben. Wenn Lüdingshausen sich nicht dazu verstehen wolle, mache er ihn, seinen Schwiegervater, ehrlos.

Lüdingshausen fiel mit bleichem Gesicht in seinen Stuhl zurück und blieb eine Weile starr wie an allen Gliedern gelähmt; dann fuhr er sich mehrmals mit zitternden Händen über die Stirn und durch die Haare. Ob das Ernst oder Scherz sei? stammelte er endlich. Und was denn daraus werden solle?

Wenn Wolf vernünftig sei, könne etwas sehr Gutes daraus werden, sagte Knyphausen. Wegen Herzog Georg müsse er sich keine Gedanken machen, der habe es wahrlich nicht verdient. Ob denn Georg gegen die Schweden anders gehandelt habe? Schon den großen König Gustav habe er bei Lützen im Stiche gelassen, und nun habe ers dem Oxenstierna nicht besser gemacht. Viel tausend ehrlicher Soldatenherzen wolle er dem jesuitischen Kaiser in die Hände spielen! Es nehme ihn wunder, daß Lüdingshausen Ritterehre und Seelenheil so wie einen schmutzigen Pfennig von einer Hand in die andere sollte wandern lassen. Übrigens sei die Meinung nicht, daß sie sich umsonst von den Franzosen gebrauchen ließen. Er habe es von St. Chaumont schwarz auf weiß, daß er alle die geistlichen Güter bekäme, die an sein Gütlein grenzten, und Lüdingshausen sei ja sein alleiniger Erbe.

Der Kommandant war während dieser Auseinandersetzung allmählich wieder ins Gleichgewicht gekommen.

Wenn es denn sein müsse, sagte er, wolle ers seinem Schwiegervater zuliebe tun. Es habe ihn ohnehin der Gedanke gewurmt, seine Glaubensgenossen könnten ihn einen Überläufer schelten.

Knyphausen legte ihm mit liebevoller Wucht die Hand auf die Schulter. Es werde ihn sicherlich nicht reuen, rief er aus, das Glück habe sich sowieso den Schweden wieder zugewendet. Wolf sei ihm ja lieb wie ein leiblicher Sohn, das Herz habe ihm geblutet, ihn auf der Seite der Widerwärtigen zu wissen. Nun sei er wieder vergnügt, Gott werde schon seinen Segen dazu geben.

Nachdem die beiden Herren verabredet hatten, wie die Übergabe der Festung ausgeführt werden sollte, begab sich Knyphausen nach Harburg, um die Obersten für den französisch-schwedischen Dienst zu gewinnen, die einstmals unter Herzog Georg gestanden hatten, dann, als dieser sich zum Prager Frieden neigte, sich von Speerreuter für Oxenstierna gewinnen ließen, nun aber wieder mit dem Herzog verhandelten, während Speerreuter sich ganz zurückgezogen hatte, im stillen seinen Übertritt zum Kaiser vorbereitend.

Es war Anfang Dezember, Regen und Schnee fielen vermischt und lösten den Erdboden in einen trüben Brei auf; eine schmutziggelbe Farbe durchsickerte die Luft und machte sie dick und undurchsichtig. Von den Obersten, die die heiße Stube füllten, weigerte sich nur einer, die Bestallung anzunehmen, da er wegen seines kurz vorher dem Herzog gegebenen Wortes Gewissensbedenken habe.

Er werde sich doch nicht absondern! redete Knyphausen ihm zu. Die anderen Herren wären doch auch Soldaten von Ehre.

Das wohl, sagte der Oberst; aber der eine fühle es mehr, der andere weniger. Er habe an jenem Tage dem Herzoge zu-

nächst gestanden und ihm den Handschlag gegeben, wenn er ja freilich so wenig wie die anderen das versprochene Geld empfangen habe. Er wolle es mit seinem Pfarrer besprechen.

Die Religion in Ehren, sagte der Feldmarschall, aber von Kriegswesen und soldatischer Ehre verständen die Theologen nichts. Das könne ihm übrigens jedes Kind sagen, daß er in schwedischem Dienst für sein ewiges Heil stritte, daß er sich aber die Hölle erhandelte, wenn er in Kaisers Dienst träte. Davon wolle er nicht reden, daß der Herzog von Lüneburg nie das Geld aufbringen würde, um sie auszuzahlen, vom Kaiser ganz zu schweigen. Mit diesen Worten schob der Feldmarschall dem Obersten den Vertrag hin und drückte ihm die Feder in die Hand, damit er unterschriebe.

Der Oberst blickte unschlüssig in das Dokument und fuhr plötzlich erschrocken zurück. Nie und nimmermehr werde er heute unterschreiben, rief er aus. Ob die Herren nicht wüßten, daß der zweite Dezember ein Unglückstag wäre? Es sei der Geburtstag des Judas Ischariot und der böseste Tag im Jahre.

Ein Tag sei wie der andere, sagte Knyphausen, man hänge nicht von Tagen, sondern von Gottes Willen und dem Glück ab.

Nein, nein, beharrte der Oberst, an einem solchen Tage gebe er seine Unterschrift nicht her, am wenigsten für eine so heikle Sache. Wenn eine Schlacht auf den Tag fiele, würde er zuvor sein Testament machen und sich dann in Gottes Namen abstechen lassen.

Wenn er es denn durchaus nicht wolle, sagte Knyphausen, so wolle er ihm zuliebe den Vertrag auf morgen umschreiben lassen. Der Oberst müsse ihm aber die Hand darauf geben, daß er am folgenden Tage keine Sperenzen mehr machen wolle.

Aufatmend versprach es der Oberst, worauf die Herren für diesmal auseinandergingen und der Vertrag am nächsten Tage abgeschlossen wurde.

Professor Matthias Bernegger saß mit Schreibzeug und Büchern am Ofen, als seine Frau eintrat, die kühlen Kacheln befühlte und seufzend sagte, der Holzvorrat gehe schon wieder zu Ende, sie habe nichts mehr zum Nachlegen, und doch sei es schon recht kalt im Zimmer.

Er wolle noch einmal an den Rat gelangen, der ihm ja das Holz zu liefern schuldig sei, sagte Bernegger. Freilich habe der auch genug auf dem Buckel und werde ihm nicht helfen können. Gottlob habe er ja seinen Pelzmantel, zur Not könne er es darin aushalten.

Es sei eine Schande und tue ihr im Herzen weh, sagte die Frau, ihn in dem vermotteten, löcherigen alten Mantel zu sehen.

Sie würden eben alle miteinander alt, sagte Bernegger gutmütig lächelnd.

Das sei Gott geklagt, erwiderte seine Frau, wenn sie nur auch weiser würden.

Mit diesen Worten spielte sie darauf an, daß Bernegger sich trotz seiner vielen schlechten Erfahrungen kürzlich für den jungen Grotius verbürgt hatte.

Er hätte doch den armen jungen Toren, den Sohn eines solchen Vaters, nicht in der Not stecken lassen können, entschuldigte sich Bernegger. Eine wunderliche Sache sei es übrigens, was für defekte Söhne so große Geister herausbrächten; dem Ludwig Kepler müsse man ja auch rechts und links unter die Arme greifen.

Des eigenen Früchtleins nicht zu gedenken, fügte die Frau zwischen Ernst und Scherz hinzu.

Darüber mußte Bernegger herzlich lachen. Nun, Gott sei gelobt, sagte er, der habe sich tüchtig herausgearbeitet, und daraus sei zu schließen, daß er, Bernegger, kein so großer Geist sei wie jene, was er ohnehin wisse, oder daß seine Kinder eine besonders vortreffliche Mutter hätten. Und das sei gewiß, einen starken, tätigen Willen hätten sie von ihr erben können.

„Um so besser für sie," sagte Frau Bernegger. „Der Wille ist der gewaltigste Zauber und auf keiner Schule zu lernen, außer im Mutterleibe."

Bernegger begann wieder zu arbeiten, wurde aber aufs neue unterbrochen, und zwar durch einen Herrn vom Rate, der atemlos zum Professor geführt zu werden verlangte. Er sei ein Unglücksbote, rief er schon auf der Schwelle, wolle gar nicht damit hinter dem Berge halten. Man hätte sichs ohnehin denken können, daß die Zeitläufte zum Ruin führten, dies sei nur das Vorspiel, bald würde es über die ganze Stadt hergehen, besonders wenn gewisse Ausländer ihre Unbesonnenheit nicht im Zaume halten könnten.

Ob das auf ihn gehe? fragte Bernegger mit großen Augen; er sei sich doch keines Vergehens bewußt. Oder ob es seinen Sohn betreffe?

Von dem sei derzeit nichts ruchbar, brummte der Ratsherr, es komme auf Berneggers eigenes Konto. Vor einer Stunde sei der Sekretär, der vom Feldmarschall Gallas aus mit der Stadt zu verhandeln pflege, fuchswild dahergebraust, wie er denn ohnehin nach Art der Kriegsleute sich so hoffärtig aufzublasen pflege, als ob er es mit Leibeigenen zu tun hätte. Sie hätten einen Brief aufgefangen, das sei sein Bericht gewesen, den Bernegger an seinen Schüler und vertrauten Freund Freinsheim in Frankreich geschrieben hätte, aus welchem die verräterische Gesinnung desselben sowie der

ganzen Stadt Straßburg offensichtlich hervorginge. Der Feldmarschall verlange, daß Bernegger an ihn ausgeliefert und zum abschreckenden Exempel seinem crimen gemäß bestraft werde.

„Das ist in der Tat eine Überraschung," sagte Bernegger, und seine Frau fragte mit strengem Blick auf den Besucher, wie der Rat sich darauf habe vernehmen lassen.

Der Rat, antwortete dieser, habe sein Ansehen wohl gewahrt und dem Sekretär zu verstehen gegeben, daß es niemandem, auch dem Kaiser nicht zukomme, in die Gerichtsbarkeit einer freien Reichsstadt Übergriffe zu tun, und daß man hoffe, er werde die Stadt mit ungebührlichen Forderungen verschonen. Worauf er seine Hörner ein wenig eingezogen und sich mit einer Erklärung des Rats begnügt habe, derselbe werde für geeignete Bestrafung des Malefikanten schleunig und ernstlich Sorge tragen.

Da Bernegger vor Erstaunen nicht imstande schien, die Tragweite des Unfalls zu begreifen, rief ihm seine Frau zu, mit der Konsternation komme er nicht weiter, jetzt gelte es, einen Entschluß zu fassen, und auch der Ratsherr ermahnte ihn, sich zusammenzunehmen.

Er sei ja zu allem bereit, wenn er etwas tun solle, sagte Bernegger; aber es komme ihm so vor, als könne er nur noch stillhalten, wenn sie ihm den Kopf abschlügen.

Stillhalten? rief Frau Bernegger. Ja, das möchte ihm gefallen. Fliehen müsse er auf der Stelle nach Frankreich, da müßten sie ihn doch gut aufnehmen, und der Rat würde ihm wohl ein Türlein oder Ritzlein offen lassen, um bei Gelegenheit wieder hineinzuschlüpfen.

Ach, dazu sei es jetzt leider zu spät, sagte der Ratsherr; wenn sie den Verbrecher entkommen ließen, würde Gallas die Stadt dafür verantwortlich machen und ganz Straßburg in Asche legen.

Das sei leichter gesagt als getan, sagte die Frau, durch solche Rodomontaden dürfe eine ehrbare Stadt sich nicht schrecken lassen. Es wäre eine Schande, wenn sie ihren Mann aufopferten, der nichts begangen hätte, im Gegenteil hielten sie es ja selbst mit Frankreich und hätten ihn noch dazu aufgemuntert.

Nach zwei Tagen der Angst und Ratlosigkeit kam der Ratsherr mit einer Aussicht auf Rettung zu Bernegger. Ob er sich eines gewissen Wessel entsinne, der vor etwa fünfzehn Jahren bei ihm studiert hätte?

Ja, sagte Bernegger fröhlich, der habe das Latein schneller als andere das liebe Brot gefressen und habe die Reden des Cicero an Katilina so abdonnern können, daß einem die Knochen im Leibe gezittert hätten.

Nun, derselbe sei jetzt Generalfelddirektor beim Gallas, sagte der Ratsherr, und wenn der sich für Bernegger verwendete, so könnte die Fatalität etwa noch glimpflich abgewendet werden.

Ja, der Wessel, sagte Bernegger, der werde ihn gewiß nicht verkommen lassen, sie hätten oft bei einem Glase Wein miteinander disputiert und dabei weder Kaiser noch Papst und nicht einmal den lieben Gott geschont.

Nachdem der Rat Berneggern ermahnt hatte, nicht außer acht zu lassen, daß Wessel inzwischen in eine ansehnliche Stellung gerückt und vermutlich von der bei der Soldateska herrschenden hochfahrenden Gloriosität ergriffen sei, daß er also gut tun werde, den Honig untertäniger Schmeichelei dick aufzuschmieren, setzte Bernegger einen Brief an den ehemaligen Schüler auf, der bald erwünschten Erfolg brachte: der Professor kam mit einer Verwarnung und einem mehrwöchentlichen Hausarrest davon.

Die häusliche Gefangenschaft sich zu verkürzen, ging Ber-

negger an ein Geschäft, das er als ein zeitraubendes und zugleich liebes und wichtiges stets auf eine gelegentliche längere Muße verschoben hatte, nämlich das Ordnen der zahlreichen Freundesbriefe, die er seit etwa 25 Jahren erhalten hatte. Er betrachtete sie als seinen teuersten Schatz, wertvoller noch als seine Bibliothek, von der Teile zu veräußern er in diesen harten Zeiten sich schon gezwungen gesehen hatte. Diese mit gedrängter Schrift bedeckten Blätter bedeuteten ihm eine Essenz des Lebens, aromatischer als aus persischen Rosen gepreßtes Öl. Der Atem geliebter, verehrter, großer Menschen wehte daraus, deren Augen ihn herzlich angeblickt, deren Hände die seinen gedrückt hatten. Was für einen Ertrag hatte sein Leben, das dieser Ernte der Freundschaft gleichwertig war? Ja, diese Briefe waren der Niederschlag, der im Tiegel bleibt, wenn das Feuer erlosch und die brodelnde Mischung erkaltete, und als ein Zeugnis der Glut und des edlen Stoffes golden in ferne Zeiten funkelt.

Da waren zuerst die Briefe Gruters, des freien, unabhängigen Niederländers, der römische Gesinnung und Sprache handhabte wie Tacitus, nur daß ihm die Togafalten weicher und anmutiger fielen. Die Tränen der Begeisterung, die er beim ersten Lesen vergossen hatte, wandelten sich jetzt in solche der Wehmut. Mit dem Fall Heidelbergs fielen die ersten Schatten auf das heitere Bild des berühmten Gelehrten. Anfänglich trösteten ihn über den Verlust der Bücher und der heimatgewordenen Stadt die Blumen und Vögel im Garten seines Tübinger Gastwirts. Dann kam die Heirat der Tochter, das leichtsinnige und gewissenlose Hausen und Wüten des Schwiegersohnes, dem der allerwärts eingeschränkte Exulant vergebens zu steuern suchte, Krankheit und schneller Verfall des unglücklichen Kindes, das der Tod

befreite. Noch träufelte zuweilen Honig von seinen Lippen, wenn er von der großen Weltrepublik sprach, in der einst alle vom wahren Geist Gottes erfüllten Menschen friedliche Bürger sein würden, noch umleuchtete ihn rosiges Licht, wenn er im hügeligen Garten wandelnd, das Unkraut von den Beeten entfernte oder welke Blüten und kranke Blätter mit zitternder Hand abbrach; aber häufiger strauchelte er, weil ihn ein Schwindel überfiel, Atemnot und Sorgen um die Zukunft ängstigten ihn. Es war die Abendröte, in deren Helligkeit er ging; tiefer und länger wurden die Schatten, und nun war es schon fast zehn Jahre her, daß das Gras auf seinem Grabe in dem noch immer verlorenen Heidelberg wuchs.

Inzwischen war auch Tübingen, damals eine Zuflucht, gefallen. Der letzte Brief des unglücklichen Schickard erzählte von dem Einbruch der Kaiserlichen und dem Tode der geliebten Mutter; dann erfuhr Bernegger durch gemeinsame Freunde, daß der mit seinem Sohne in der Fremde umherirrende Mann nach Tübingen zurückgekehrt war, um gleich darauf die treue Schwester zu verlieren und selbst von der Pest dahingerafft zu werden.

Nun kamen die zahlreichen Briefe des herrlichen Kepler, ein Strang unschätzbarer Perlen, aus dem Meere des Lebens gefischt, sanft wie Mondstrahlen, tränenhaft schimmernd. Wie viele er durchlas, alle zeigten den einsamen Mann auf steinigem Wege sich weiterkämpfend, oft schweißtriefend in den Staub gebückt, indes sein Geist, unbegreiflich entfesselt, als ein Adler den Äther durchrauschte. Während die Geier der Walstatt auf dem Reichstage zu Regensburg um die Beute stritten, brach mitten unter ihnen das königliche Herz unbemerkt. Wie sehr hatte sich Bernegger gewünscht, nach dem Grabe des verklärten Freundes pilgern

zu können; aber inzwischen hatte das Kriegsgewitter sich schwarz und blitzend auf den deutschen Süden herabgelassen, und er selbst, Bernegger, war älter, ärmer und gebrechlicher geworden und glaubte zuweilen ein stygisches Raunen unter seinen Füßen zu hören. Wenn er aber auch nach Regensburg käme, so würde er Keplers Grab nicht finden; denn es war, so hatte man ihm berichtet, bei der letzten Belagerung durch den Zusammenbruch eines Teils der Mauer verschüttet worden. Bernegger schloß sinnend die feuchten Augen: nicht die Wut zerstörender Menschen, das hatte Gott getan, der den Staub seines Lieblings aus dem Brettersarge riß und unter die Sterne säte. In das Weltall erergoß sich sein Grab und durchzückte die Unendlichkeit mit der Feuerspur seines Gedächtnisses.

Als Kleinodien seines Schatzes betrachtete Bernegger zwei Briefe des berühmten Galilei, den, in welchem er ihn, Bernegger, bat, seine Dialoge ins Lateinische zu übersetzen, und den andern, worin er ihm für das vollendete Werk dankte. Davon, daß der verfemte Mann selbst mit ihm in Verbindung getreten war, hatte nichts in die Öffentlichkeit dringen dürfen; es war Berneggers und seiner Vertrauten köstliches Geheimnis. Er wußte davon zu sagen, wie hart es für einen Reformierten war, im lutherischen Straßburg durchzuschlüpfen; wenn man sich schon um Gottes Sandalen blutig balgte, was wagte der, der die Schleier von seinem Antlitz lüftete?

Und war es denn ein Antlitz? ein Menschenantlitz? Blickte es mit Menschenaugen? Er, Bernegger, hielt seine Augen für zu schwach, um in die Sonne der Sonnen zu sehen; er begnügte sich anzubeten und etwa das zu erforschen, was das ewige Licht erzeugte.

Es schien Bernegger, als hätte er seit Jahren nicht eines

so himmlischen Wohlbehagens genossen wie während dieser Gefangenschaft. Wieviel Sorgen hatten die Kriegsdrangsale mitgebracht: kleinliche Not um den auszugebenden Pfennig und bitteres Quälen um das Wiedereingehen des geliehenen, endlich den Schmerz, die lieben Bücher verkaufen und zum ersten Male Geld für den Unterricht fordern zu müssen. Die ärgste und letzte Prüfung jedoch, die Angst vor Schande und Tod, hatte sich plötzlich gewendet und ihn unverhofft begnadet.

Seid gesegnet ihr ambrosischen Tage, so dachte er, die ich mit unsterblichen Geistern teilen durfte. Werdet ihr mich drüben empfangen, wenn nun auch meine Schatten länger auf die Erde fallen und meine Nacht anbricht? Wird ein Paradies im Weltall diejenigen vereinen, die hienieden eins in der göttlichen Liebe waren? Fühlte ich doch oft mitten im irdischen Schlachtgetümmel meine Seele sicher in der göttlichen Liebe ruhen: so wird sie auch mich Entschlafenen umfangen, sei es um mich ihrem Dasein ganz zu verschmelzen, sei es um zu neuen Tagen mir frische Sinne des Lebens zu erziehen.

Am 18. August wurde in Wien der Geburtstag des Königs von Ungarn gefeiert, von dem man angesichts der zunehmenden Hinfälligkeit seines Vaters annahm, daß er bald Kaiser werden würde. Allerdings war er noch nicht zum römischen König gewählt worden, aber Ferdinand II. zweifelte nicht daran, daß die Kurfürsten an dem auf den Oktober nach Regensburg ausgeschriebenen Tage sich endlich bequemen würden. Sein siegreiches Schwert hatte die vorlauten Herren scharf aufs Maul geschlagen; andrerseits konnten und würden sie ja dankbar sein, dachte der Kaiser, daß er die sichtbare Erhöhung durch Gottes Hand nicht zur

Rache und Strafe anwandte, sondern in seiner angeborenen Milde verharrte. Die Kaiserin hatte sich die Ausrüstung des Festes nicht nehmen lassen und überraschte die Gäste, die sich gegen Abend bei ihr einfanden, durch die an das Nachtessen sich anschließende Aufführung eines italienischen Theaterstückes; es war ein Gespräch Charons mit einer Seele, die er über das stygische Wasser in das jenseitige Land zu führen hatte.

Als der Vorhang sich teilte, erblickten die Zuschauer das Gemälde einer Straße in Venedig. Vor den bespülten Stufen eines Palastes lag eine schwarze Gondel, in der in schwarzer spanischer Tracht mit weißer Lockenperücke der unterirdische Fährmann stand. Er hielt in einer Hand das lange Ruder, in der andern die Mandoline, mit deren Klängen er die Seele auf den Balkon locken wollte. Nach Absingung einer Serenade erschien eine schöne Dame, beugte sich über das Geländer und fragte flüsternd, wer da sei und was ihn so kühn mache, sie zu stören? Liebe zu ihr, antwortete Charon, treibe ihn an; sie solle ihn erhören und ihm folgen, die Gondel sei bereit.

Er habe nicht die Stimme ihres Freundes, sagte die Dame zaghaft, sie kenne ihn nicht und wisse nicht, wohin er sie führen wolle.

Die Fahrt sei weit, erwiderte Charon, und das Ziel namenlos; aber sein Schiff und sein Ruder irrten nicht.

Die Nacht sei dunkel, fuhr die Dame fort, sie könne sein Gesicht nicht erkennen; aber sein Haar schimmere weiß wie der Marmor auf den Bergen. Wenn er alt sei, so gebühre ihm die Süßigkeit der Liebe nicht und solle er von ihr ablassen.

Da, wohin sie gingen, sagte Charon, herrsche süßes Zwielicht, wo Alter und Jugend, Hell und Dunkel, Tod und

Leben ineinander verschmölzen. Da sei nicht Sonne und Mond, da wären keine Juwelen, keine Schminke, keine Flitter, keine Larven.

Die Dame, welche ein prächtiges, tiefausgeschnittenes Kleid trug und sich mit einem aus Perlmutter und Spitzen gefertigten Fächer fächelte, erschrak und klagte, ob sie denn nichts von ihren Kostbarkeiten mitnehmen dürfe?

Was sie Vergängliches besitze, sagte Charon, müsse sie in dies schwarze Wasser versenken; mitnehmen dürfe sie nur die unsterblichen Schätze, die sie im Leben gesammelt hätte.

„Ach, grausamer Liebhaber," seufzte die Dame, „was verlangst du von mir? Was bietest du mir, um mich zu entschädigen?"

Nun erhob Charon seine Mandoline und schilderte, mit verlorenen Akkorden seine Rede begleitend, die Inbrunst seiner Leidenschaft. Nicht die Kunst ihrer Kammerfrau, nicht der Reiz gedrehter Locken, nicht das Blitzen ihres Halsbandes, auch nicht der Schmelz ihrer klopfenden Brust habe ihn entzündet; was kein irdisches Auge sehe, die Frommheit ihrer Seele, das ziehe ihn an, die Sorge um ihr ewiges Heil bewege ihn. Er malte ihr das samtene Lager, das er in der Gondel zum Genuß ihrer heimlichen Umarmung bereitet habe, den erlösenden Rausch des Vergessens, den sie von seinen Lippen trinken werde, und wie sie lautlos von nie bestrahlten Wellen in das zeitlose Land getragen werden würden.

Auf seinen Wink erschienen im Vordergrunde der Bühne mehrere maskierte Herren und Damen mit Fackeln in den Händen und führten ein Ballett auf, zu welchem unsichtbare Spielleute eine leise Musik machten. Die Darsteller gehörten dem Gefolge der Kaiserin an, und es belustigte die Zuschauer außerordentlich, sie unter der Maske zu erkennen.

Die Dicke dort, sagte der Kaiser zu seiner Frau, scheine ihm die Breuner zu sein; er hätte aber nie gedacht, daß sie so hüpfen und so geschickte Reverenzen machen könnte.

Sie sei es auch nicht, scherzte die Kaiserin. Das Bild der Breuner scheine ihm vor den Augen zu gaukeln.

Der Kaiser lachte vergnügt. Sie sei es doch, beharrte er, wenn sie nur einmal die Schleppe aufraffen wollte, so würde er sie gleich an ihren dicken Waden erkennen.

Die Kaiserin schlug ihm lachend mit dem Fächer auf den Mund und sagte, er solle sich so gottloser Scherze nicht unterstehen, was seine gute Laune noch vermehrte. Zuweilen blinzelte er nach seinem Sohne hin, der eine ernsthaft thronende Haltung bewahrte, und dachte, sein Leopold Wilhelm, obwohl fast ein Heiliger, sei doch traulicher; aber der Ferdinand schicke sich trefflich zum Reichsoberhaupt. Er würde große Ehre mit ihm in Regensburg einlegen, dachte er, und malte sich aus, was für eine majestätische Figur er bei den vielen schweren und wichtigen Zeremonien machen werde. Er selbst würde sich in Regensburg noch recht zusammennehmen müssen, nachher aber wollte er sich gründlich ausruhen. Mit den lästigen Geschäften wollte er dann nichts mehr zu tun haben, die ihm seit Eggenbergs Tode ohnehin zuwider geworden waren; dagegen wollte er ein paar schöne Wallfahrten unternehmen und sich in diesem und jenem Kloster aufhalten, wie seine Mutter getan hatte, um sich gehörig auf den Tod vorzubereiten. Hätte er nur erst sein Haus bestellt und wäre aller Sorgen ledig, so erholte er sich auch vielleicht so weit, daß er wieder zur Jagd gehen könnte, was immer seine beste Erfrischung und Arznei gewesen war.

Solche Gedanken zogen ihm träumerisch durch den Sinn, während der Reigen sich auf der Bühne drehte, und die

Schöne, entzückt von der Zauberkunst ihres fremden Liebhabers, sich bereit erklärte, ihm zu folgen. Sie verschwand vom Balkon und erschien nach kurzer Zeit auf den rieselnden Stufen. Eine Zofe legte ihr einen schwarzen Mantel um die Schultern und begleitete sie die Treppe hinunter, wo Charon sie mit einem Handkuß empfing und sie in die schwarzverhängte Gondel führte.

Die Brüder Jeremias und Joachim Gottwald, seit Jahren Diener des verstorbenen Grafen Schaffgotsch und Verwalter seiner Güter, schrieben Briefe über Briefe an die Vormünder seiner fünf hinterlassenen Kinder, sie sollten sich beim Kaiser dafür verwenden und durchzusetzen suchen, daß ihnen wenigstens diejenigen Güter erhalten blieben, die als ihres Vaters persönliches Eigentum der Konfiskation nicht anheimfielen; allein die Vormünder beteuerten zwar, die Verlassenen beschützen und ihre Rechte wahrnehmen zu wollen, kamen aber bei einer Zusammenkunft dahin überein, daß es unter den obwaltenden Umständen allzu keck sein würde, die herrschende Partei gegen sich aufzubringen, und daß sie sich anstatt dessen darauf beschränken müßten, die Sache dieser armen Waisen Gott anheimzustellen. Auch war Herr von Maltzan, der Gatte von Anna Ursula, der Stiefschwester des Hingerichteten, sehr unzufrieden, als seine Frau in die Angelegenheit eingriff; allein sie bestand darauf, den Mutterpflichten, die sie schon früher an den Mutterlosen ausgeübt hatte, auch jetzt in der Not nachzukommen, sei es mit Hintansetzung ihrer eigenen Kinder, und nahm das verscheuchte Häuflein in ihren Schutz. Von den Brüdern Gottwald und Konstantin von Wegner unterstützt, suchte sie sich der kaiserlichen Offiziere und Beamten zu erwehren, die nacheinander von allen Schaffgotschen Gütern Besitz ergriffen, mußte jedoch

am Ende froh sein, mit ihren Pfleglingen auf einem Schlosse des Kardinals von Dietrichstein Zuflucht zu finden. Anfänglich bemühte sie sich auch, die Kinder beim evangelischen Glauben zu erhalten, da sie aber sah, daß sie ihnen nur um den Preis ihres Übertritts einen kleinen Teil des väterlichen Vermögens würde erhalten können, gab sie den Widerstand auf.

Er sei im Zweifel, sagte Konstantin von Wegner eines Abends, nachdem die Kinder zu Bett gebracht waren, ob er länger bei ihnen bleiben könnte, nun sie sich akkommodierten. Das gehe wider sein Gewissen, und er hätte lieber mit seinem Herrn den Tod erlitten, als daß er den schrecklichen Abfall seiner Kinder miterlebte.

Was sie denn aber sonst tun sollten? sagte Anna Ursula. Sie würden gewiß ihr Brot an den Türen erbetteln müssen, wenn sie nicht nachgäben. So könnten sie doch wenigstens das Leben nach ihrem Stande führen.

Ob es denn nicht besser wäre zu betteln, als seinen Gott zu verleugnen? sagte Wegner. Sollte denn der arme Märtyrer, ihr Vater, sein Blut umsonst vergossen haben?

Anna Ursula trocknete ihre fließenden Tränen und sagte, sie wisse eben keinen anderen Ausweg. Sie würde ja die Kinder gern bei sich aufnehmen, aber wenn auch ihr Mann es litte, so würde der Kaiser sie deswegen verfolgen und sie auch noch um das Ihrige bringen, und wie sie das vor ihren eigenen Kindern verantworten sollte?

Die Kinder seines Herrn sollten nicht betteln, solange er lebte, sagte Wegner, und die Brüder Gottwald würden sie auch nicht im Stiche lassen.

Ach, das wäre doch ein klägliches Leben! rief Anna Ursula. Und Wegner könne doch allein gegen die Übermacht des Antichristen nicht an. Er sähe ja, daß Anna Elisabeth

ganz bereit zum Übertritt und Christoph Leopold sogar darauf erpicht wäre. Mit dem Kleinen würde es wohl einen harten Kampf geben, der wolle von seinen lutherischen Liedern und Gebetlein durchaus nicht lassen, versteckte sich und trotzte, wenn die Jesuiten kämen; aber Anna Elisabeth habe leichtes Blut, verlange nach Lust und Lachen, und Christoph Leopold wolle durchaus ein großer Herr sein. Da werde auf die Dauer kein Widerstreben helfen.

Es gefalle ihm nicht, sagte Wegner, daß Christoph Leopold so schweigsam und so hinterhaltig sei. Das sei seines Vaters Art nicht gewesen, der habe wohl auch leichtes Blut gehabt, aber man habe ihm doch nicht zürnen können, weder im Glück noch im Unglück.

Ach, bat Anna Ursula, Wegner solle ihr versprechen, die armen Kinder nicht zu verlassen, wenn sie auch schwach wären und papistisch würden. Er könnte sie doch zuweilen an das teure Gotteswort erinnern und ihnen etwa noch zur ewigen Seligkeit verhelfen.

Nach einigem Besinnen sagte Wegner, er habe es seinem armen verstorbenen Herrn versprochen, sie nicht zu verlassen, und wolle es halten, obwohl es ihm oft ins Herz schnitte, zu sehen, was er sähe. Daß es so schnell gehen würde, hätte er sich nie träumen lassen.

Anna Elisabeth, die anfangs untröstlich über den Verlust ihres Vaters gewesen war, ließ nun wieder ihr Lachen hören, das bald hell plätscherte, bald leise rieselte, und zuweilen wie eine glitzernde Kaskade sprang und jubelte. Wenn sie ihrer Tante oder Wegners ansichtig wurde, fiel sie ihnen um den Hals und bat sie, nicht grämlich zu sein, die Messe sei gar nicht so arg wie sie dächten, die Priester und auch die Jesuiten wären gute, freundliche Leute, der Teufel könne nicht dabei im Spiele sein. Sie behalte ja doch ihr altes

Herz, das könne ihr niemand nehmen und umwandeln; ob sie glaubten, sie hätte sie weniger lieb als früher? Sie würde sich dankbar erweisen, wenn sie erst wieder in Trachenberg oder auf dem Kynast wäre.

Ach, sagte Anna Ursula lächelnd und seufzend, sie solle sich nicht zuviel einbilden, das habe der Kaiser schon alles vergeben; wenn sie nur das kleinste, schlechteste Gütlein behielten, müßten sie sich glücklich schätzen.

Nun, sagte Anna Elisabeth nach einer Pause, sie müßte doch einmal heiraten, ihr Gemahl würde ja auch Güter und ein Schloß haben, dahin wolle sie Wegner mitnehmen. Sie würde die Heirat davon abhängig machen, daß ihr Mann es erlaubte.

Da der Kaiser den Wunsch aussprach, Anna Elisabeth, von der er gehört hatte, daß sie sehr schön sei, zu sehen, begab sich die Tante mit ihr nach Wien, wo sie im Hause des Grafen Schlick Aufnahme fanden. Während der Kaiser in Gesellschaft seines Sohnes Leopold Wilhelm ihren Besuch erwartete, sagte dieser, wenn die Kinder sich bequemt hätten, müsse ihnen doch von den vielen Gütern ihres Vaters etwas zugesprochen werden.

Ja, das sei eine heikelige Sache, sagte der Kaiser, es sei schon so viel ausgeteilt und versprochen, daß er sich schier nicht zu helfen wisse. Er würde in des Teufels Küche kommen, wenn er dem Hatzfeld Trachenberg nicht ließe. Solche Eile habe es am Ende auch nicht. Schlick habe gemeint, man dürfe mit der Gnade nicht zu flink sein, sonst habe es das Ansehen, als wolle man ein Unrecht wieder gutmachen. Das Mädchen müsse man so schnell wie möglich verheiraten, damit es versorgt sei.

Als die Erwartete hereingeführt wurde, machte sie Miene, dem Kaiser, wie es sie gelehrt war, zu Füßen zu fallen, woran

er sie hinderte. Zuerst solle sie einmal den Schleier zurückschlagen, sagte er, sie sähe ja wie eine alte Parze aus, die ihm den Lebensfaden abschneiden wollte. Er winkte Leopold Wilhelm, mit der Kerze, die auf dem Tische stand, zu leuchten, denn es war Abend, und schaute ihr nah ins Gesicht und schlug dann in komisch übertreibender Bewunderung die Hände zusammen. Ja, nun sei er einverstanden damit, sagte er, daß sie einen dicken Schleier trüge, sonst bräche das Gesichtlein allen Männern die Herzen, und wäre er zuletzt ein Herr ohne Diener. Er müsse ihr durchaus einmal über die Wangen streichen, ob sie gemalt wären.

Nein, sie male sich nicht, sagte Anna Elisabeth rasch, sie sei nur rot, weil das Herz ihr so stark geklopft hätte.

Ach, sie müsse keine Angst vor ihm haben, lachte der Kaiser, sie sei viel gefährlicher als er, und er wolle sie geschwind in einen Käfig sperren, damit sie nicht noch schlimme Stücklein anrichtete.

Anna Elisabeth schlug die Augen nieder. Sie sei noch jung, sagte sie, habe zurzeit noch nicht an heiraten gedacht.

Nun, sie solle gestehen, fuhr der Kaiser fort, warum sie von dem Lamboy nichts wissen wolle; er sei doch ein hochangesehener, vortrefflicher, auch stattlicher General.

Anna Elisabeth warf einen hilfesuchenden und zugleich mutwilligen Blick auf den Kaiser. Der Lamboy schnaufe so stark, sagte sie, er komme ihr vor wie ein Bär, und einen solchen könne sie doch nicht heiraten.

Darüber lachte der Kaiser bis zu Tränen und tröstete sie, er wolle sie nicht wider ihren Willen verheiraten, habe es eben erst seinem Sohn, dem Leopold Wilhelm, versprochen. Vielleicht habe das Fräulein seine Augen schon auf einen anderen geworfen?

Anna Elisabeth errötete und machte ein frommes Gesicht.

Sie unterwerfe sich dem gnädigen Willen des Kaisers, sagte sie leise.

In der Tat hatte sich ihr Herz für einen Obersten in polnischem Dienst, Jakob von Weiher, entschieden, den sie, da er ein häufiger Gast ihres Vaters gewesen war, seit ihrer Kindheit kannte, und sie war beglückt, als die erwünschte Verlobung zustande kam. Der Kaiser selbst rüstete ihr die Vermählung aus und ordnete an, daß sie in Regensburg bei Gelegenheit der dort tagenden Kurfürstenversammlung gefeiert werde. Am Hochzeitmorgen begab sich Konstantin Wegner schweren Herzens zur Braut, die schon geputzt war und wie ein von Frühtau benetztes Rosenbäumchen funkelte. Als ein runder Heiligenschein stand das blonde Gekräusel des Haares um das lachende Gesicht herum, und über der rosigbraunen Haut lag ein silberner Schimmer, wie wenn sie sich gepudert hätte. Er warf einen Blick auf ihren Arm und sagte, sie habe ja das Brasselett nicht, das ihr Vater ihr vor seinem Tode vererbt habe. Ja, das hätte sie fast vergessen, sagte sie, holte es aus einer Kassette hervor, küßte es und schob es über die Hand. Dann schlang sie beide Arme um Wegners Hals und sagte, sie könne sein liebes altes Gesicht nicht traurig sehen. Heute sei ja ein Freudentag! Auch ihr Vater würde froh sein, wenn er ihr Glück sehen könnte. Wegner nickte. Aber wenn sie über den Platz auf der Heide führen, sagte er, solle sie ihres armen Vaters gedenken, und daß er ritterlich in unverschuldeten Tod gegangen sei.

Anna Elisabeth versprach es, und als die Kutsche, in der sie neben der Gräfin Schlick saß, am Gasthof zum Goldenen Kreuz vorbeirollte, sah sie aus dem Fenster und versuchte sich vorzustellen, wie er aus jener Tür gegangen und auf das Schafott zugeschritten war; aber die aufgeregte Er=

wartung, welchen Eindruck sie auf ihren Bräutigam und die Hofgesellschaft machen, und was der Kaiser zu ihr sagen würde, zerstreute das Bild im Entstehen.

Inzwischen hatte Wegner mit sich gekämpft, ob er in den Dom eintreten sollte. Es war ihm, als dürfe er das Kind nicht ohne Aufsicht lassen, bis es demjenigen anvermählt sei, der künftig sein Beschützer sein würde. Konnte er andererseits seinem Gewissen Gewalt antun und der abscheulichen Abgötterei beiwohnen, an der die Tochter des armen Märtyrers teilnahm? Er beschloß am Portal stehenzubleiben und dort das Ende der heillosen Zeremonie zu erwarten. Eine nach der andern sah er die Kutschen und Sänften ankommen, aus denen die Herrschaften stiegen; der Kaiser, vergnügt, wenn auch müde, Graf Slawata, gekrümmt und etwas vernachlässigt in der Kleidung, mit gottseligem Lächeln, die popanzartig hergerichteten Damen. Wie er die Bettler, zwischen denen er stand, die Hände ausstrecken und Almosen empfangen sah, dachte er, dahin möchte es leicht mit ihm kommen, wenn seine Herrschaft nichts mehr von ihm wissen wollte. Vielleicht würde sein Anblick ihnen bald ein lästiger Vorwurf sein, wenn er auch zu allem schwieg, was er nicht ändern konnte. Anna Elisabeth zwar hing an ihm wie an einem Vater, sie würde ihn niemals verlassen können. Hatte sie auch einen leichten Sinn, so war ihr Herz doch gut; er hätte lieber an sich selbst als daran zweifeln mögen. Es fiel ihm ein, während er dastand und träumte, sich ein Zeichen zu machen; wenn sie beim Herausgehen aus der Kirche sich nach ihm umsehen und ihn finden würde, sollte das bedeuten, daß ihr Herz gut bleiben und daß sie ihn nie verlassen würde.

Er wartete mit Ungeduld, und doch hätte er die fliehenden Minuten gern zurückgehalten; ja allmählich wurde seine

Aufregung so groß, daß seine Knie zu wanken anfingen und er am liebsten fortgegangen wäre, um der Entscheidung auszuweichen. Endlich entstand eine Bewegung unter den Zuschauern, sie drängten vom Portal zurück und machten den Weg frei, und da kam sie am Arm ihres Mannes, der eine hohe, pelzbesetzte polnische Mütze trug und sich mit einem Tüchlein den Schweiß von der Stirn trocknete. Sie blieb stehen, witterte mit der feinen Nase die wohltätige Luft, blickte um sich, und nun, als wäre ihr plötzlich etwas Schönes eingefallen, drehte sie den Kopf dahin, wo er stand, und nickte ihm eifrig zu, während ein glückliches Lachen über ihr Kindergesicht flog. Die Tränen liefen ihm aus den Augen und er schalt sich einen grämlichen, lieblosen Zweifler. Bis an seinen Tod gelobte er sich, für sie betend und über sie wachend bei ihr zu bleiben; ja bis über den Tod hinaus, wenn Gott es gewährte, damit er sie am Tage der großen Auferstehung ihrem Vater in die Arme führen könnte.

Am Vorabend des Wahltags, als der König von Ungarn aus dem Dome kam, wo er Andacht gehalten hatte, drängt sich der alte Slawata an ihn und bat unter vielen Entschuldigungen um Gehör. Der junge Eggenberg lasse ihm keine Ruhe, daß er es anbringe, sagte er, habe ihn sogar während der Andacht am Ärmel gezupft und ihn gemahnt; er prätendiere nämlich bei dem großen Bankett an der kaiserlichen Tafel zu sitzen, was nicht vorgesehen und eigentlich gar nicht zu billigen und zuzulassen sei. Doch könne er es nicht verschweigen, denn der junge Mann sei ganz exasperiert, werde den Acheron in Bewegung setzen, um durchzudringen.

Der König lud Slawata ein, mit in seine Kutsche zu steigen, damit sie sich besprächen. Ihm komme der junge

Eggenberg recht unbescheiden vor, sagte er, er poche allzusehr auf die Gnade, in der sein verstorbener Vater bei seinem Vater gestanden hätte.

Es sei nur zu fürchten, sagte Slawata, daß er sich an den Kaiser zu machen wüßte. Bisher habe er ihn zurückgehalten mit Vorstellung, daß die Majestät leidend sei. Man müsse auch dem jungen Eggenberg nachsagen, daß er sehr fromm sei und mehr spendiere als sein Vater. Er habe schon mehrere Jesuitenkollegien gestiftet und erst kürzlich wieder ein Stift für die unbeschuhten Karmeliter in Graz.

Nach einigem Nachdenken sagte der König, Gott habe alles so wohl geführt, er wolle an diesem Tage nach Möglichkeit jedem billigen Wunsche Rechnung tragen. Auch getraue er sich nicht, den Eggenberg ohne seines Vaters Vorwissen abzuweisen, Slawata solle die Sache lieber diesem vortragen und ihm verschweigen, daß er vorher schon mit ihm, dem König von Ungarn, darüber gesprochen hätte.

Der Kaiser kniete vor einem Kruzifix, den Rosenkranz durch die Finger ziehend, und stand mühsam auf, als Graf Slawata sich melden ließ. Er habe nun eine Stunde lang fließend gebetet, sagte er ihm, habe auch mit der Kaiserin zwei Wallfahrten gelobt, darum habe er gewisse Zuversicht, daß morgen alles gut gehen werde. Die Kurfürsten wären ja so willig und dienstfertig, dahin habe er es endlich gebracht und könne das Reich seinem Sohne in weit besserem Zustande übergeben, als er zu seiner Zeit übernommen hätte.

Die Wallfahrt möchte wohl gradeswegs in den Himmel gehen, dachte Slawata bei sich, indem er des Kaisers heroische Laufbahn rühmte, und kam dann auf die Angelegenheit des jungen Eggenberg zu sprechen. Dem Kaiser sei es ja bekannt, sagte er, daß er des verstorbenen Eggenberg Freund

nicht durchaus gewesen sei; aber das sei nun alles vergessen und vergeben, er wolle alles in die Gnade des Kaisers stellen.

Das sei doch recht lästig, sagte der Kaiser, daß der Eggenberg so hoch hinaus wolle, er habe es schon bemerkt; er sei dabei nicht so treuherzig, wie sein Vater gewesen sei, auch nicht so fleißig. Er habe noch nie etwas Schriftliches von ihm gesehen.

Aber fromm sei er, sagte Slawata, er versäume keine Messe.

Ja, sagte der Kaiser, ihm wäre es ja auch recht, wenn nur die Kurfürsten nicht wären. Die wären hoch empfindlich und würden es gleich als Ehrenkränkung auffassen; und da sie so manierlich wären, sollten sie auch nicht meinen, daß er sie gar wie Kamele hielte und ihnen etwas Ungebührliches aufschnallte.

Sie wären oft genug störrische Esel gewesen, meinte Slawata.

Ja, wenn er an Anno 30 dächte, lachte der Kaiser. Nun, am Ende möchte er es dem Eggenberg auch nicht abschlagen.

Es könne ja bemerkt werden, schlug Slawata vor, daß es niemandem zum Präjudiz geschehen solle.

Den Reichsstandsitz könne er freilich nicht darauf gründen, sagte der Kaiser; ob er sich darüber auch habe verlauten lassen?

Er brüte über etwas, sagte Slawata, es werde wohl nach einer Weile ausbrechen. Mit dem bloßen Fürstentitel werde es nicht getan sein.

Nun, kicherte der Kaiser, wenn er gar nicht nachließe, könne man ihm Aquileja anhängen. In den Sumpf habe sich noch niemand setzen wollen.

Slawata lachte ebenfalls. Er wolle sichs merken, sagte er, aber nicht vorzeitig damit hervorrücken.

Die Anwesenheit Eggenbergs an der Haupttafel erregte die Unzufriedenheit der Fürsten in hohem Maße, und sie äußerten sich am folgenden Tage sehr aufgebracht darüber. Er habe es vor Jahren bei einer gewissen Gelegenheit gleich gesagt, sagte der Kurfürst von Sachsen, daß aus den Standeserhöhungen kein Segen blühe, und er bleibe dabei. Dergleichen Neuerungen müßten dem Reich freilich den Untergang bereiten. Der alte Eggenberg sei gut und recht gewesen, habe sich auch nicht überhoben; aber jetzt wolle jeder etwas Besseres, das sei französische Sitte. Er, als ein biederer altdeutscher Fürst, wolle sich dawidersetzen, streng am alten halten.

Ihm gefalle es überhaupt nicht in Regensburg, sagte Kurfürst Georg Wilhelm, und dem römischen König sei nicht zu trauen, er könne kaum recht Deutsch, setze den Fuß wie in Spanien; wenn er nach Berlin käme, würden die Gassenbuben ihn auspfeifen.

Wenn er Frankreich nicht hätte das Maul stopfen müssen, brummte Johann Georg mißmutig, hätte der Habsburger ihm keinen Finger an die Krone legen dürfen. Diese neukreierten Fürsten lasse er sich aber doch nicht auf die Nase setzen. Es fange jetzt an davon zu hüpfen im Römischen Reich, wie nach dem Regen von Fröschen auf der Landstraße. –

Früh am 23. Januar brach der Kaiser mit seiner Gemahlin von Regensburg nach Wien auf. Es war ein Tag gewählt worden, an dem er sich leidlich wohl befand und Aussicht hatte, die Reise gut zu bestehen. Als er im Wagen bei der Donau anlangte, wo das Schiff ihn erwartete, lag noch dichtgeballter Dunst über dem Wasser, den die eben aufgehende Sonne mit feurigen Geschossen schmelzen zu wollen schien; aber es gelang ihr nicht, die kalte Nebelmasse ganz aufzulösen. Den Aussteigenden empfingen Bürgermeister

und Räte und trugen ihm die flehentliche Bitte der Bürgerschaft vor, er möge die Stadt beim Reiche behalten und nicht wieder an Bayern überlassen. Der Kaiser nickte freundlich und sagte, er sei überzeugt, die Stadt sei belehrt und werde sich nicht wieder verführen lassen, es solle nun alles vergeben und vergessen sein; dann ließ er sich auf das Schiff führen und setzte sich auf einen von der Sonne eroberten Fleck, während seine Gemahlin mit ihrem Gefolge sich in die für sie hergerichtete Kabine begab. Wie das Schiff sich schwerfällig in Bewegung setzte, blickte er nach der Stadt hinüber, die wachsend durch den leicht geröteten Nebelvorhang drang; mächtig schwebten die Türme des Domes näher. Nun wäre diese Arbeit zum letzten Male getan, dachte der Kaiser. Es fiel ihm ein, wie er das erstemal, im Jahre 1608, als Stellvertreter seines Oheims Rudolf den Reichstag eröffnet hatte, wie er sich damals hatte plagen müssen und doch zuletzt nichts ausgerichtet hatte. Und es war doch schön gewesen, schöner, so schien es ihm jetzt, als jemals nachher. Wie der gefrorene Schnee unter den Pferden gekracht hatte in jenem kalten Winter, und wie die Eisblumen selbst im erwärmten Zimmer die Fenster gleichsam mit weißem Gobelin bedeckt hatten! Wie gern er sich damals schön gekleidet und sich öffentlich gezeigt hatte! Und wie er die Briefe von zu Hause erwartete und sich nach seiner Mutter, seiner Frau und seinem Erstgeborenen bangte, die nun alle lange tot waren!

Die Augen fielen ihm zuweilen über diesen Bildern zu, und dann flossen sie durcheinander und verschwanden ganz, bis ihn ein Geräusch auf dem Schiffe weckte. Plötzlich fiel ihm die Schule von Ingolstadt ein und die Abschiedsfeier, die seine Lehrer und Mitschüler für ihn veranstalteten, als er nach seines Vaters Tode die Universität verließ. Die

Knaben waren als Genien gekleidet, trugen Blumenkränze in den Haaren und sagten Gedichte auf, in denen sie seine Tugend und erworbene Gelehrsamkeit priesen und seinen Verlust beklagten. Das, dachte er, während die turmüberragten Dächer von Regensburg sacht in den Dunst der Ferne zurückwichen, wäre doch der allerschönste Augenblick seines Lebens gewesen. Ob er noch etwas davon wiederfände, wenn er nach Ingolstadt ginge? Aber zuerst mußte er ja die gelobten Wallfahrten ausführen, damit er, wenn Gott ihn abriefe, alle mögliche Vorsorge für sein ewiges Heil getroffen hätte.

Einige Tage, nachdem der Kaiser in Wien angekommen war, starb er in den Armen seines Freundes, des Oberjägermeisters von Mansfeld.

In der Freigrafschaft ritt Herzog Bernhard auf müdem Pferde über die mit kurzem Gebüsch bewachsenen Hügel des Jura. Wie ein Schiff das Wasser durchschneidend eine Schaumstraße hinter sich läßt, glomm der Westen noch über der versunkenen Sonne, überall sonst war matte weiße Helligkeit. Jenseits von schwarzen Hügeln und Tälern erstreckte sich unabsehbar die Ebene, aus der man zuweilen den Rhein aufblitzen sah.

Bernhard dachte über die Möglichkeit nach, den Rhein vom baselschen Gebiet aus zu überschreiten. Würden die evangelischen Eidgenossen ihm den Durchzug gestatten? Wäre es besser, einem möglichen Abschlag durch die Tat zuvorzukommen? Würde er imstande sein, wider ihren Willen den Übergang zu erzwingen, und würde er gut tun, das zu wagen? Und wenn es mißlang, was blieb ihm dann übrig? Sollte er dann Richelieu mit seinem Abfall drohen und dadurch wirksamere Unterstützung von ihm er=

pressen? Er hatte über dies alles seit vielen Tagen schon so viel nachgedacht, daß er kaum noch etwas anderes denken konnte. Wie von dem unerreichbaren Ufer einer anderen Welt her hörte er die süße Musik schlagender Nachtigallen: er vernahm sie und fühlte sich doch davon ausgeschlossen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er vom Pferde steigen, sich in das Gebüsch hätte werfen und laut klagen können, um dann zu schlafen. Warum tat er es nicht? Er raste weiter mit seinen Gedanken, wund und müde wie sie, ohne sie und sich selber aufhalten zu können.

Ein Adjutant kam und fragte den Herzog, ob er etwas essen wolle; etwa eine Stunde weit sei ein Dorf, woher man etwas für ihn holen könnte. Bernhard schüttelte den Kopf und dankte; er habe ein Stück Brot in der Tasche, das genüge ihm.

Die Feuerspur des versunkenen Sonnenschiffes erlosch. Nun war nirgend mehr Farbe; aber aus allen Poren des Himmels und der Erde strömte ein starker, unnennbarer Duft. Bernhard dachte plötzlich an seinen Bruder Johann Friedrich, der sich, wie es hieß, dem Teufel verschrieben hatte und einen schändlichen, verzweifelten Tod gestorben war. Jetzt wußte er, wie hart man kämpfen mußte, um den Nachstellungen des Höllenfürsten zu entgehen. Hätte der Glaube ihm nicht den Panzer umgeschnürt und das Schwert umgürtet, so hätte der allgegenwärtige Feind wohl längst einen Augenblick erspäht, wo er aus Schwäche sich hätte überwältigen lassen. Es fiel ihm ein, wie der verstorbene Schwedenkönig vor der Schlacht bei Lützen gesagt hatte: Der Herr ist mein Harnisch; und indem er daran dachte, richtete er sich unwillkürlich gerader auf, lächelte und hielt sein Pferd an, um die ihm folgenden Begleiter zu erwarten.

Seit er Nachricht von Herrn von Erlach erhalten habe,

sagte er munter zu den Herren, habe er großes Vertrauen zur Sache. Erlach sei aus angesehenem Berner Geschlecht, stehe in hohem Respekt bei den evangelischen Eidgenossen; er würde es den Baslern gewiß beibringen, daß sie ein Auge zudrückten.

Wenn sie im Bistum Basel Quartiere bekämen, sagte einer von den Offizieren, dann wäre ihnen geholfen. Dann könnten sich die Soldaten einmal recht erquicken, da wäre Überfluß.

Lieber noch wollte er doch stracks über den Rhein gehen, sagte Bernhard.

Ein paar Tage später, als Bernhard in der eroberten Abtei Lüders lag, traf Erlach bei ihm ein; der Herzog ging ihm entgegen, umarmte ihn und sprach seine Freude aus, ihn wiederzusehen.

Erlach nickte und lachte. Wenn es dem Herzog recht sei, sagte er, so blieben sie jetzt ein Weilchen beisammen. Er müsse sich einmal auslüften. Wäre man so lange draußen in der Welt gewesen, so gefiele es einem zu Hause nicht mehr.

„Ich wollte, ich hätte ein Zuhause," sagte Bernhard.

Nun, entgegnete Erlach, das habe er doch. Sie würden ihn daheim wohl mit offenen Armen aufnehmen.

Ja, in Weimar, sagte Bernhard; da dürfte er vielleicht Kräuter für die Apotheke trocknen.

Eben, eben, lachte Erlach; dazu brauche man kein Held und Herzog zu sein.

Ein Imbiß war vorbereitet worden, und sie setzten sich einander gegenüber in den Schatten des Zeltes; Bernhard sprach von der bösen Zeit, und wie er manchmal am Verzagen gewesen sei. Daß sein Oheim Johann Georg ein Judas sei und das Vaterland verraten habe, das hätte man

erwarten können; aber eine bittere Erfahrung sei es, daß auch die anderen abtrünnig geworden wären. Selbst der Landgraf werde nur mühsam mit Tonnen Goldes beim französischen Bündnis gehalten.

Es sei freilich mißlich, ohne Geld Krieg zu führen, meinte Erlach. Der Landgraf habe alles Seinige zugesetzt, und seine Ritter rückten nichts heraus. Er habe ja jetzt bis auf Gröningen zurück müssen, nachdem halb Hessenland abgebrannt sei.

„Was macht das?" sagte Bernhard. „Er hat ein Heer und ein Schwert."

„Ohne Geld kann er sich das auch nicht erhalten," sagte Erlach, „und Geld ist nur bei Frankreich zu finden."

Bernhard klagte über Frankreich, daß sie ihn mit Versprechungen an sich zögen, in der Hoffnung, durch ihn zu gewinnen, zugleich aber fürchteten, er könne mächtig und selbständig werden, und ihn deshalb im Stiche ließen.

So hätten sie es ja mit Gustav Adolf auch gemacht, sagte Erlach. Wer sich mit Frankreich einließe, müsse Augen und Ohren offen halten. Sonst könne man sich auch keine Achtung bei ihnen verschaffen. Aber nach seiner Meinung sei Bernhard auf dem rechten Wege. Er sei der Mann für ein Wagnis. Frankreich sei nun einmal der natürliche Verbündete der Evangelischen im Reiche sowie in der Schweiz; im Kriegswesen wären sie aber rückständig, darum bedürften sie der Deutschen, und könne jeder bei dem Handel zu seinem Rechte kommen. Wenn Heinrich IV. nicht gestorben wäre, hätte man es freilich leichter gehabt. Zwei Todesfälle hätte er nun erlebt, die zur Unzeit gekommen wären: Heinrichs IV. Tod und Gustav Adolfs.

Bernhard verfiel in Gedanken. Was Gottes Absichten dabei gewesen sein möchten, sagte er, daß er gerade diese

beiden Beschützer des evangelischen Wesens so früh abgerufen hätte!

Gott könne wohl auch einmal daneben greifen, schmunzelte Erlach. Übrigens mißfiele es ihm vielleicht, wenn sich alle zu sehr auf einen verließen und einen vergötterten. Freilich wären die Menschen einmal so. Wie wäre es in seiner Jugend mit Moritz von Oranien gewesen! Hätte einer unter dem etwas mitgemacht, so hätte er geglaubt, die ganze Kriegswissenschaft im Leibe zu haben. Und die Niedergeschlagenheit, als damals vor Jülich die Nachricht von Heinrichs IV. Tode gekommen wäre! Er fing an, sich in Erinnerungen zu ergehen, wie lustig das Lagerleben damals gewesen wäre, wie es fast alle Tage Zweikämpfe und Bankette und Zechereien gegeben hätte. Er sei wohl dabei gewesen, habe aber weder mitduelliert noch mitgesoffen, weil er seinem Vater versprochen gehabt hätte, vor dem 18. Jahre nicht damit anzufangen. Das habe er auch gehalten, habe immer die Betrunkenen mit ins Bett tragen können.

Bernhard hörte mit ungewohntem Behagen zu; er kam sich dem um etwa 15 Jahre älteren, festen, breiten, kühlsinnigen Berner gegenüber fast wie ein Kind vor und fühlte sich wohl dabei.

Von allen Feldherren, unter denen er gedient habe, erzählte Erlach, wären Moritz von Oranien und Gustav Adolf die besten gewesen. Bei denen wäre es nicht kreuz und quer, sondern gerade auf ein Ziel zugegangen; Oranien sei kaltblütiger und dadurch auf einer Seite im Vorteil gewesen, doch habe er sich auch nie so weit expandieren können wie der Schwede. Jetzt sei keiner da, der seine Stelle einnehmen könnte, außer Bernhard.

„Ich hatte es auch einmal gedacht,“ sagte Bernhard, „aber ich bin kein König, sondern muß einem Könige dienen.“

Das werde schon anders kommen, tröstete Erlach, und hernach werde sein Ruhm desto größer sein. Was an ihm sei, so wolle er sich gern für Bernhard und die gemeine Sache einsetzen. Zuerst hoffe er zu erwirken, daß die Basler ihn durchpassieren ließen. Lust hätten sie wohl dazu, es fehle ihnen nur an Mut.

Wie Erlach ihnen denn Mut machen wollte? fragte Bernhard.

Das Maul voll nehmen und Sprüche machen, lachte Erlach. Die Donnerhagel von katholischen Eidgenossen nähmen sich alle Tage mehr heraus, weil man zuviel Umstände mit ihnen machte. Es möchte ja beim katholischen Bekenntnis auch rechte Leute geben; aber eine Schlamperei sei es doch, und im eignen Hause dürfe man es nicht leiden. Solange die Eidgenossenschaft den Krebs im Eingeweide hätte, würde es nie Ruhe und Ordnung geben. Schelme und Verräter wären die katholischen Orte, die jeden Tag Österreich und Spanien einlassen würden, wenn ihnen die Evangelischen nicht aufpaßten. Hundertmal in diesem Kriege hätten sie Österreich Vorschub geleistet, das sei jedermann bekannt, und doch hätte man Bedenken, wenn es gälte, die evangelische Sache zu fördern. Die österreichische Nachbarschaft im Elsaß habe ihnen genug zu tun gegeben, eine evangelische wäre ihnen lieber. Hätten also Ursache, Bernhard die Hand hinzustrecken, wenn er hinüberspringen wollte.

Er beanspruche ja nicht viel, sagte Bernhard, die Basler brauchten nicht für ihre Güter und Vorräte zu fürchten. Korn brächte er mit, wenn die Basler es ihm nur backen wollten, so bedürfe er nichts weiter.

Um so besser, sagte Erlach, die Basler wären nicht wie die Nürnberger, steuerten womöglich nichts umsonst, außer etwa ein Gebet.

Unter heimlicher Begünstigung der Straßburger gelang es Bernhard, nachts bei Rheinau den Strom zu überschreiten und sich so fest zu verschanzen, daß seine Stellung für uneinnehmbar gehalten wurde. In der Tat prallte ein Angriff ab, den Johann von Werth trotzdem wagte; dennoch vermochte Bernhard seinen Erfolg nicht auszunützen. Außer Werth führten auch Savelli und Speerreuter ihre Truppen gegen ihn heran; diese vereinigte Macht zu durchbrechen, war Bernhards Heer nicht stark genug, und umsonst bat er Richelieu um Unterstützung. Während des Stilliegens in den Schanzen ging der Proviant aus und rissen Seuchen ein, der Herzog selbst war oft krank. Unglücksnachrichten schlugen seine Hoffnung nieder, namentlich daß die Festung Hanau, die als Verbindungspunkt zwischen ihm und Hessen wichtig war, und die der schottische Oberst Ramsay lange mit Geschick gehalten hatte, endlich hatte akkordieren müssen. Diejenige Abteilung seines Heeres, die von der Schweizer Seite aus den Rhein hatte überschreiten sollen, kehrte kläglich herabgemindert zu ihm zurück, da die Baseler trotz der Bemühungen Erlachs den Durchzug abgeschlagen hatten.

Im September mußte Bernhard sich entschließen, Rheinau zu verlassen und Winterquartiere zu suchen. Die Schanzen, deren Verteidigung er einem französischen Offizier übertragen hatte, wurden bald durch Johann von Werth erobert, womit die einzige kostbare Frucht des mühseligen Feldzuges verloren war.

Das Häuschen des Totengräbers von Ruffach lag in die niedrige Mauer des Kirchhofs hineingebaut auf einer Anhöhe am Rande der Stadt. Kleine schwarze Wolken liefen wie galoppierende Hunde, von der Peitsche des eisigen Nordwindes getrieben, über den kahlen Hügel, auf dem der Gal-

gen stand, über das Stadttor, über die Gräber und weiterhin über den Fluß, auf dem eine plumpe, krötenhafte steinerne Brücke saß.

Der Totengräber erwachte und richtete sich schlaftrunken auf, um sich klar zu werden, was für ein Geräusch ihn gestört hätte. Erst war alles still, dann hörte er das Fauchen des Windes, der näher und näher kam, dann das Klappern eines an die Mauer schlagenden Fensterladens und dann Schritte auf dem gefrorenen Boden des Kirchhofs. Er ergriff ein Beil, das neben ihm an der Wand hing, warf einen Mantel um und sah an das Fenster tretend ein paar menschliche Gestalten, die sich vorsichtig auf allen vieren an der Mauer entlang schlichen, über die sie augenscheinlich hereingeklettert waren. Für Soldaten hielt er sie nicht, die wären wohl dreister gewesen; es mochten Marodebrüder oder Zigeuner sein, die Leichen ausgraben und berauben wollten.

Wie ihm durch den Kopf ging, daß sie sich etwas Wertvolles aneignen könnten, daß ihm gewissermaßen entginge, verschwand seine Furcht, er eilte aus der Tür und stand plötzlich vor ihnen. Soviel er sehen konnte, hatten sie keinerlei Waffen außer Stöcke, was auch die Angst, die er ihnen augenscheinlich einflößte, zu bestätigen schien. Zwei blieben auf den Knien vor ihm liegen, hoben flehend und abwehrend die Hände und wimmerten, sie hätten seit vielen Tagen nur Gras und Erde gegessen, er solle sie um Gottes willen einen frischen Leichnam ausgraben lassen, damit sie ihren Hunger stillen könnten.

„Pfui," sagte der Totengräber, „das ist häßlich. Seid ihr Werwölfe?"

Er wollte, sie wären Wölfe, sagte einer, so wären sie nicht so verstoßen. Die Soldaten hätten ihr Dorf abge-

brannt, sie hätten sich weitergebettelt, aber überall wären Häuser und Hände leer. Da hätten sie sich entschlossen, bei den Würmern anzuklopfen; ihre Frauen und Kinder warteten draußen im Straßengraben.

Wenn es herauskäme, würden sie bestraft, sagte der Totengräber, und deutete nach dem Hügel, auf dem der Galgen stand und wie ein Wegweiser in die wilde Mitternacht deutete; man konnte sehen, daß etwas daran hing und im Winde schwankte. Erst vor ein paar Wochen, sagte er, sei eine Frau aufs Rad geflochten, weil sie einen Soldaten, den sie im Quartier gehabt, geschlachtet und mit ihren Kindern verzehrt hätte.

Hungers zu sterben sei viel ärger, sagte der eine der Männer, weil es länger dauere. Das sei überhaupt ihre Sache, er solle sich in sein Haus einschließen, so werde niemand erfahren, daß er darum gewußt habe. Der Totengräber zögerte; aber ein unbehüteter Blick, der aus den Augen des Mannes auf ihn fiel, warnte ihn, sich der Bande nicht auszusetzen, sie hätten ihn vielleicht trotz seines Beiles mit ihren Knütteln totgeschlagen. Wenn sie es durchaus wagen wollten, sagte er, so wolle er Erbarmen haben. Es sei an dem Tage der reichste Kaufmann in der Stadt gestorben, den die Soldaten vor Wochen als Geisel mitgenommen hätten. Die Stadt und Verwandtschaft hätten ihn endlich mit einer erklecklichen Summe ausgelöst, aber das üble Traktament mit Hunger und Kälte habe ihm so zugesetzt, daß er bald nach seiner Rückkehr gestorben sei. Sei früher ein stattlicher Mann gewesen, habe aber sich selbst nicht mehr gleich gesehen.

Während die Leute gruben, stand der Totengräber dabei, unschlüssig, ob er sich in sein Haus zurückziehen oder den Ausgang erwarten sollte. Es wäre billig, sagte er, daß sie das Totenhemd, mit dem der Mann bekleidet gewesen wäre,

ihm gäben, da sie ihm ja alles verdankten. Die Männer, die unterdessen den Sarg geöffnet und den Leichnam herausgerissen hatten, packten ihn und wollten sich davonmachen. Sie hätten allein gearbeitet, brummten sie, so komme ihnen auch der Ertrag allein zu. Würden sie gefaßt, so würde er es auch nicht mitgetan haben wollen. Was ihnen einfiele? rief der Totengräber, sie liefen fort, ohne das Grab wieder zu verschütten, und er solle umsonst ihren Dreck nachräumen? Er sprang ihnen nach, packte den einen herunterhängenden Arm des Toten und bemühte sich, die beiden Ringe abzuziehen, die ihm am vierten Finger saßen. Der eine der Männer versetzte ihm einen Stoß, daß er rücklings auf den Boden fiel; aber er raffte sich auf und schrie zornig, er werde das Glöckchen auf seinem Dache läuten, daß die Stadt aufwachte und sie ihren Lohn bekämen. Nun fielen sie über ihn her, und es gelang ihnen, ihm das Beil zu entwenden. Sie könnten ihm leicht den Garaus machen, sagten sie, und sich mit seinem Fleisch den leeren Bauch füllen; aber aus christlicher Liebe wollten sie ihn am Leben lassen und ihm sogar den einen der goldenen Ringe überlassen. Dagegen verpflichtete er sich, das Grab wieder zuzuschütten und sie unterdessen in seinem Hause ihr Mahl zurichten und verzehren zu lassen, wo sie am ehesten ungestört bleiben würden.

Bernhard von Weimar nahm seinen Helm ab und reichte ihn einem seiner Pagen mit der Bitte, er solle ihm aus dem Bache, der zwischen den Hügeln hinunterlief, Wasser schöpfen. Während er trank, kamen ein paar Offiziere herangeritten und riefen von weitem, der Werth sei auch gefangen, nun wären alle Vögel in der Schlinge. Bernhard erkundigte sich nach den Einzelheiten und sagte dann, es komme ihm wie ein Traum vor, ein solcher Sieg nach

dem kürzlich erlittenen Unglück, wo er schon alles verloren gegeben hätte. Es sei wirklich, als habe Gott die Feinde mit Blindheit geschlagen. Sie wären in guter, gesicherter Stellung gewesen, hätten die Bauern im Schwarzwald kampfbereit zur Stelle gehabt, die ihnen Flanken und Rücken hätten frei halten können, so daß er den Überfall für ein fast desperates Stück gehalten hätte, zumal nach dem erlittenen großen Verlust.

Oberst Hatstein erwiderte, es wäre auch sicherlich Verrat im Spiele gewesen. Der Fürstenberg hätte nicht recht sekundieren wollen, möchte französisches Geld dahinter stecken.

Sie ritten jetzt über ein welliges, von kurzen Tannenhecken durchschnittenes Gelände, wo als eine Spur des heftigen Kampfes, der hier stattgefunden hatte, Tote und Verwundete lagen. Am Rande des Baches, wohin er sich geschleppt haben mochte, wand sich ein Mann mit der weimarischen Feldbinde am Arme in Todeskrämpfen. Warum kein Prediger zur Stelle sei? fragte Bernhard, die Brauen runzelnd, und sprang vom Pferde, um dem Unglücklichen selbst beizustehen. Er kniete neben ihm nieder, stützte seinen Kopf und wollte ihm zu trinken geben; aber der schüttelte den Kopf und sah den Herzog mit einem Blick an, der zu sagen schien, das diene ihm nicht mehr. Bernhard fragte, sich über ihn beugend, ob er fest im lutherischen Glauben sei und ob er seine Sünden bereue? Für den Glauben habe er gekämpft, ein Söldner des gerechten Gottes gegen den Antichristen, der Herr der Heeresscharen werde ihm die ewige Seligkeit zum Lohne geben. Während der Sterbende die brechenden Augen auf das über ihn geneigte Gesicht heftete, betete Bernhard mit fester Stimme: Daß aber die Toten auferstehen, hat auch Moses gedeutet. Gott aber ist nicht

der Toten, sondern der Lebendigen Gott; denn sie leben ihm alle.

Die Offiziere standen entblößten und gesenkten Hauptes dabei und warteten, bis der Soldat verschieden war.

„Es ist viel gutes Soldatenblut geflossen," sagte Bernhard, als sie wieder unterwegs waren, „aber ich will sorgen, daß es nicht umsonst für das Vaterland gewesen sei." Er verfiel in ernste Gedanken, die niemand zu stören wagte. Nun es wieder aufwärts ginge, dachte er, und er den Fuß im Elsaß hätte, würde Richelieu alles aufbieten, um ihm die Beute zu entreißen. Dabei würde er sich auf den Vertrag stützen, den er, Bernhard, hatte eingehen müssen; ob mit Recht oder Unrecht, danach würde er nicht fragen. Dieser zweite Kampf würde nicht weniger erbittert sein als der, in dem er eben gesiegt hatte; er würde unablässig wachsam, unablässig auf der Hut sein müssen, sonst würde seine Arbeit Deutschland zum Fluch statt zum Segen werden. Es überlief sein Herz bitter, wenn er daran dachte, wie die Franzosen seine Schritte begleiteten, um wie die Harpyien der Sage auf das Mahl, das ihn ernähren sollte, herunterzustoßen und es selbst zu verschlingen. Nicht seine Schuld sei es, sagte er sich, wenn sein Streben mißglückte, sondern die seiner Blutsverwandten und Mitfürsten, die ihn im Stiche ließen, beschränkte Sicherheit dem Strudel des Krieges vorziehend.

Am folgenden Morgen wurde ein Dankgottesdienst auf dem Schlachtfelde abgehalten. Es war ein milder Tag; die Luft schmeichelte sich gelind wie der Pelz junger Tiere über die rötlichbraunen Spitzen der Wälder, über das zertretene Gras, über die Türme von Rheinfelden und die knienden Soldaten. Nach der Predigt stimmte der Geistliche an: Eine feste Burg ist unser Gott, und alle sangen

mit; die Töne marschierten wie eiserne Krieger gegen das Mordfeuer einer feindlichen Batterie.

Bernhard dachte an viele Stunden seiner Kindheit, wenn seine verstorbene Mutter, von mancherlei Unbill bedrängt, namentlich durch seinen mißtrauischen und herrschsüchtigen Oheim und Vormund Johann Georg, als schöpfe sie Kraft daraus, dies Lied angestimmt, und wie die starke, dunkle Stimme seine schwache, schwankende mitgetragen hatte. Er glaubte die geistgewordene zu vernehmen, wie sie aus Gottes Herzen hervorquellend sich wiederum mit der des begnadeten Sohnes vereinte, und Tränen des Entzückens stiegen in seine Augen.

Zu dem Bankett, durch welches der Sieg gefeiert wurde, waren auch mit Ausnahme Speerreuters, der als Überläufer behandelt wurde, die gefangenen Offiziere geladen. Savelli erhielt seinem Range und Stande gemäß den Ehrenplatz an Bernhards Seite, Johann von Werth und Adrian Enkevort saßen ihnen gegenüber. Auf Bernhards höfliche Erkundigung, ob die Herren mit Unterkunft und Verpflegung zufrieden wären, antwortete Savelli, wenn sie nur an ihre eigene Bequemlichkeit dächten, könnten sie sich nichts Besseres wünschen, als zeitlebens Bernhards Gefangene zu sein, ganz abgesehen davon, daß selbst versuchte Soldaten von einem solchen Helden noch lernen könnten.

Diesmal hätten sie hauptsächlich lernen können, Glück zu haben, sagte Bernhard liebenswürdig; er habe selbst auf solchen Sieg nicht gerechnet.

Johann von Werth, der unmutigen Gesichts auf seinen Teller gestarrt hatte, warf einen grimmigen Blick auf Savelli und sagte, das wolle er wohl glauben; aber was der Herzog Glück nenne, heiße auf ihrer Seite Lotterei.

O nicht doch, sagte Savelli spöttisch, Werth sei zu hart gegen sich.

Ja, hart sei er gegen sich, fiel dieser rasch ein; aber anders als Savelli meine. Als er zu Augsburg das Handbrieflein des Kaisers erhalten habe, der Herzog von Weimar ziele auf die österreichischen Vorlande, da habe er sich gerade die Kugel herausschneiden lassen, die ihm noch vom vergangenen Jahre her hinter dem Ohre gesteckt habe. Der vortreffliche Wundarzt habe gesagt, er dürfe beileibe nicht zum Heere gehn, bevor die Wunde ausgeheilt sei, sonst könne der Brand hineinschlagen und gar ein tödliches Ende erfolgen; aber er habe geantwortet, solange er Leben habe, wolle er es für den Kaiser einsetzen, die Bank halte Gott. Herzog Bernhards Diskretion und Tapferkeit in Ehren, hätte man seinerzeit auf ihn, Johann von Werth, gehört und ihn den Lauffenburger Paß verstärken lassen, so würde ihn der Herzog nicht haben nehmen können; aber man habe leider dem Grafen von Fürstenberg nachgegeben, der nicht gewollt habe, daß ihm ein braver deutscher Mann auf die Finger sähe. Wie sie dann die schöne Viktoria davongetragen hätten, das sei ja jedermann bekannt, und wie der Herzog von Savelli sich nach Rheinfelden gesetzt habe, als sei der Braten nun gar und brauche nur gefressen zu werden. Savelli werde sich wohl erinnern, wie er, Johann von Werth, noch am Vorabend gewarnt und das Unglück vorausgemalt habe; da ihm aber nur eine spitze Antwort zuteil geworden wäre, habe er das Maul zugeklappt und geschwiegen.

Nun, wenn Werth an die Sache rühre, sagte Savelli scharf, so wolle er jetzt bemerken, daß, wenn Werth sein Bedenken gebührlich vorgebracht hätte, er einen Kriegsrat berufen haben würde, um die Sache zu untersuchen. Das habe Werth aber nicht getan, sondern ohne Begründung gegen seine Anordnungen gemurrt, was er natürlich nicht beachtet habe; denn wenn er Werths Widerspruch und

Brummen immer regardieren wollte, so würde er nicht einen Schritt vor den andern setzen können. Werth stemme sich gegen alles, verderbe alles durch seinen Ungehorsam, und dem Rechte nach hätte er, Savelli, schon ganz anders mit ihm verfahren dürfen. Werth sei ohnehin beim Kurfürsten nicht gut angeschrieben, weil er nur seinem eigenen störrischen Willen nachginge und den Krieg wie ein Freibeuter mit Streif- und Raubzügen betriebe.

Wenigstens sei er noch nie davongelaufen, rief Werth. Herzog Bernhard selbst solle bezeugen, ob er je seinen Rücken gesehen hätte.

Nein, niemals, lachte Bernhard, außer bei der gestrigen Affäre.

Auch Savelli lächelte. Er habe geglaubt, sagte er, Kavaliere machten ihre Streitigkeiten untereinander mit dem Schwerte aus, nicht in Gesellschaft mit der Zunge.

Die Mahnung lasse er sich gefallen, rief Werth aufspringend laut und hitzig, er sei auf der Stelle bereit, die Sache auszutragen.

Nicht ohne Spott sagte Bernhard, er müsse die Herren erinnern, daß sie augenblicklich keine Schwerter hätten, und was ihn betreffe, so sei er froh, die Ursache zu sein, die zwei so ausgezeichnete Generale verhinderte, ihr Blut zu vergießen. Werth setzte sich wieder, und das Mahl nahm seinen Fortgang; aber der Wein brachte keine Fröhlichkeit, sondern erhitzte nur die vorhandene Wut und Rachsucht.

Savelli hatte sich von Herzog Bernhard erbeten, in Laufenburg bleiben zu dürfen, wo er einige Beziehungen hatte, und benutzte diese, um zu entfliehen. Die beteiligten Personen, mehrere Priester und eine Frau, ließ Bernhard aufhängen; sonst, sagte er, würden die in Paris ausgestreuten

Verleumdungen, als unterhandle er mit dem Kaiser und sei die Flucht mit seiner Bewilligung geschehen, Nahrung erhalten.

Daß es des Kaisers Wunsch war, sich mit Bernhard zu vergleichen, ging aus einem Brief hervor, den Savelli aus Heilbronn, wohin er sich gewandt hatte, an den Herzog richtete. Es liege einmal in der menschlichen Natur, die Freiheit zu lieben, begann Savelli, damit werde Bernhard es gewiß entschuldigen, daß er sich der Gefangenschaft entzogen habe. Er wolle sich der erlangten Freiheit zu Bernhards Wohl bedienen, indem er den Frieden zwischen ihm und dem Kaiser vermittelte. Weiter schrieb er, wie schade es sei, daß ein solcher Held seinem Vaterlande entfremdet würde, und daß der Kaiser, wenn Bernhard geneigt sei, ihn, Savelli, mit der Fortführung der Verhandlung betrauen würde.

Bernhard war entrüstet, daß der meineidige Italiener an ihn zu gelangen wagte, und davon absehend, wie hätte er eben jetzt an Frieden denken können, da das Glück sich ihm wieder zugewandt hatte? Allerdings wurde er bald inne, daß die Eroberung von Breisach große Schwierigkeiten haben würde; denn er verfügte über zu wenig Truppen, als daß er die Zufuhr von Vorräten durchaus hätte verhindern können. Obwohl er die Schwarzwaldpässe besetzt hatte, gelang es Götz, auf Umwegen das Kinzigtal zu erreichen und Lebensmittel in die Festung zu werfen, wodurch die Aussicht, sie durch Hunger zu schneller Übergabe zu zwingen, schwand. Ungeduldig und niedergeschlagen verweilte Bernhard in Neuenburg, als ihm in der Ankunft Erlachs Trost aufging. Dieser hatte, als die evangelische Eidgenossenschaft sich Österreich näherte, seine Staatsämter niedergelegt, um sich Bernhard ganz anzuschließen, da die

jesuitische Politik seiner Heimat sich, wie er sagte, mit seinem Gewissen nicht vertrüge.

Bernhard empfing ihn froh und dankbar; solange er lebe, versicherte er, solle Erlach dies heldenmütige Opfer nicht bereuen. Was er besitze und vermöge, gehöre dem tapferen, treuen Offizier, der sein Glück auf ihn baue. Er stehe schon auf der Schwelle seines Traumes; wenn Frankreich nur einmal die oft wiederholte Zusage erfüllte und ihn vertragsgemäß unterstützte, so wäre das Elsaß sein.

Erlach, seinen großen Mund schief ziehend, bedachte sich. Bernhard wisse ja Bescheid, sagte er, er sei für Frankreich, weil Frankreich wider Österreich sei, übrigens könne er es nicht gut mit den Franzosen und dürfe es nicht auf sich nehmen, etwas bei ihnen auszurichten; er sei zu grob und zu gerade, verstehe sich nicht auf die Gaukelei und Gleisnerei, die dort im Schwange sei.

Dagegen wandte Bernhard ein, als Berner stehe Erlach bei den Franzosen in hohem Ansehen, niemand würde ihn leicht vor den Kopf stoßen. Dazu komme, daß er, Bernhard, nur Erlach vertraue, sich nur ihm ganz eröffnen würde, und daß Erlach deshalb, weil er genau wisse, worauf es ankäme, mehr als ein anderer ausrichten könnte.

So von Bernhard gedrängt, erklärte sich Erlach bereit, in seinem Auftrage nach Frankreich zu gehen, und ließ sich neben der schriftlichen Instruktion durch Bernhard mündlich von allen seinen Absichten und Wünschen unterrichten.

Es sei nicht damit getan, erklärte Bernhard, daß ihm französische Truppen geschickt würden; darauf komme es an, daß die Hilfsvölker seinem Oberbefehl unterstellt würden. Kämen sie unter einem Anführer von hoher Geburt und Stellung, der sich ihm nicht unterordnete, so erschwerte das seine Operationen, hauptsächlich aber könnte Frankreich da-

durch selbständigen Anteil an seinen Eroberungen gewinnen, wodurch alle seine Pläne vernichtet würden.

Erlach nickte. Aus dem Grunde würden sie eben darauf bestehen, meinte er.

Es sei von äußerster Wichtigkeit, sagte der Herzog. Er durchschaue vollkommen, worauf sie hinaus wollten. Sie dächten ihn als einen Söldnerführer mit einem Trinkgeld zu verabschieden.

„Ja, mit einem gepulverten, das man in den Wein schüttet," sagte Erlach lachend und sich die Hände reibend, „oder mit einem spitzen, das ein Bandit überbringt."

Bernhard sah ihn groß an. „Sie möchten wohl," sagte er, „aber das trauen sie sich nicht."

Erlach lachte noch immer. „Nein, das sind Possen," sagte er. Welsche Praktiken wären das, in Frankreich glaubten sie alles mit ihrer Pfiffigkeit und Überlegenheit auszurichten. Wie denn nun eigentlich Bernhards Vertrag laute?

Bernhard klagte, daß auch in dem neuen Vertrage Zweideutigkeiten unterliefen, weil Frankreich sich eine Tür für seine Gelüste offen lassen wollte. Das Elsaß sei ihm zwar klar zugesprochen; aber sie wollten Breisach nicht zum Elsaß rechnen, und ohne Breisach könne er doch das Elsaß nicht halten.

Wenn er es nur erst hätte, so zweifle er nicht, sagte Erlach, daß Bernhard es festhalten würde.

Das müsse er aber auch, sagte Bernhard, der aufgestanden war und unruhig auf und ab ging. Ehe man ihm nachsagte, daß er das uralte deutsche Reich zerstückt und an die Fremden verkauft hätte, lieber wollte er die himmlische Seligkeit verscherzen.

Nun, nun, beruhigte Erlach, so habe er es ja nicht gemeint.

Bernhard indessen redete in seiner Erregung weiter: So

hätte er die Hände davon lassen müssen! So wäre das Elsaß ja besser bei Österreich geblieben.

Das wolle er denn doch nicht sagen, meinte Erlach langsam; die spanische Teufelei und Schlamperei sei doch die ärgste.

Bernhard schüttelte heftig den Kopf, während er fortfuhr auf und ab zu gehen. Das lasse er dahingestellt sein, sagte er; er wolle nicht Verräter bei den Deutschen heißen. Er müsse und müsse das Elsaß festhalten. Wenn er es sich jetzt entreißen ließe, wäre es auf ewig verloren. Erlach müsse ihm helfen, wenn er sein Freund sei.

Was er könne, wolle er für Bernhard tun, versprach Erlach, er wünschte nur, daß er besser dazu taugte. Die evangelischen Eidgenossen könnten sich keinen lieberen Nachbar wünschen als einen so redlichen deutschen Fürsten wie Bernhard.

„Ja, mein Herz ist redlich und deutsch," sagte Bernhard, indem er sich die Stirn trocknete, „das schwöre ich bei Gott."

So werde Gott ihm auch beistehen, sagte Erlach.

Erst im Juni erhielt Bernhard Nachrichten von Erlach aus Paris, die nicht günstig lauteten. Es lasse sich alles übel an, hieß es im Brief, an Höflichkeit fehle es nicht, sei aber nichts dahinter. Daß sie Truppen unter seinen Oberbefehl stellen würden, müsse sich Bernhard aus dem Sinne schlagen, sie spreizten sich gänzlich dagegen unter dem Vorwande, die Franzosen vertrügen sich nicht mit den Deutschen, welche zu grob und ungesittet wären. Auch beständen sie durchaus darauf, die Hand auf Breisach zu legen, freilich nur bis zum Friedensschluß, wo sie alles zurückgeben wollten; aber es wisse wohl jeder, wie das zu verstehen sei. Die Jesuiten hätten zurzeit das Oberwasser in Frankreich, er spiele eine schlechte Figur dazwischen, wolle jedoch ausharren. Das Jahrgeld, das sie ihm hätten anhängen wollen, habe er unter Vorwänden mit guter Miene ausgeschlagen.

Verdüstert durch diese Mitteilungen befand sich Bernhard in seinem Quartier zu Neuenburg, als ihm ein Mann gemeldet wurde, der um Audienz nachsuche; er gebe vor, Hoffmann zu heißen und an den Herzog von dessen Brüdern mit wichtigen Aufträgen abgesendet zu sein.

Das hätte er freilich nicht erwartet, sagte Bernhard, dem das Blut ins Gesicht schoß; es wisse jeder, daß er nichts mit seinen Brüdern gemein habe.

Ob er das dem Hoffmann sagen solle? fragte der meldende Offizier.

Ja, sagte Bernhard, eine Audienz könne er ihm nicht gewähren. Aber, fügte er hinzu, er solle wohl gehalten werden, nicht geringer als die Gesandten von Frankreich oder von Schweden. Und wenn er etwas Schriftliches für ihn hätte, so solle er es abgeben.

Das hatte Hoffmann in der Tat, und Bernhard schickte sich noch am selben Abend an, es zu lesen.

Sie könnten es noch immer nicht glauben, so etwa schrieben die weimarschen Herzöge, daß die alte brüderliche Liebe gänzlich zwischen ihnen zerrissen sein sollte. Mit Schmerzen empfänden sie es, daß ihr eigner Bruder es sei, der den edlen, vielerwünschten Frieden, nachdem man ihn schon am Zipfel zu fassen geglaubt, wieder aus dem Vaterlande verscheuchte. Ach, wenn er sich doch die allgemeine Not wollte zu Herzen gehen lassen! Sie hätten ihr kleines Land glücklich aus der Drangsal gesteuert, nun aber, da sie zu seiner Erhaltung um die Belehnung zu gesamter Hand beim Kaiser nachgesucht hätten, erhebe sich als Hindernis, daß er gegen den Kaiser in Waffen stehe. Er sollte doch den unnatürlichen Dienst bei den Feinden des Reichs aufgeben und sich dem Vaterlande wieder zuwenden.

Als er das lange Schreiben gelesen hatte, stützte Bern-

hard den Kopf in die Hand und starrte in die stillbrennenden Wachskerzen, die vor ihm auf dem Tische standen, während Jelängerjeliebergerüche ins offene Fenster stiegen. Wohl mochten sie seiner denken in der Heimat, hatte er ihrer doch auch nicht vergessen trotz ihrer Untreue! Einst hatten sie sich heilig untereinander verschworen, das Schwert nicht ruhen zu lassen, bis sie Freiheit und Glauben und Vaterland gerettet hätten; was für hohe Träume hatten sie miteinander geträumt! Aus Eifersucht, weil er ihm die erste Stelle im Heer nicht gönnte, hatte Wilhelm ihm Steine auf den Weg geworfen; und wie bald hatte er doch verzagt, wie bald sich aller heroischen Hoffnungen begeben! Sie hatten beide den Stoff zum Feldherrn nicht in sich, weder Wilhelm noch Ernst, der gute, redliche; aber wenn er sie deswegen nicht mißachtete, warum mißgönnten sie ihm den Ruhm, das verlassene Banner hochzuhalten? Warum wollten sie ihn in die Sümpfe ihres Friedens hineinziehen?

Als ob ihn nicht auch nach Frieden verlangte! Ach, wenn er die Qual und das Fieber einmal von sich werfen könnte! Wenn er einmal mit festem, einigem Herzen schlafen könnte!

In seinen Augen, die das Wachs von den Kerzen hinuntertropfen sahen, standen Tränen. Seit jenem heiligfrohen Ostermorgen vor vier Jahren hatte er Weimar nicht mehr gesehen; was für Enttäuschungen, Entbehrungen und Erniedrigungen, was für eine lange schwarze Nacht hatte er seitdem durchkämpfen müssen, deren Ende er noch nicht sah! Was würde er geben in diesem Augenblick um einen Bruderhändedruck!

Rascher und reichlicher stürzten die Tränen aus seinen Augen. Es wäre doch gut, dachte er, daß sie den Hoffmann zu ihm geschickt hätten. Es war wie ein Veilchenhauch aus seinem Kindergarten in dieser kalten, wilden, grausamen

Einsamkeit. Und vor allen Dingen gaben ihm seine Brüder Gelegenheit, sich vor ihnen und aller Welt zu rechtfertigen. Sie und viele mit ihnen mochten denken, daß er um eines französischen Jahrgeldes wegen oder aus Lust an zügellosen Abenteuern im Kriege verharrte, daß er aus kindischem Trotz und Eigensinn des Kaisers Gnade zurückstieße. Das konnte er ihnen nun ausreden; denn es war ihm nicht gleichgültig, was sie daheim von ihm dachten. Um des deutschen Vaterlandes willen kämpfte und litt er; so sollten die Deutschen seinem Namen nicht fluchen.

In den nächsten Tagen beschied er Hoffmann, der über die Sinnesänderung hocherfreut war, zu sich. Nachdem er ihn im Beisein mehrerer hoher Offiziere empfangen hatte, lud er ihn allein zu seinem Abendessen ein. „Er ist grau geworden, seit ich Ihn nicht gesehen habe", begann der Herzog freundlich das Gespräch. „Das Alter und die Sorgen," erwiderte Hoffmann. „Mein Rücken ist krumm und der von Euer Fürstlichen Gnaden ist stark und gerade geworden."

„Wer weiß?" sagte Bernhard. Vielleicht würde Hoffmann ihn dennoch überleben. Krieg und Tod säßen auf einem Pferd.

„Wollen Euer Fürstlichen Gnaden denn ewig Krieg führen?" fragte Hoffmann.

„Wenn ich ihn mit Ehren enden könnte," sagte Bernhard, „so täte ichs noch heute."

„Ach, in Ehren!" sagte Hoffmann, nachdem Bernhard ihm erlaubt hatte frei zu reden. Ja, die Göttin Bellona würde gewiß einen Lorbeer um seinen Helm winden. Aber ob nicht Hafer und Weizen, von treuen deutschen Bauern gesät, ihn reicher machen würde als das welsche Reis, das doch einmal dorren müßte?

Lorbeerblätter! antwortete Bernhard; ja, das wäre frei-

lich eine unfruchtbare Beute, und man dürfe ihn wohl einen hochfahrenden Narren schelten, wenn er der nachjagte. Um solcher willen würde er nicht Ruhe und Familie, ja seinen ehrlichen Namen geopfert haben. Es gehe ja um den reinen Glauben, um die Freiheit des Reiches, um die Größe seines Hauses! Ob denn die Brüder vergessen hätten, warum er Krieg führte?

Sie wären deswegen besorgt, sagte Hoffmann, weil Bernhard in französischem Dienst stehe, und Frankreich eine katholische Macht sei. Es liefen ja auch täglich Zeitungen ein, wie die frommen Bekenner des Evangeliums in Frankreich mißhandelt würden.

Er in französischem Dienst! fuhr Bernhard auf. Er, ein freier Reichsfürst, der uralten sächsischen Kurfürsten Enkel! Nein, er stehe so wenig im Dienst König Ludwigs, wie er je in Gustav Adolfs Dienst gestanden hätte. Er sei frei, frei wie irgendein Monarch der Erde! Warum sollte er dem König von Frankreich nicht einmal einen Reiterdienst tun? Dasselbe hätten ehemals der Pfalzgraf und der Herzog von Anhalt getan. Französisches Geld gegen deutsches Blut, das sei der Handel. Schmählich genug, daß man es im Auslande müsse suchen gehen! Daß die deutschen Fürsten es lieber für Wohlleben und schöne Kleider verpraßten.

Was seinen fürstlichen Bruder, Herzog Wilhelm, betreffe, sagte Hoffmann, so könne er für gewiß bezeugen, daß derselbe oft den Wein auf seinem Tische nicht bezahlen könnte.

Traurig genug! rief Bernhard. Um solches Betteldasein verkaufe er sein Gewissen! Um mit Zagen verschuldetes Brot essen zu können, sehe er zu, wie der Kaiser seinen Glaubensgenossen das papistische Joch aufzwänge! Bleibe ruhig, wenn ganz Schwabenland in die babylonische Gefangenschaft müsse! Er, Bernhard, wolle nicht ruhen, bis

das getretene Deutschland sein Haupt wieder frei erheben könne!

Ach, und wenn sie nun allesamt darüber zur Grube führen, seufzte Hoffmann.

„Nur noch wenige Schritte!“ rief Bernhard mit blitzenden Augen. „Nur noch ein Schritt fehlt! Habe ich erst meinen Fuß auf Breisach gesetzt, so ist es errungen; und das Jahr soll nicht vergehen, bis es errungen ist.“

Das wäre freilich eine große Sache, sagte Hoffmann, die Brauen hoch ziehend. Aber leider sei ja das Elsaß schon an Frankreich verhandelt; es würde sich Breisach nicht gutwillig nehmen lassen.

„Mit gutem oder bösem Willen,“ sagte Bernhard, „es muß. Wo mein Schwert herrscht, bin ich Herr.“

Hoffmann betrachtete Bernhard gerührt und bewundernd. Da er ihn als Buben gesehen hätte, sagte er, ein wenig plump und verschlossen und ohne Equilibrium, hätte er nicht gedacht, daß ein solcher Held aus ihm werden würde. Einem solchen Fürsten gegenüber dürfe er das Maul nicht auftun.

Bernhard reichte ihm die Hand und sagte, ein so treuer und redlicher Diener seines Hauses solle ungescheut seines Herzens Meinung aussprechen. Er sei nur falsch unterrichtet, nicht bösgesinnt, das wisse Bernhard wohl. Man sehe ihn, Bernhard, im Reich für einen Freibeuter und Friedensstörer an. Er sei der letzte evangelische Fürst, der gegen die päpstliche Tyrannei fechte, und habe als solcher einen harten Stand. Aber Gott habe den kleinen David gegen Goliath stark gemacht, darum verzage er nicht. Wenn er Breisach hätte, stehe er fester da, als zuvor König Gustav in Mainz.

Mit Gustav Adolfs Lauf solle Bernhard den seinigen nicht vergleichen, bat Hoffmann, das sei ein übles Omen.

„Wir stehen in Gottes Hand," sagte Bernhard. Hoffmann nickte. Er sähe nun wohl ein, sagte er, daß es allzu verwegen sei, des Herzogs hohen Gedanken folgen zu wollen. Doch sei ihm bange ums Herz. Das arme Deutschland sei ja in Grund und Boden gestampft; was hülfe dem Volke Glauben und Freiheit, wenn es Hungers sterben müßte?

Das Wort Gottes sei der beste Frühling, erwiderte Bernhard; das werde schon neue Saaten keimen lassen.

Wie umständlich der Arzt auch dem Professor Besold in Ingolstadt klargemacht hatte, daß er sterben müsse, wollte er es doch nicht glauben. Wenn er nur dasselbe Pülverlein bekommen könnte, sagte er zu seiner Frau, das ihm früher so gut getan hätte, so würde er gleich gesund werden; aber das aus der Mohrenapotheke sei nicht das richtige.

Nun, erwiderte die Frau, sie wolle jetzt einmal in die Löwenapotheke gehen, vielleicht wäre es da aufzutreiben.

Und dann solle sie den Doktor nicht wieder zu ihm hereinlassen, fuhr Besold fort, so viel Dummheit müsse einen ja krank machen. Der habe gewiß einen Vertrag mit dem Totengräber.

In Stuttgart und Tübingen wären die Leute freilich anders, seufzte die Frau.

Besold spürte die Anzüglichkeit in ihrem Tone und war peinlich dadurch berührt. An die schwäbische Dummheit wären sie einmal gewöhnt gewesen, sagte er. Und nun möchte sie doch schnell in die Löwenapotheke gehn und das Pülverlein holen, fügte er hinzu.

Als er die gute trauliche Gestalt durch die Tür verschwinden sah, wollte er ihr nachrufen, daß sie lieber bei ihm bleiben sollte, denn es schwamm ihm plötzlich dunkel vor den Augen; aber er brachte die Stimme nicht heraus, und

gleich nachher erschien statt ihrer ein Jesuitenpater auf der Schwelle, der ihn, seit er krank war, häufig besuchte.

Nun, fragte der Pater, indem er sich an Besolds Bett setzte, ob Besold wohl vorbereitet auf den Himmel sei? Jetzt könne er sich in Muße das hochzeitliche Gewand anlegen, in dem er zur ewigen Freude eingehen sollte.

Ein Christ, sagte Besold mit etwas ungeduldiger Schärfe im Ton, müsse jederzeit vorbereitet sein. Im Grunde bedürfe es mehr Vorbereitung zum Leben als zum Tode.

Ja, sagte der Jesuit, das sei ein wahres und tiefsinniges Wort, wie man es von einem solchen Gelehrten und Weisen erwarten könne. Es laufe aber auch ein klein wenig Täuschung mit unter, indem man sich nach menschlicher Bequemlichkeit das Sterben zu obenhin ausmalte. Man müsse doch vorher sein Haus bestellt haben.

Natürlich, sagte Besold, das sei alles in Ordnung, sein Testament habe er längst gemacht.

So, also mit Brot und Kleidung und fleischlicher Wohlfahrt habe er seine Frau versehen, sagte der Pater; wie er denn aber für ihre Seele gesorgt habe? Ob ihm dabei kein häßlicher Widerspruch auffiele, wenn ihr Leib schwelgte und ihre arme Seele verschimpfen und verteufeln müsse? Als einem rechten, christlichen Ehemanne müsse es ihm sauer werden abzufahren, solange er ihre Seele in der pestilenzischen Höllenfinsternis wisse.

Was er denn anstellen sollte? seufzte Besold. Die Frau sei die beste, treueste Haut von der Welt, aber von unbesiegbarer Hartnäckigkeit in Glaubenssachen. Sie habe den Irrtum mit der Muttermilch eingesogen; das sitze viel fester als alle Weisheit und Vernunft, die er ihr jetzt predigen könnte.

Der Jesuit schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: Ei ei,

das könne er doch nicht glauben. Ein Ehemann habe doch Gewalt über die Frau. Wenn ein Mann nur wolle, könne er ein Weiberköpflein regieren. Zumal Besold könne doch seine Frau daran mahnen, daß nach dreißig Jahren unfruchtbarer Ehe der Herr ihnen wunderbarerweise ein Kindlein geschenkt hätte, als Besold in den Schoß der Kirche zurückgekehrt sei, und daß, wenn sie in ihrem Trotz verharrte, es ihr zur Strafe und Belehrung wohl wieder genommen werden könnte. Ferner, wenn er ihr recht beweglich erklärte, daß er nicht ruhig sterben könne, bis sie im Arm der Kirche wohl aufgehoben sei, würde sie sich doch bequemen, wenn sie nicht ganz und gar von Stein wäre.

Sie steife sich auf ihren vermeintlichen Gott, entgegnete Besold, und bilde sich ein, er habe ihr das Kindlein zum Troste wegen seines Abfalls geschenkt. Außerdem sei es noch gar nicht so weit, er fühle sich heute besser, das ingolstädtische Klima gehe ihm nur nicht ein, wäre er nur nach Italien gegangen, so würde er frisch und munter sein. Sein Sinn sei noch nicht aufs Sterben gestellt.

Der Angstschweiß stand Besold auf der Stirn, und seine Frau erschien ihm wie ein aus äußerster Not errettender Engel, als sie mit dem Pulver aus der Apotheke zurückkam. Sie warf einen mißfälligen Blick auf den Pater und sagte zu ihm, ihr Mann müsse jetzt eine Arznei einnehmen, schwitzen und schlafen, er solle ihn gefälligst dabei allein lassen; worauf jener sich lächelnd empfahl, ohne daß der Professor ihn zurückzuhalten suchte. Geduldig ließ er sich das Gemisch von ihr einflößen, faßte wehmütig ihre Hand und bat sie, bei ihm zu bleiben und ihn freundlich anzuhören.

Sie hätten nun über ein Menschenalter friedlich und glücklich miteinander gehaust und es stets treu und redlich miteinander gemeint, sie möchte nun auch seinen letzten

Wunsch erfüllen und sich zur alten, wahren Mutterkirche bekehren lassen.

Ach, davon solle er doch schweigen, sagte die Frau, der die Tränen in den Augen standen; es sei doch genug, daß sie ihm seinen Abfall nicht nachgetragen habe. Er wisse es wohl, wie es ihr das Herz gebrochen habe, als alle ehrlichen Leute in Tübingen und Schwaben ihn verachtet und verflucht hätten wegen seiner Abtrünnigkeit und Falschheit. Sie habe doch in der alten Weise an ihm gehangen und ihren Schmerz für sich heruntergeschluckt; mehr werde er in Ewigkeit nicht von ihr erreichen und solle es auch nicht verlangen.

Und was er litte, fiel Besold ein, wenn er dächte, daß die vermaledeiten Lutherpfaffen ihr Gewissen beherrschten und sie nach seinem Tode wohl gar zwängen, ihn zu verfluchen!

Mit einem solchen, der das von ihr verlangte, würde sie nie etwas zu tun haben, entgegnete die Frau; er müsse sie gut genug kennen, um das zu wissen.

Wie er an seine Gegner in Schwaben dachte, erhitzte sich Besold und drang mit noch einmal aufflackernden Kräften auf seine Frau ein.

Wenn sie dächte, sagte sie mit gefalteten Händen und unter strömenden Tränen, daß sie, nachdem er sie verlassen haben würde, auch ihren alten Herrgott nicht mehr haben sollte, der sie treu durch ihr ganzes Leben geführt hätte, so müsse sie ganz verzweifeln und hätte im Himmel wie auf Erden keine Heimat mehr.

Besold bat sie um Gottes willen nicht zu weinen; er könne sie durchaus nicht weinen sehen, das wisse sie ja. Nein, er wolle ihr nicht noch mehr Schmerz bereiten, sie habe ihm ja schon so viel zuliebe getan. Wenn sie es nicht frei=

willig könne, so wolle er sie nicht bedrängen. Mit Gott habe es ja auch ein ganz anderes Wesen, als sie alle dächten, es habe der eine diesen und der andere einen anderen Gott, und über allem, was man erkennte und glaubte, sei Gott immer der eine und derselbe. Das Herz tue ihm weh, daß sie im Bekenntnis nicht wie in allem anderen beieinander wären; er wolle sich aber darein finden, sofern sie ihm nur verspräche, wenn er denn sterben müßte, seiner eingedenk zu sein und das Kind so aufzuziehen, daß es ihn lieb behielte.

Nach Besolds Tode beschlossen die Jesuiten, die Witwe auf dem Wege der List zu bekehren, da sie der Überredung nun einmal nicht hatte nachgeben wollen. Sie erkundeten, zu welcher Zeit die trostlose Frau das Grab ihres Mannes zu besuchen pflegte, und veranstalteten mittels eines hinter dem hohen Grabstein versteckten jungen Burschen einen Spuk, den die frühe Dämmerung des Septemberabends begünstigte. Die Trauernde vernahm, als sie weinend und betend neben dem Hügel kniete, einen langgedehnten Seufzer, der aus einem in Qualen sich windenden Herzen zu kommen schien. Sie schrak zusammen und sah sich um; neben ihr war die kahle Mauer der Kirche, eine schreckhafte Masse, wie wenn ein urweltliches Ungeheuer auf dem Bauche läge und versteinerte, auf der anderen Seite Denkmäler, an denen Kränze und trübe brennende Lämpchen hingen. Kein Blatt wisperte und kein Fußtritt raschelte, nur der gespenstische Seufzer hauchte durch die fröstelnde Öde.

Mit klopfendem Herzen horchte sie und vernahm nun deutlich ihren hingeseufzten Namen, was ihre Ahnung bestätigte, daß das Zeichen ihr gölte und von ihrem Manne käme. Sie raffte sich entsetzt auf und eilte nach Hause; aber am anderen Tage überwog die Sehnsucht, mit dem

Verstorbenen in Verbindung zu treten, den Schrecken, und sie suchte den Kirchhof zur selben Stunde wieder auf, wo denn auch die überirdische Anrufung sich wiederholte.

Da die Frau in Ingolstadt weder Verwandtschaft noch Bekanntschaft hatte, konnte sie es nicht unterlassen, ihr Erlebnis dem Jesuitenpater anzuvertrauen, der ihren Mann so oft besucht hatte und nach seinem Tode häufig zu ihr kam, um ihr mit Trost, Rat und Tat beizustehen. Daß das Seufzen und Anrufen, äußerte sich dieser, von ihrem Manne herrühre, leide kaum einen Zweifel. Man habe schon oft ähnliches erlebt, wie denn erst kürzlich das Grab eines gewissen Mannes stets von einem schwarzen Vogel umkreist worden sei, bis die Witwe den Einfall gehabt hätte, eine Schuld zu zahlen, mit der der Verstorbene im Rückstande gewesen wäre; seitdem habe sich das verdächtige Vögelein nicht mehr blicken lassen. Sie solle doch gehörig nachdenken, ob etwas auf dem Gewissen ihres Mannes läge, weswegen er keine Ruhe im Grabe finden könnte. Die Frau dachte daran, daß Besold wohl wegen seines Abfalls Ursache zur Reue hätte, und weil er den Österreichischen so viel schwäbisches Klostergut in die Hände gespielt hatte; aber gleichzeitig lag ihr das letzte lange Gespräch mit ihm im Sinn, als er so traurig und herzlich gesagt hatte, er wolle sie nicht ferner quälen, wenn sie ihn nur lieb behielte. Es wollte ihr jetzt scheinen, als sei sie hartherzig gewesen, daß sie ihn ohne Trost und sichere Aussicht auf dereinstige Wiedervereinigung hatte sterben lassen! Ach, und was sollte ihr selbst die himmlische Seligkeit nützen, wenn sie dieselbe getrennt von ihrem lieben Manne genießen sollte? Hatte nicht Gott selbst den Ehefrauen geboten, ihre Herren über alles zu lieben und ihnen in allen Dingen nachzufolgen?

Die Unterweisung des katholischen Priesters, um die sie

nun nachsuchte, leuchtete ihr zwar nicht sonderlich ein; aber gerade die Größe des Opfers lockte sie, weil sie um so mehr Erfolg zu verheißen schien, und so vollzog sie nach einiger Zeit den Übertritt, womit das seltsame Seufzen am Grabe denn auch ein Ende nahm.

In seinem Quartier in Pontarlier saß Guébriant am Fenster und las eine soeben erhaltene Instruktion, nach welcher er schleunig dazu schreiten sollte, Herzog Bernhard zur Übergabe Breisachs an Frankreich zu veranlassen; immerhin so, daß seine Empfindlichkeit möglichst geschont und seine Anhänglichkeit an den König erhalten bliebe. Als der Graf gelesen hatte, schob er das Schreiben in ein Taschenbuch und seufzte; dann zog er einen kleinen Handspiegel aus der Tasche, ordnete seine Locken und zupfte gedankenlos an dem schwarzen Pflästerchen, das er über einer vor Jahren empfangenen Wunde auf der Wange trug. Der Auftrag war ihm außerordentlich zuwider; denn er wußte gewiß, daß er Bernhard dadurch reizen, und ahnte, daß er ihn nicht würde beeinflussen können. Hatte Bernhard sich auch nie deutlich darüber ausgesprochen, so stand es doch über jedem Zweifel, daß er Breisach für sich selbst erobert hatte; so kämpfte niemand um eine Braut, die er für einen andern freite. Guébriant dachte an den vergangenen Herbst zurück, als an den Schanzen gebaut und um die Schanzen gestritten wurde, Bernhard fieberkrank in Kolmar lag und von dort aus das große Werk mit seinem leidenschaftlich gespannten Geist beherrschte. Während sein Körper jämmerlich hingestreckt mit dem Tode rang, stand sein Wille wie ein Adler über dem furchtbaren Bollwerk, das er sich unterwerfen wollte. An jenen Oktobertag dachte Guébriant, als die zu einem unerwarteten Überfall vereinigte kaiser-

liche Macht heranrückte, die vordersten Schanzen eroberte und schon die große Schiffbrücke bedrohte, mit welcher der Zugang zur Festung in die Hände des Feindes gefallen wäre: wie er, von der Not des Augenblicks ergriffen, in seine Truppen drang, zur Verteidigung der Brücke anzurücken, wie sie sich weigerten, wie er mahnte und drohte, seine Offiziere bestürmte, und wie plötzlich Bernhard in ihrer Mitte erschien, alles mit sich reißend auf die Brücke sprengte und unerschüttert zwischen geschlachteten Opfern den Sieg auf seine Seite riß. Unvergeßlich stand sein Bild vor ihm, wie er ihn an jenem Abend begrüßte: sein Gesicht war fahl, sein Auge wie von schwarzen Flören umwunden, das lange Haar klebte ihm an den Schläfen, und die Hand, mit der er das Spitzentuch an die Stirn führte, um sie zu trocknen, zitterte. Was er selbst Wunderbares geleistet hatte, schien er kaum zu wissen; anstatt dessen rühmte er Guébriants Tapferkeit und die Bundestreue, mit der er seine widerstrebenden Völker zur Schlacht geführt hatte.

Ein Gefühl der Befriedigung kam allmählich über Guébriant; er hatte sich in der Tat so gegen Bernhard benommen, wie ein Edelmann sollte, und wenn Bernhard war, wie er ihn einschätzte, mußte er ihm ebenso begegnen. Bernhards verborgene Absichten durchschauend, die den gerechten Wünschen seines Königs entgegengesetzt waren, hatte er ihn doch stets mit Hintansetzung seiner eigenen Bequemlichkeit unterstützt und wie einen ergebenen Anhänger Frankreichs behandelt. Seine Feldherrngröße hatte er bewundert, ohne Neid zu empfinden oder sich durch Eitelkeit täuschen zu lassen; er hatte gezeigt, daß er von allen zufälligen Umständen absehend den Menschen schätzen konnte. Wenn nun der Augenblick da war, wo er in der Beschränkung seines Amtes auftreten und die Pflicht eines Vasallen des Königs

ausüben mußte, würde Bernhard so kleinlich sein, ihn deshalb weniger hoch zu achten? Er richtete sich gerade auf und entschloß sich, ohne Zögern fest in die Dornen zu greifen; hatte er doch gewußt, als er den Rhein überschritt, daß dies ein stygischer Fluß für ihn war, der ihn, vielleicht für immer, von Frankreich, dem Heimatlande der Sonne und der Freude, abschnitt.

Der Herzog saß, als Guébriant bei ihm eintrat, in seinen Mantel gehüllt an einem Tisch und schrieb. Die Sonne sei noch gar zu winterlich, sagte er, es fröstele ihn durch und durch. Aber auch Guébriant sehe leidend aus; ob er von seiner Krankheit noch nicht ganz wiederhergestellt sei?

Davon wollten sie nicht reden, antwortete Guébriant; er hoffe es bald überwunden zu haben und schäme sich, wenn er sähe, wie unermüdlich Bernhard trotz seiner angegriffenen Gesundheit wäre. Es erscheine ein Wunder, wenn man den erbärmlichen Zustand Breisachs nach der Eroberung gesehen hätte, wie es sich jetzt wieder regte und schöner aufblühte. Das sei die Frucht von Bernhards einsichtigen Mühen. Was dabei störe und betrübe sei nur der Gedanke, der aufgewandte Fleiß könne am Ende noch dem Feinde zum Vorteil gereichen.

Was Guébriant damit sagen wolle? fragte Bernhard die Stirne runzelnd. Ob er ihn nicht Manns genug erachte, Erobertes festzuhalten?

O ja, das traue er ihm wohl zu, sagte Guébriant mit einem leisen Anflug von Spott. Aber der Mensch und zumal der Soldat stehe in Gottes Hand. Sollte Bernhard ein Unglück zustoßen, was Gott verhüten möge, so sei keine Vorsorge getroffen, daß Frankreich das Elsaß schützen könnte. Ohne Frage würde der Habsburger in solchem Falle Brei-

sach sofort wieder an sich zu bringen suchen. Wer es dann verteidigen sollte?

Er habe das Vertrauen zu Gott, sagte Bernhard, daß er ihn zum Wohle Deutschlands und des Evangeliums noch einige Zeit werde leben lassen. Sollte er ihn aber abrufen, so liege die Pflicht, Breisach zu schützen, seinen Erben ob.

Nach einer Pause, während welcher Bernhard von Guébriant abgewendet aus dem Fenster sah, begann dieser, er könne sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Bernhard dem Könige weniger ergeben sei als früher, und es würde ihn außerordentlich schmerzen, wenn Bernhard die Bande zu lösen beabsichtigte, die ihn an Frankreich knüpften. Ob Bernhard vergessen habe, wieviel Dienste der König ihm geleistet, wieviel Opfer ihm gebracht hätte?

Nein, sagte Bernhard, noch auch diejenigen, die er gegebracht hätte.

Ob er glaube, fuhr Guébriant fort, inskünftige der Hilfe des Königs entraten zu können?

Nein, er glaube es nicht, sagte Bernhard einlenkend, und habe auch nicht im Sinn, sich von dem Könige zu trennen, hoffe vielmehr, daß die erfochtenen Siege die bestehende Verbindung befestigen würden. Dem Könige solle sein Kampf um die Freigrafschaft zugute kommen. Gäbe er diese in die Hand des Königs, so rechne er darauf, daß der König dagegen ihm das Elsaß, auf das er Anspruch hätte, nicht antastete.

Der König denke nicht daran, Bernhards Rechte verkürzen zu wollen, sagte Guébriant, und nach dem Vertrage sei sein Recht auf die Einkünfte aus dem Elsaß unzweifelhaft. Anders verhalte es sich, wie er berichtet sei, mit den Hoheitsrechten und mit der Festung Breisach, die nicht im Elsaß begriffen sei.

Wäre das Recht des Vertrages zweifelhaft, warf Bernhard rasch ein, so hätte er doch das Recht der Eroberung. Was er mit seinem Heer eroberte, wolle er mit seinem Heer festhalten.

Guébriants hübsches, feingeformtes Gesicht errötete. „Das Heer ist dessen, der es bezahlt," sagte er in höflichem Tone.

Bernhard fuhr zornig in die Höhe. Nicht auf das Heer komme es an, sondern auf des Heeres Herrn, und der sei frei, ein Fürst des Reichs, der von niemandem, nicht einmal vom Kaiser, Befehle annähme.

Ein Ausdruck ablehnender Mißbilligung glitt über Guébriants Gesicht, aber seine Haltung und Rede blieben unverändert verbindlich. Niemand erkenne freudiger an, was für ein Held Bernhard sei, als der König, sagte er. Der König beklage es lebhaft, daß Bernhard nicht nach Paris gekommen sei, denn er hätte ihm seine Freundschaft zu beweisen gewünscht. Dem König liege es am Herzen, Bernhards Wohl zu befördern. Er könne nicht begreifen, warum Bernhard, der Erbe der alten sächsischen Kurfürsten, sich mit Lorbeerkränzen begnügen wollte, da er doch das älteste, das heiligste Diadem der Christenheit auf sein Haupt setzen könnte.

Bernhard legte sein blasses Gesicht in die Hände. „Sie vergessen," sagte er, „daß ich evangelisch bin."

Ach nein, sagte Guébriant, er müsse oft daran denken. Der König habe mit Schmerz erfahren, wie hart Bernhard gegen die Katholiken in Breisach verfahren sei. Viele Bürger, die schuldlos ihrer Ämter entsetzt wären, hätten sich mit bitterer Klage an den König als an ihren natürlichen Beschützer gewendet. Schon um der Religion willen, zu deren Schutz der König nach uraltem Herkommen verpflichtet sei, müsse er eine Obhut über Breisach und das Elsaß bean=

sprochen. Wäre der Dank zu groß dafür, daß der König Bernhard den Weg zur erhabensten Höhe im Reich zu ebnen geneigt sei?

Das wäre ein trauriger Kaiser, sagte Bernhard bitter, der damit anfinge, das Reich zu verhandeln.

Es sei niemals unziemlich, entgegnete Guébriant, Verträge einzuhalten und Freundschaft mit Freundschaft zu erwidern.

In Bernhards Gesicht zuckte es, und seine Finger spielten krampfhaft mit seiner Feder. „Es gibt keinen Vertrag und keine Freundschaft," stieß er hervor, „in deren Namen ein Fürst seine Ehre opfern müßte."

Guébriant trat einen Schritt zurück, und seine Nasenflügel weiteten sich in verhaltenem Befremden, das an Verachtung streifte. Auf seiner Zunge lag die Frage, ob denn das fürstliche Ehre sei, Geld anzunehmen und die bedungene Ware nicht zu liefern? Allein er schwieg, indem er erwog, daß er seinem Könige einen schlechten Dienst leisten würde, wenn er ihm Bernhard ganz entfremdete, und daß er deshalb jetzt nicht weiter in ihn dringen dürfe. Nach seinem Dafürhalten war es nicht ausgeschlossen, daß Bernhard, lieber als daß er das Elsaß an Frankreich auslieferte, sich den Schweden in die Arme würfe oder gar mit dem Kaiser aussöhnte. Es entging ihm nicht, wie viele Verbindungen Bernhard heimlich unterhielt: er stand mit der Landgräfin von Hessen, mit deren General Melander, mit der pfälzischen Familie, mit Arnim in Briefwechsel und plante mit ihnen neue Kombinationen. Ja, es war zu merken, daß er nicht mehr der geschlagene, flüchtige, arme Soldatenführer, sondern daß er mit französischem Gelde ein glücklicher Eroberer geworden war. Auch Gustav Adolf hatte einmal einem französischen Gesandten plump ins Gesicht gesagt, er

solle seinen Herrn daran erinnern, daß er König und daß er siegreich sei; und die damals gemachten Erfahrungen wiederholten sich nun mit dem Herzog von Weimar: das französische Gold lockte die Barbaren und machte sie geschmeidig, solange sie seiner bedurften; waren sie dadurch mächtig geworden, so kehrten sie sich zähnefletschend gegen den lästigen Gläubiger.

Dennoch konnte Guébriant dem Herzoge nicht zürnen. Wie zwei heimatlos irrende Geister, die unendlichen Gram empfinden und einflößen, hatten ihn die aus seinem kranken Gesicht herausbrennenden Augen angesehen. Der Unglückliche hatte sich verstrickt, und die Bande würgten ihn, je mehr er daran zerrte. Wie konnte er ihn dahin bringen, einzusehen, daß ihn nicht nur die wahre Pflicht, sondern auch der wahre Vorteil mit Frankreich einten? Warum zögerte er, sich dem Könige ganz hinzugeben, dem mächtigsten und erlauchtesten Monarchen der Erde? Warum begriff er nicht, daß es rühmlicher für ihn wäre, dieses Monarchen Diener zu sein, als der ungebundenste Fürst dieses wüsten, versoffenen, verschlemmten Reiches?

Im Dorfe Grünwald an der Isar brachen Soldaten ein Häuschen ab, dessen Bewohner an der Pest gestorben waren, schleppten Bretter und Balken an den Rand eines Feldes, wobei ihnen die Bauern behilflich sein mußten, und zündeten Feuer an, um sich zu wärmen; denn es war ein kühler Abend. Der grauweiße Frühlingshimmel flog über der Hochebene wie das geblähte Segel eines vom Winde getriebenen Schiffes; weithin ragte nichts aus der stillen Fläche als der spitze, ein wenig schiefe Kirchturm des Ortes und die schwebenden Kuppeln der noch unbelaubten Linden. In einer Gruppe von Lagernden wurden Igel am Spieße ge-

braten und die Kinder gelobt, die die Tiere gefangen hatten; auch Rüben hatten sie noch gefunden, aber sie hatten weit, fast bis an die Grenze der Stadt München, danach suchen müssen. Es wäre gut, sagte eine Frau, daß es morgen weiterginge, sonst würden sie hier Erde fressen müssen, obwohl sie doch keineswegs nackt und bloß wären. Sie zum Beispiel besäße wertvolle, mit Edelsteinen besetzte Ohrringe und silberne Beschläge, die ihr Mann in Landsberg von einem Buche losgerissen hätte. Sie hätten damals wegen des Buches gezankt; denn aus Lust an den Bildern, die darin gewesen wären, hätte sie es gern mitnehmen wollen; aber später, als sie kein Pferd mehr gehabt hätten und sie den schweren Band selbst würde haben schleppen müssen, sei sie zufrieden gewesen, daß er es weggeworfen hätte.

Mit Büchern sei es ihm auch einmal übel ergangen, erzählte ein Soldat, nämlich in Memmingen, wo er mit anderen ein Kloster geplündert hätte. Seine Kameraden wären zuerst in die Keller und Vorratskammern gelaufen, er dagegen sei in die Bibliothek geraten; denn weil er ein Lehrersbub sei und auch lesen könne, habe er eine Vorliebe für das Bücherwesen. Wie er das eine und andere Buch aufgemacht hätte, sei ihm eins mit schönen Heiligengeschichten vorgekommen, darin habe er zu lesen angefangen und Ort und Stunde vergessen, bis die Zeit um gewesen sei und die Soldaten zusammengetrommelt wären. Da habe er das schwere Buch aufgepackt, um seiner Frau wenigstens etwas mitzubringen, und habe es lange mitgeschleppt, bis sie einmal bei der großen Kälte ein Feuer damit gemacht hätten. Seine Frau habe dazumal nicht wenig geschimpft wegen der Eselsbeute.

Er brächte auch immer das Geringste, sagte die Frau grollend. Sie habe es sich lustiger gedacht, ein Soldaten-

weib zu sein. Niemals habe sie Ketten und Ohrringe, wie andere, zu sehen bekommen.

Dafür brächte er ihr auch keine Schläge heim, entschuldigte sich der Mann. Ja, dann wäre es kein Wunder, wenn seine Frau ein loses Maul hätte, lachte ein anderer, sie würde ihm auch schwerlich treu bleiben. Weiber wollten geprügelt sein, eine schwere Faust tue einem Weib wohler als ein schönes Gesicht. Überhaupt könne ohne Prügel keine Ordnung und kein großes Werk bestehen, das habe er eingesehen, als er unter dem Gallas gedient hätte, und sei auch deshalb davongelaufen. Da habe jeder getan, was ihm beliebt hätte, gesoffen, gehurt, gespielt, gehext, und der Profos habe alles mitgemacht. Einmal wären sie in der Nähe von Amberg zu zwanzig als Salvaguardia in ein adliges Haus geschickt, wo sie auch gut empfangen und bewirtet worden wären. Um Mitternacht, als alles in den Betten gewesen wäre, hätten sie das Schloß ausgeplündert und dann in Brand gesteckt, daß es mit Mann und Maus zu Asche verbrannt wäre. Es wäre eigentlich ein Schelmenstück gewesen und hätte ihn gereut, als er das Geschrei der brennenden Kinder gehört hätte; aber er habe sichs nicht merken lassen dürfen. Die Hauptleute hätten ihren Anteil erhalten, und so sei die Missetat unbestraft geblieben. Er habe ein kleines goldenes Kruzifix bekommen und trage es seitdem auf der Brust zur Buße.

Ja, jetzt treibe man's liederlich, sagte ein alter weißhaariger Mann. Er sei vor 40 Jahren unter Schwarzenberg in den Türkenkriegen gewesen, da sei es anders zugegangen. Wenn einer des Abends um 8 Uhr nach der Trommel nicht im Lager gewesen sei, so habe der Profos ihn aufgeknüpft, ohne weiter zu fragen. Der Profos sei ein krummes, mageres Männlein, aber stark gewesen; er habe sich auf die schwarze

Kunst verstanden, Mittel gegen alle Schmerzen und Wunden gewußt und seinen Lieblingen umsonst davon ausgeteilt. Er habe weit über hundert Jahre auf dem Buckel gehabt und die großen Schweizerkriege unter dem alten Kaiser Maximilian mitgemacht, wovon er ganze Nächte lang wunderliche Geschichten erzählt hätte. Dieser Profos habe eine gewaltige Hakennase mit weiten Nasenlöchern gehabt, in denen habe er eine Spinne gezogen, die sei ganz zahm gewesen, und wenn er eine Fliege oder Mücke auf die Backe gesetzt hätte, sei sie aus ihrer Höhle gekrochen, um das Futter zu holen. In den Mußestunden habe er Salben und Tränke und Amulette zubereitet, wozu er auch Menschenknochen und Menschenhaut gebraucht hätte, und wenn sein Kram ihm ausgegangen wäre, habe er frisch ein paar Kerle herausgegriffen und aufgehängt; man habe ihn aber zu sehr gefürchtet und geliebt, um sich gegen ihn aufzulehnen.

Es gäbe auch jetzt noch solche, die sich das Leben verlängern könnten, sagte ein Soldat; aber es gehe gefährlich und in Teufels Namen dabei zu, sei auch wider Gottes Gebot. Er wurde bestürmt, sich näher darüber auszulassen, als die Aufmerksamkeit durch einen Bauer abgelenkt wurde, der sich durch das Lager schlich. Man ergriff ihn und fragte ihn, wohin er wolle? Er sei vom Pfluge weggelaufen, das gehe nicht an, er müsse arbeiten, bis das Feld umgeackert sei.

Der andere sei umgefallen und habe Krämpfe bekommen, sagte der Bauer, werde jetzt schon hin sein. Er allein könne es nicht schaffen, da er ja auch kein Vieh hätte.

So solle er wenigstens den Toten forttragen, sagten die Soldaten.

Das sei des Totengräbers Sache, erwiderte der Bauer, er rühre keine Pestleiche an.

Einer fragte lachend, warum er so heikel sei? Wenn er sich auf die Erde legte, würden die Würmer gewiß auch an ihn gehen.

Nun freilich, sagte eine mitleidige Frau, ob sie nicht sähen, daß der arme Mensch verhungert sei? Man solle ihm einen Schluck Bier und eine Rübe geben, so werde er wieder arbeiten können.

Während der Bauer verschlang, was ihm gereicht wurde, schalt ein Soldat, wenn die Lumpenhunde merkten, daß sie noch etwas hätten, würden sie der Bettler nicht los werden. Übrigens könne es ihnen gleich sein, ob das Feld gepflügt wurde oder nicht, da sie abzögen; etwa käme es sogar noch dem Feinde zugute.

Der Ort war so verpestet und verarmt, daß, als nach einigen Tagen das Regiment aufbrach, auch die Kränksten sich mitschleppten, um nicht im Dorfe dem Hunger oder der Seuche anheimzufallen. Nur einer, dem im Winter beide Füße abgefroren waren, mußte in seinem Quartier bleiben, einer winzigen Hütte, deren Besitzer vor Monaten gestorben war. Die Witwe, eine hagere, gebückte, schweigsame Frau hatte ihm das Bett ihres Mannes überlassen und ihn so gut sie konnte verpflegt, wofür er sich dankbar erwies, indem er ihr nach Kräften, an zwei Krücken hinkend, bei der Arbeit half, auch ihren Kindern etwas Lesen und Schreiben beibrachte. Nachdem das Regiment fort und kein Arzt und keinerlei Unterstützung mehr zur Hand war, starb er zum Kummer der Frau, die einen gutmütigen Gehilfen an ihm verloren hatte. In Abwesenheit der Kinder zerhackte sie den Leichnam, machte ein Feuer und briet ein Stück, um es mit den ausgehungerten Kindern zu verzehren, wenn sie heimkämen. Das übrige vergrub sie schweren Herzens unter der Regentonne.

Um die Mitte des Juni kam Herzog Bernhard nach Pontarlier, um die endgültige Unterredung mit Guébriant zu haben, die doch einmal stattfinden mußte. Erlach schrieb ihm aus Paris, daß seine Sendung nicht nach Wunsch verlaufe. Man bestehe auf der Oberhoheit über Breisach sowohl wie über alle von Bernhard noch zu machenden Eroberungen in Deutschland; davon werde alles abhängig gemacht. Bernhards Absicht, über den Rhein und an die Donau zu gehen, finde keinen Beifall, man habe nicht dazu Geld hergegeben. Er, Erlach, habe sich nur mit der Ausflucht helfen können, daß er über die betreffenden Punkte nicht instruiert sei. Für seine Person werde er mit Liebenswürdigkeit überhäuft und habe keinen Vorwand mehr gefunden, die Pension, die ihm aufgedrungen werde, zurückzuweisen. Daß Bernhard nicht nach Paris gekommen sei, habe Enttäuschung und Argwohn erregt. Guébriant sei neuerdings beauftragt, Bernhard dahin zu beeinflussen, daß er ihn, Guébriant, als Gouverneur nach Breisach setzte, indem man darauf rechne, er könne es seinem Waffengenossen und Freunde nicht abschlagen; doch habe Guébriant Befehl, es nicht zum Bruche kommen zu lassen.

Auch von Hugo Grotius, dem Vertreter der schwedischen Interessen in Paris, erhielt Bernhard einen Hinweis auf die eigennützigen und verderblichen Absichten der französischen Regierung. Es sei ein Glück, schrieb dieser, daß Bernhard nicht nach Paris gekommen sei; wenn der französische Weihrauch ihn nicht betäubt hätte, so hätte leicht ein französischer Dolch der Schere der Parze zuvorkommen können. Nicht nur das Deutsche Reich, die ganze evangelische Christenheit blicke hoffend und vertrauend auf ihn; er sei berufen, den großen Gustav Adolf zu rächen und die Freiheit des Nordens auf sicheren Fels zu gründen.

So war denn für Bernhard der Augenblick gekommen, wo er die Maske abziehen und seinem gefährlichen Beschützer das freie Gesicht zeigen mußte. Jener hatte die Löwenaugen schon blitzen gesehen und sich doch immer noch so angestellt, als liefe ihm ein treuer Jagdhund nach. Die Enthüllung wäre beglückend gewesen, wenn Bernhard Frankreichs nicht bedurft hätte; aber gerade jetzt, wo er einen großen entscheidenden Schlag wagen, Regensburg zurückerobern, den Kaiser herausfordern wollte, brauchte er französisches Geld.

Noch nie war er so erbittert gegen die evangelischen Fürsten gewesen, die nach seiner Meinung an diesem Verhängnis die Schuld trugen. Wäre er wenigstens Hessens und Lüneburgs sicher gewesen, so hätte er vielleicht Frankreich entbehren können. Sowie er in Pontarlier angekommen war, beglückwünschte er Banér wegen seines bei Chemnitz erfochtenen Sieges und fuhr dann fort: Er habe Banérs Vorwurf wohl verstanden, als habe er ihn im vergangenen Jahre nicht unterstützt und den Feind auf ihn abgewälzt; aber sein Gewissen spreche ihn frei, und wenn Banér bekannt wäre, mit was für Fratzen er sich hätte schlagen müssen, würde er vielmehr Mitleiden mit ihm tragen. Jetzt wolle er aller Welt sein aufrichtiges Gemüt zeigen, sein Herz schlage voll Ungeduld, mit Banér vereint etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Dann schrieb er an die Landgräfin von Hessen: die letzten von ihr empfangenen Nachrichten hätten ihn enttäuscht. Auf sie, die aus der Sündflut dieses Krieges stets unerschüttert wie der heilige Berg Ararat gestiegen wäre, hätte er zuversichtlich gebaut; sollte es nun dahin gekommen sein, daß die Klagen der Feigen und Falschen, die nur ihr Privatwohl bedächten, ihr Herz erweicht hatten? Er begreife

der Landesfürstin Sorge um ihr Land, das viel gelitten und geopfert hätte; es sei jedoch des Christen Natur, lieber alles Irdische, als das höchste Gut verlieren zu wollen. Um Gottes und des Vaterlandes willen bitte er sie, sich nicht jetzt aus dem Kampfe zurückzuziehen, nun der Siegespreis endlich winkte.

Er bedachte sich, ob er einige Worte hinzufügen sollte, die auf eine etwaige eheliche Verbindung zwischen ihm und der seit zwei Jahren verwitweten Landgräfin Bezug hätten; aber nachdem er eine Weile unschlüssig auf das Papier gestarrt hatte, faltete er es zusammen und petschierte es, ohne die Angelegenheit berührt zu haben.

Melander, dem hessischen General, dankte er für Versicherungen der Verehrung und Dienstfertigkeit. Auch er, Bernhard, hege Bewunderung für Melanders Taten und verspreche sich Großes von ihrem Zusammenwirken. Was Melander von einer dritten Partei im Reiche für Gedanken habe, komme ihm tiefsinnig und wichtig vor, nur halte er dafür, daß es noch verfrüht sein würde, sich auf Defension zu beschränken. Derlei Vermittelung könne leicht auf einen neuen Prager Frieden hinauslaufen, wodurch dann das Vaterland dem gemeinen Feinde in die Hände gespielt würde. Erst müsse das edle Kleinod der Freiheit erkämpft sein, dann werde der Friede von selber folgen, wie alles Leben dem Lichte nachstrebte.

Noch schrieb er an die Kurfürstin-Witwe Elisabeth von der Pfalz im Haag, damit sie ihren Bruder, den König von England, zu einer Geldhilfe vermöchte. Wenn sein Feldzug glückte, so schrieb er dem Kurprinzen Karl Ludwig, hoffe er ihn in sein Land wieder einsetzen zu können und würde dafür die Abtretung größerer pfälzischer Gebietsteile fordern, die sein neues Reich am Rhein abrunden sollten.

Die Feder lief nicht schnell genug für das Ungestüm von Bernhards Wünschen und Hoffen. Die Höhe des Sommers war bald erreicht, es mußte schnell gehandelt werden, wenn die Aufgabe dieses Jahres erfüllt werden sollte. In vier Wochen mußte der Rhein überschritten, womöglich die Vereinigung mit Banér vollzogen sein. Banér war herrisch, unlenksam, hochfahrend; aber solange ihr Wille auf das gleiche Ziel gerichtet war, würde das nicht stören. Dann würde er die alte Spur wieder betreten, die unheilvolle, die er als ein verhüllter Bettler, vom siegreichen Feinde aus dem Reiche gedrängt, gezeichnet hatte; aber jene auch, auf der er Regensburg erobert hatte.

Es schien ihm, als wäre er damals, vor sechs Jahren, noch jung und unerfahren gewesen. Wohl hatte er schon Entbehrungen, Enttäuschungen und Verluste erlitten gehabt; aber es war Frieden in seiner Brust gewesen.

Die Stunde war da, wo er diesen Frieden wiedergewinnen würde; ging er beherzt in den letzten schweren Kampf, so würde Gott ihm beistehen. Allen Angriffen, Vorwürfen und höflich eingekleideten Drohungen Guébriants setzte er die Erklärung entgegen, daß er das Elsaß mit Breisach als unbeschränktes Eigentum betrachte und sich auch in der testamentarischen Verfügung über die Nachfolge nicht binden lassen werde. Dazu verlangte er noch eine beträchtliche Erhöhung der französischen Hilfsgelder. Zwar beteuerte er mündlich und schriftlich gegen Guébriant seine treue Anhänglichkeit an den französischen König, doch verstand dieser des Herzogs Willen deutlich und meldete die wesentliche Veränderung in Bernhards Worten und Ton nach Hause. Richelieu geriet in Verlegenheit und vermochte nicht sofort einen Entschluß zu fassen. Verzichten wollte er nicht auf den Kampfpreis; aber war es klug, jetzt einen

Bruch herbeizuführen, wo Bernhard siegreich und vergleichsweise mächtig war, wo er, wie man in Paris wohl wußte, Verbindungen mit Schweden und verschiedenen evangelischen Fürsten angeknüpft hatte? Ging man hingegen auf seine Forderungen ein, was würde die Folge davon sein? Würde die Vorsehung Frankreich ein zweites Mal im rechten Augenblick von einem undankbaren Schützling befreien?

Als Bernhard am 8. Juli neben Guébriant in Pfirt einritt, begrüßte ihn die ausschweifende Verehrung des Volkes. Ein festlich gekleidetes Kind überreichte ihm einen Becher mit Wein, empfahl die Stadt seiner Huld und nannte ihn einen Gottgesandten. Wohin er kam, lagen Menschen auf den Knien, hoben die Hände zu ihm empor, lobpriesen seine Taten oder flehten ihn um Schonung vor der soldatischen Ausgelassenheit an. Es gefalle ihm nicht, daß sie vor ihm knieten, bemerkte Bernhard gegen Guébriant; und indem er das aussprach, fiel ihm plötzlich ein, wie er neben Gustav Adolf durch das Tor von Naumburg geritten war, und wie der König zu ihm gesagt hatte, er besorge, die übermäßige Verehrung des Volkes zeige seinen nahen Tod an. Er erinnerte sich, mit welcher Empfindung er den glorreichen Fremdling betrachtet, und wie er gedacht hatte, es müsse leicht sein zu sterben, wenn man sich einmal am Ruhm gesättigt hätte.

Bernhard senkte den Kopf und verfiel in Gedanken. Hatte er Ursache, sich mit Gustav Adolf zu vergleichen? Daß Gott dem nordischen König halt geboten hatte, war Weisheit und Voraussicht gewesen; denn ein grauenvoller Kampf hätte sich entspinnen müssen zwischen den Befreiten und dem Befreier, wenn dieser das Tyrannenhaupt enthüllte. Mit ihm war es etwas anderes: er wollte sein Vaterland

nicht unterjochen, sondern es frei und groß machen. Was könnte Gott veranlassen, ihn abzurufen, bevor er das heilige Werk vollendet hätte?

Rosen, einer von des Herzogs Adjutanten, drängte sich an ihn und flüsterte ihm zu, die Pest herrsche in dem verdammten Neste, Bernhard solle es um Gottes willen schleunig verlassen. Nähme er hier Quartier, so würde sich die Seuche dem einen oder andern anhängen und wäre dann schwer wieder loszuwerden.

Das würde allerdings um so verdrießlicher sein, sagte Bernhard, als das Heer in so gutem Stande wäre, wie er es kaum je gehabt hätte. Es solle nachdrücklicher Befehl erlassen werden, daß die Truppen innerhalb der Stadt nicht rasteten; er habe ohnehin Eile, weiterzukommen.

Von Pfirt aus ging das Heer auf gradem Wege nach Neuenburg, um dort den Rhein zu überschreiten, Bernhard mit kleinem Gefolge nach Hüningen, wo er die Schanzen besichtigen wollte.

Da es seit einigen Wochen nicht geregnet hatte, war die Landstraße sehr trocken; die Blätter der Apfelbäume, die sie besäumten, waren grauweiß vom Staube. Unablässig schlugen die Pferde mit den Schweifen nach den Bremsen, die sie umflogen oder auf ihrer zuckenden Haut saßen.

Es weissage nichts Gutes, von Verstorbenen zu träumen, sagte Bernhard plötzlich zum Rittmeister von Starschedel.

Er sei kein Traumausleger, antwortete dieser; aber freilich halte er es auch immer mit den Lebenden. Von wem der Herzog denn geträumt habe?

Von dem hochseligen König von Schweden, sagte Bernhard; aber es möchte wohl auch davon kommen, daß er kürzlich an ihn gedacht hätte.

Starschedel sagte, der Traum sei doch eher als eine Glücks-

verheißung anzusehen. Die Erscheinung des großen Königs, dessen Nachfolger Bernhard sei, deute auf Sieg und Ruhm.

Der Traum sei verworren gewesen, erzählte Bernhard; dessen entsinne er sich jedoch genau, daß der König ihm eine Krone hingehalten, und daß er danach gegriffen hätte; es sei aber ein tiefes Wasser zwischen ihnen geflossen.

Das sei der Rhein, wo sie jetzt hinüber wollten, sagte Starschedel.

Bernhard schwieg. Der Gedanke an Wasser, sagte er nach einer Weile, habe ihn durstig gemacht. Wenn er den Rhein in einem Becher hätte, möchte er ihn austrinken.

Da ließe sich Rat schaffen, sagte Starschedel; es zeigten sich eben ein paar Dächer, er wolle um Wein schicken.

Nein, nein, sagte Bernhard, er wolle Wasser haben; es grause ihm vor Wein bei der Hitze.

Als das Wasser gebracht wurde, setzte es Bernhard hastig an den Mund; aber nachdem er einen Schluck getrunken hatte, schüttelte es ihn, und er goß es rasch auf die Erde.

Starschedel fragte erschrocken, was es mit dem Wasser auf sich habe? Es sei aus einem Brunnen geschöpft.

Nur warm und widerlich habe es geschmeckt, sagte Bernhard; sonst sei gewiß nichts Unrechtes darin gewesen.

Starschedel lachte. Es habe es ihm auch kein Jesuit oder Franzose kredenzt, sagte er.

Ja, sagte Bernhard nachdenklich, ein so hohes Haupt sei er nun wohl schon, daß es einem Banditen gut bezahlt würde.

Während sie weiter durch die eintönig siedende Ebene ritten, flogen wunderliche Bilder an Bernhard vorüber. Er sah sich vor dem Regensburger Dome, wie Bürgermeister, Räte und Zunftherren mit wehmütig frohen Gesichtern auf ihn zukamen und ihm von den vergangenen Leiden erzählten, sah, wie das Portal sich unter dem Summen der Orgel

öffnete und wie das palmenschwingende Volk zurückwich, damit er einzöge. Plötzlich war er nicht mehr in Regensburg, sondern er sah die steifen, vornehmen Häuser Frankfurts, wie sie sich das letztemal seinem gequälten Herzen eingeprägt hatten. Nun ging er auf Teppichen, die den Weg vom Römer zum Dome bedeckten, und die Kurfürsten schritten hinter ihm her, unter ihnen, verdrossen und neidisch, sein Oheim Johann Georg. Er war sich bewußt, daß dies alles Träume waren, die er nur, weil die Hitze ihn lähmte, nicht verscheuchen konnte. Sie schwebte neben ihm und warf im Fluge ihr singendes Schiffchen um ihn, bis ein buntes Gespinst um ihn gewoben war, aus dem er sich nicht befreien konnte. Und wäre es denn so wunderbar gewesen? Oder was wäre ein Wunder bei Gott? Warum sollte es ihm nicht bestimmt sein, die Zeiten Ottos des Großen zu erneuern? Ja, es würde dieser altheilige Name neben dem seinigen erbleichen; denn er würde der Kaiser sein, der die wahre, gereinigte Kirche zur Weltkirche machte, der erste Kaiser, der Gott von Angesicht zu Angesicht sähe.

Ein Schauder überlief ihn, als Starschedel ihn anredete, und er plötzlich wieder die grauen, hängenden Bäume und die weiße, dicke Luft sah. Beinah fröstelte ihn; die Hitze schien sich ganz in sein Herz gezogen zu haben und dort sein Blut zu Gift zu kochen.

Bernhard sehe schlecht aus, sagte Starschedel; ob er seine Tropfen nehmen wolle?

Einer seiner Fieberanfälle sei im Anzuge, erwiderte Bernhard, in Hüningen wolle er sich sofort zu Bette legen.

Dort wurde der Zustand des Herzogs so bedenklich, daß die Ärzte erklärten, er müsse nach Breisach geschafft werden, wo er bessere Pflege haben könnte; untereinander äußerten sie sich, es sei keine Hoffnung, er habe wohl die Pest aus

Pfirt mitgebracht. Als das Schiff, das ihn den Rhein hinuntertrug, in Neuenburg ankam, wo er bleiben mußte, da Gefahr bestand, daß er sonst unterwegs stürbe, zogen seine Truppen gerade über die Rheinbrücke auf das rechte Ufer. Bernhard, der sie sah, versuchte sich vorzustellen, daß er mit diesen ziehenden Massen etwas sehr Wichtiges zu verrichten hätte, daß er ihnen etwas auftragen, ihnen schleunig folgen müsse; aber sie gingen zu schnell, sie gingen weiter und weiter, sanken tiefer und tiefer, mit verklingenden Trommeln und Pfeifen verschwanden sie in Höhlen und Abgründen. Er blieb allein in der Ewigkeit mit Gott, den über ihn Geneigten, rings um ihn und grenzenlos nach allen Seiten Ergossenen.

In einer Breisacher Herberge saßen der Graf von Nassau, Oberst Rosen und die anderen Offiziere, die Herzog Bernhard neben Erlach zu Direktoren des Heeres ernannt hatte, beim Wein und besprachen die Zukunft. Er betrauere des Herzogs Tod aufrichtig, sagte Rosen, indem er sich mit einer lebhaften Gebärde durch das buschige Haar fuhr; bei Gott, er habe Tränen bei seiner Leiche vergossen; aber da es nun so sei, wollten sie das Üble zum Guten zu kehren suchen. Sie wären jetzt in der Lage, dem Heer eine gute Verfassung zu geben, die das Wohl der Gesamtheit in Betracht zöge.

Ja, sagte der Graf von Nassau, er sei auch der Meinung, daß es beim Heerwesen nicht gut sei, wenn alles in einer Hand läge. Es sei gemeinhin keiner von Launen und Ehrgeiz frei. Besonders würde er sich niemals einem falschen und glattzüngigen Franzosen unterwerfen.

Nein, davon dürfe keine Rede sein, sagte ein anderer. Sie wollten dem Heer eine republikanische Verfassung geben; ein Heer sei eigentlich eine Republik, wo ein jeder seine

Pflichten und Rechte hätte. Nur in Republiken herrsche Freiheit und Gerechtigkeit.

Ja, in diesem Kriege, rief Rosen begeistert, könne nur ein freies, unbestechliches Schwert siegen. Nur ein wahrhaft freies, reines Schwert könne den verworrenen Knoten durchhauen. Sowie ein Feldherr die ganze Gewalt in Händen hätte, schlichen sich doch gleich wieder Habgier und Ehrsucht, kurz Partikularinteressen ein.

Leider, sagte der Graf von Nassau, habe der verblichene Herzog dem Erlach zuviel vertraut. Dieser Schweizer sei an Frankreich verkauft, und weil er Frankreich hinter sich wisse, gebärde er sich als Herr. Ihn habe es gewidert, mitanzusehen, wie Erlach, als der Herzog kaum kalt gewesen sei, seine Schubfächer erbrochen, sich alles Geldes und der Schmucksachen bemächtigt und mit allem hantiert hätte, als stehe es ihm zu.

Rosen sagte einlenkend, er habe es doch in guter Absicht getan, habe ihnen ihre Legate richtig ausgezahlt, und man müsse bedenken, daß im Verkehr mit Frankreich Vorsicht geboten sei, als ein Mann in etwas schäbiger bürgerlicher Kleidung eintrat, sich umsah, und die Offiziere erblickend sich an Rosen wendete mit der Frage, ob er an ihrem Tische Platz nehmen dürfe. Rosen begrüßte ihn und stellte ihn halblaut als einen Agenten des Pfalzgrafen Karl Ludwig vor, den dieser Prinz mit Aufträgen an sie abgeschickt hätte.

So, so, sagte Graf von Nassau mit einem geringschätzigen Blick auf den schäbigen Mann. Ob der Herr denn etwas Schriftliches zur Beglaubigung habe?

Der Mann zog ein Päckchen schmutziger Papiere aus der Tasche; aber Rosen winkte ihm, sie für jetzt wieder einzustecken, und sagte, er habe allerdings Briefe des Kurprinzen und der Königin-Witwe bei ihm gesehen, es sei ganz in der

Ordnung. Herzog Bernhard habe die feste Absicht gehabt, etwas für den Kurprinzen zu tun, und sie als seine Erben hätten dieselben Gesinnungen.

Ja, sie wären jetzt umworben wie eine reiche Erbin, sagte der Agent schmunzelnd. Jetzt würde mancher zum Freier, der früher mit Steinen geworfen hätte.

Kavaliere wären keine schwachen Weibsbilder, sagte einer der Offiziere; sie unterschieden nach der Gesinnung.

Es treibe sich jetzt ein alter Jude in Breisach herum, sagte der Agent, der vom Kaiser abgesandt sein wollte und sich mit einem vollen Beutel aufspielte.

Wenn er eine falsche Musik aufspielte, lachte Rosen, könne er etwa mitsamt seinem Beutel zur Tür hinausfliegen. Er, Rosen, werde bis an seinen Tod für Glauben und Freiheit, gegen Österreich und Spanien kämpfen. Und er würde sichs zur Ehre anrechnen, den Kurfürsten wieder in sein rechtmäßiges Land einzusetzen. Sie müßten vorerst aber einmal seine Qualitäten und Absichten näher kennen lernen.

Der Kurfürst, berichtete der Agent, sei zuerst nach England gereist, um sich von seinem Oheim, dem König von England, mit Geldmitteln versehen zu lassen. Der König habe sich verlauten lassen, er wolle seinen Neffen wieder in seine Würde einsetzen, und solle es ihn ganz England und Schottland kosten. Das englische Volk habe den Kurfürsten auf den Schild gehoben, wo er sich habe blicken lassen, so beliebt und verehrt sei er dort. Jetzt wäre er schon wieder in Frankreich und würde demnächst wohl in Breisach eintreffen.

Wenn es so wäre, sagte der Graf von Nassau, und der Kurfürst die Kosten aufbrächte, so könne er sich keine liebere Aufgabe denken, als diesen armen Vertriebenen wieder in

sein Land zu führen. Käme er selbst, so sei es wohl möglich, daß sie eins miteinander würden.

Die Unterhaltung wurde leise geführt, weil allerlei Gäste in dem Wirtszimmer saßen und ein- und ausgingen. Eben jetzt näherte sich ein dicker schwarzer Mann in Mantel und Reisehut und fragte unter tiefen Bücklingen, ob er den Herren seine Aufwartung machen dürfe? Er sei vom Grafen Philipp von Mansfeld abgesandt, um in seinem Namen an dem Begräbnis des Herzogs von Weimar teilzunehmen. Unter wahren Helden sei es von jeher Brauch gewesen, daß sie Tapferkeit und Edelsinn auch am Feinde verehrten. Der Herzog habe in Wien große Verehrung genossen, das sollten die Herren nur glauben, sein Bild sei bei den Buchhändlern reißend abgegangen. Er würde sich glücklich schätzen, wenn er die jungen Helden kennen lernen dürfte, die unter ihm gekämpft hätten.

Indem er sich setzte und bei der Bedienung etwas bestellte, warf er, wie um sich zu erleichtern, einen schweren Beutel auf den Tisch, worüber einige Offiziere zu lachen anfingen. Er sah sich vergnügt um, betrachtete dann mißtrauisch den schäbigen Agenten und sagte, wenn seine Menschenkenntnis gut fundiert wäre, so wäre der Herr nicht vom Soldatenhandwerk?

Bevor der Agent antworten konnte, sagte Rosen lachend nein, der Herr sei ein Pferdehändler; aber sie wären gut versehen und würden eben jetzt wohl keinen Handel abschließen.

Der Agent warf unwillige Blicke um sich, wagte aber nichts zu sagen und entfernte sich. Ihm nachblickend sagte der Dicke, die Herren hätten recht, ihm nichts abzunehmen, der Mann sei ein holländischer Jude und würde sie doch übervorteilt haben. Er wolle damit nichts Nachteiliges

gegen die Holländer gesagt haben, sie wären in Wien von Vorurteilen frei. Die Herren sollten nur einmal wissen, wie gütig, gnädig und versöhnlich der neue Kaiser wäre! Er würde verleumdet, als wäre er ein Tyrann, und läge doch des Morgens um fünf Uhr schon auf den Knien, um für seine Feinde zu beten. Im Vertrauen könne er den Herren sagen, wenn sie nur einmal die Vorschläge des Kaisers mit aufrichtigem Gemüt prüfen wollten, würden sie über sich selbst erstaunen, daß sie nicht längst die Hand eines so gnädigen Herrn ergriffen hätten.

Er erstaune vielmehr, sagte der Graf von Nassau, die Brauen finster zusammenziehend, daß man ihnen kaiserlicherseits überhaupt Vorschläge zu machen wage. Das sei gerade so, wie wenn ein Mann einer keuschen Jungfrau unziemliche Anträge stellte. Womit sie es verdient hätten, so angesehen zu werden, als verkauften sie ihr Schwert an den Meistbietenden? Sie hätten das Schwert um einer guten und heiligen Sache willen ergriffen. Wieviel Verrat auch zurzeit im Schwange sei, sie wären Kavaliere von Ehre.

Während in solcher und ähnlicher Weise unter den Direktoren des verwaisten Heeres gehandelt wurde, empfing Erlach einen sehnlich erwarteten Gast, den Finanzier Bartholomäus Herwarth aus Lyon. Die Freude, daß er selbst komme! rief Erlach, indem er den Ankömmling umarmte und ihm die Hand schüttelte. Er würde ihm Palmzweige unter die Füße legen, wenn er sie hätte!

Herwarth bewegte leicht dankend und ablehnend die Hand. Er habe nicht nur sein Geld selbst eskortieren wollen, sagte er, sondern es habe ihn gedrängt, sich nach dem geschehenen schweren Unglück mit Erlach auszusprechen. Er meine immer, es müsse sich plötzlich eine Tür auftun und der gute, biedere Herzog müsse hervortreten.

Der sei nun nichts mehr als Moder und ein Name, sagte Erlach, mit dem Kopfe nickend.

Ja, ein Name, sagte Herwarth, darauf komme es eben an. Alles Schicksal und Glück hänge vom Namen und Kredit ab. Wie Fürsten und Privatleute ihm, Herwarth, glaubten, so habe er dem Herzog Bernhard geglaubt. Mit dem großen Wettermacher, dem Tode, habe er freilich nicht gerechnet.

Bernhard habe den Glauben verdient, fiel Erlach ein; wenn er am Leben wäre, würde er es hinausführen.

Sein Herz sei empfindlich wie Wachs und sein Wille unnachgiebig wie Eisen gewesen, fuhr Herwarth fort. Er schwebe ihm noch vor Augen, wie er ihn kurz vor dem letztjährigen Feldzug in Paris gesehen hätte. Wie da er, Herwarth, ihn vor dem Hasse Richelieus gewarnt hätte, habe der Herzog in französischer Sprache geantwortet: „Wir setzen beide ein, was wir haben, Sie Vermögen und Ehre, ich Leben und Ehre; sollte ich weniger großmütig sein als Sie?“ Ein wahrer Freund sei der Herzog ihm gewesen, und er hätte sein Geld auch an ihn gewagt, wenn er sich nicht ohnehin dem König von Frankreich verknüpft hätte.

Er sei froh zu vernehmen, sagte Erlach, daß Herwarth seine Gefälligkeit gegen Frankreich nicht von des Herzogs Person abhängig mache.

Nein, sagte Herwarth, er werde den König nicht verlassen. Seine Familie sei nun schon lange in Frankreich stabiliert, und er finde seine Rechnung dabei. Im Reich sei es schwer, Kapital mit Vorteil zu verwerten. Das Reich sei wie eine riesengroße Kuh, die nichts als Gras fräße und den lieben langen Tag mit Wiederkäuen zubrächte.

Ja, lachte Erlach, im kaiserlichen Rachen zumal verschwinde alles auf Nimmerwiedersehen; was endlich hervorkomme, dünge die Felder der Enkel und Urenkel.

Davon abgesehen, fuhr Herwarth fort, wisse Erlach wohl, daß er evangelisch sei, und daß der Glaube ihm über die Finanzen gehe. Wenn sie miteinander ihren Vorteil fänden, um so besser. Vergliche er sich einem Baum, so wären Stamm und Krone wohl französisch, grabe man aber bis ans Wurzelwerk, so finde man deutsche Erde daran hängen. Er habe dank der Arbeit seiner Vorfahren und seiner eigenen ein schweres Gewicht in die Kriegswage zu werfen: nun, so wolle er den Sieg seiner Glaubensgenossen damit befördern.

Erlach wußte nicht, wie er seiner Bewunderung hinreichenden Ausdruck geben sollte. Die evangelische Sache habe nur noch an einem Fädlein gehangen, sagte er, wäre Herwarth nicht gekommen, so wäre alles verloren gewesen. Es sei da ein kaiserlicher Rattenfänger, der Fallen stellte, und am Ende wären die Direktoren aus purer Langeweile hineingegangen. Auch kennte ja Herwarth die Deutschen: wenn ihnen jemand ein altes Ammenliedlein vorleierte, fingen sie zu heulen an und liefen der Musik nach, ob es auch geradeswegs in den Abgrund ginge. Nun sei Herwarths gutes Geld da, und sie würden den echten Speck schon riechen.

Wie es denn mit Bernhards Nachfolger stehe? erkundigte sich Herwarth.

Leider, leider, sagte Erlach, sei Bernhard als Heerführer kaum zu ersetzen. Guébriant habe Verstand und Mut, aber es fehle ihm die Faust und der Instinkt. Das Tempo werde wohl langsamer werden.

„Das läßt sich denken," erwiderte Herwarth. Schließlich komme alles darauf an, wer es am längsten aushalten könnte. Er kalkuliere, der Kaiser könne es höchstens noch zehn Jahre treiben. Spanien sei ganz und gar erschöpft, Bayern habe wohl einen kleinen Sparschatz, davon könne es aber nur

eben selbst fett werden. Nur in Frankreich sei großes Kapital flüssig.

„Solange es in diesen Händen ist," sagte Erlach, seinem Gast auf die Schulter klopfend, „ist mir für das gemeine Wohl nicht bange."

An den ersten Oktobertagen kamen die Gäste zur Hochzeit des Johann Anton Eggenberg mit der brandenburgischen Prinzessin Anna Maria, welche in Regensburg gefeiert wurde. An der Stadtgrenze fand die erste Begegnung der Brautleute statt, wobei die Zuschauer eine Überraschung erlebten; während man erwartete, daß zu gleicher Zeit die Braut aus ihrer Kutsche und der Bräutigam vom Pferde stiege, um nach gleich viel zurückgelegten Schritten in der Mitte eines Teppichs aufeinanderzustoßen, blieb die Braut steif in ihrem Wagen sitzen, so daß der Bräutigam sich entschließen mußte, wiewohl er es ersichtlich ungern tat, bis an die Kutsche heranzugehen. Man wollte bemerkt haben, daß die Prinzessin eine saure Miene machte und die Begrüßung des Bräutigams nur mit einem scharfen Kopfnicken erwiderte. Noch mehr fiel es auf, daß der vornehme sächsische Kavalier, welcher die Braut zu begleiten und dem Bräutigam zu übergeben hatte, diesen nach vollzogener Trauung in einer vortrefflichen, sehr anzüglichen Rede an seine Pflicht mahnte, die Prinzessin in Ausübung ihres Glaubens unperturbiert zu lassen; vollends aber, daß die Braut noch während des Banketts, vor Beginn des Tanzes, unter dem Vorwande schwächlicher Leibesbeschaffenheit von der Tafel aufstand und sich zu Bette legte.

Eggenberg zog den Oheim der Braut, den ehemaligen Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm, in eine Ecke und sagte vorwurfsvoll, hätte er den absonderlichen

Charakter seiner Nichte gekannt, würde er sich nicht zur Heirat entschlossen haben. Sie lasse sich trotzig und mürrisch an, wolle ihm auch gar nicht schön vorkommen, Christian Wilhelm habe sie ihm anders geschildert. Dieser fuhr sich verzweifelt durch die Haare und bat, Eggenberg möge doch um Gottes willen Geduld haben, seine Nichte habe die leidigen ketzerischen Gewohnheiten an sich; wären die erst einmal abgestreift, so würden die Annehmlichkeiten desto glänzender hervorschauen. Daß sie nicht geschwätzig sei wie so manche Weiber, solle Eggenberg nur für gut halten; eine Frau, die immer widerbelle, hätten schon die Philosophen der alten Zeit mit Drachen und Furien verglichen.

Sie lasse aber den Mund so grämlich hängen, klagte Eggenberg weiter, das verderbe die gute Laune, mache auch dem Bräutigam wenig Ehre.

Ja, die Törin hätte wohl Ursache, einen solchen Bräutigam anzulachen, sagte Christian Wilhelm und lobte Eggenbergs prächtigen Aufzug, der ganz in weiße Seide mit Silberbesatz gekleidet war und in den Weichselzopf, der ihm am Ohr herabhing, ein Kleinod aus Rubinen und Diamanten verflochten trug, das auf mehrere tausend Reichstaler geschätzt wurde. Übrigens stehe Bräuten ein wenig Sprödigkeit und Schamhaftigkeit wohl an; aber es sei auch an dem, daß seine Nichte stets von zarter Gesundheit gewesen und wie ein junges Vögelein gehegt und behütet worden sei. Eggenberg wäre ja gottlob reich genug, daß sie Dienerschaft und Ärzte zur Pflege genug haben könne.

Wenn es sich wirklich so verhalte, sagte Eggenberg, dessen gutmütiges Gesicht sich wieder geglättet hatte, so wolle er sich zufrieden geben. Wenn sie nur keinen sauertöpfischen Charakter hätte, denn dagegen habe er eine besondere Abneigung, und auch die schuldige eheliche Liebe zu ihm trüge.

Ja, das wisse er bestimmt, die habe sie, sagte Christian Wilhelm eifrig. Es sei ganz gewiß nur jungfräuliche Scham und fürstlicher Anstand, daß sie sich so trocken anstellte. Sie habe ihm, Christian Wilhelm, bei der Begrüßung aufrichtig gedankt, daß er ihr einen so ansehnlichen Bräutigam verschafft hätte, habe auch über Tisch öfters verliebte Blicke nach Eggenberg geworfen. Eggenberg habe noch nicht viel Erfahrung, aber er, Christian Wilhelm, kenne sich aus, die Kalten und Spröden wären die Allerhitzigsten, daß es einem oft zuviel würde.

Davor sei ihm nicht bange, sagte Eggenberg vergnügt, er könne viel aushalten.

Nachdem sie hierüber eine Weile gelacht hatten und Eggenberg ganz besänftigt schien, suchte Christian Wilhelm das Schlafzimmer seiner Nichte auf und ließ mit Pochen und Bitten nicht nach, bis ihm aufgemacht wurde. Er setzte sich ein wenig zaghaft an ihr Bett, fragte nach ihrem Befinden und drückte seine Hoffnung aus, daß sie am folgenden Tage wiederhergestellt wäre, damit die Hochzeitsfeierlichkeiten ihren Fortgang nehmen könnten.

Da die Prinzessin nicht antwortete, fuhr er fort, es betrübe ihn, daß sie sich der Heirat, die er wie ein Vater für sie zurechtpraktiziert hätte, so wenig zu erfreuen scheine, und sprach von der Pflicht der Frau, ihren Eheherrn durch liebevolles, demütiges Betragen an sich zu fesseln, anstatt durch Trotz und bitterböses Maulen seinen Abscheu zu erregen. Ihr sei an der abgöttischen Heirat nichts gelegen, sagte die Prinzessin, von deren Kopf die in dünne Zöpfe geflochtenen Haare wie lange harte Rattenschwänze abstanden; wenn er sie nicht wolle, gehe sie gern wieder heim.

Ach, sagte Christian Wilhelm, da rede das stachelige, rebellische Gemüt der Evangelischen aus ihr, unter denen

sie aufgewachsen sei. Ihm sei es ja bekannt, er habe selbst mit beiden Füßen darin gesteckt und müsse sich nur wundern, wie Gottes Barmherzigkeit die übeln Örter in lauter Lilienhügel hätte verwandeln können. Sie könne nichts dafür, ihre Eltern wären schuld, die sich gegen die göttlichen Zeichen verstockt hätten. Sie solle doch dankbar sein für das Glück, das er, Christian Wilhelm, ihr bereitet habe. Ob sie wirklich wieder nach Hause zurück möchte, wo sie sich oft kaum am Brot habe satt essen können! Wo manche Krämerfrau bessere Kleider als sie getragen habe! Wieviel Hemden sie gehabt habe, danach wolle er gar nicht fragen. Und jetzt könne sie mit Edelsteinen würfeln, wenn sie wollte! Ein Fingerzeig Gottes sei diese Heirat, der nach dem Himmel wiese, sie solle nur die Augen auftun und sehen. Für seine väterliche Treue ernte er nun schwarzen Undank, indem sie ihm vor allen Leuten Schande bereitete. Sie solle doch um Gottes und aller Heiligen willen ihr ketzerisches Genick nicht versteifen, sondern durch Lachen, Tanzen und verliebtes Wesen sich des Glückes und der Gnade würdig zeigen, womit sie überhäuft wäre.

Als Christian Wilhelm endlich innehielt und sich eine Träne abwischte, warf die Prinzessin einen frostigen Blick auf ihn und sagte: Halts Maul! worauf sie sich umdrehte, die Bettdecke über sich zog und die Augen schloß.

Jedoch erschien sie am folgenden Tage beim Bankett und trug auch eine leidliche Miene zur Schau, so daß die Hochzeit in der üblichen Weise zu Ende gebracht werden konnte.

Banérs kranke Frau hörte einem an ihrem Bette sitzenden Offizier zu, der in großer Aufregung seine Gründe auseinandersetzte, weshalb er den Dienst quittieren wolle. Er habe zu der angegebenen Stunde durchaus nicht in Budweis

sein können, weil keine Brücke über den Fluß geführt hätte. Er hätte entweder einen großen Umweg machen oder mit Zeitverlust den Übergang bewerkstelligen müssen, und das letztere habe er gewählt. Banér habe ihm nicht nur Vorwürfe wegen des Zuspätkommens gemacht, sondern ihm ins Gesicht gesagt, es sei nicht wahr, daß sich keine Brücke dort befinde. Wie er da unwillkürlich mit der Hand ans Schwert gefahren sei, habe Banér ihm gedroht, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. So lasse ein ehrlicher Kavalier sich nicht beschimpfen, noch dazu von einem Ausländer; er wolle seine Rückstände und den Abschied.

Nein, nein, sagte die Gräfin, das dürfe nicht sein, sie wisse bestimmt, was für große Stücke ihr Mann auf ihn halte. Vielleicht sei Banér damals im Rausche gewesen, überhaupt sei er ja in letzter Zeit oft unwirsch, weil es ihm mit Prag fehlgeschlagen sei. Es sei ja auch kläglich, wie die Jesuiten Böhmen zugerichtet hätten, da sei kein Glauben und keine Tapferkeit mehr, nur Furcht und Verstellung. Sie habe jetzt auch viel von ihrem Manne zu leiden, verschlucke es aber in der Stille, weil sie in sein Herz sähe.

Ein Mann könne sich nicht so schicken und ducken wie eine Frau, sagte der Offizier, dennoch ein wenig besänftigt. Wenn er nicht eine gründliche Genugtuung erhielte, könne er bei diesem Wesen nicht bleiben.

Sie wolle es ihrem Mann vorstellen, sagte die Kranke, sie sei überzeugt, es gereue ihn schon. Er sei nur rasch, nicht böse. Sie gab ihm zum Abschied die magere gelbe Hand und legte sie wieder auf die grüne Bettdecke, wo sie lag wie ein leichtes herbstliches Blatt, das der nächste Windhauch mitnehmen wird. Sie schloß die Augen und fing an einzuschlummern, als Banér eintrat und sich auf den von dem Offizier verlassenen Stuhl setzte. Er möchte sich auch einmal aus-

ruhen, sagte er mürrisch; die ganze Sache sei ihm unsäglich zuwider. Jetzt sei er gewarnt worden, daß sein Traktieren mit Schlick bereits in Schweden bekannt sei, und doch habe er nur ein einziges Mal vor vier Tagen mit dem Arzt gesprochen, den Schlick ihm geschickt hätte, weil sie, seine Frau, krank läge. Ihr zuliebe habe er den Mann vorgelassen und aus Höflichkeit sein Gefasel angehört. Ob jemand so abgeschmackt sein könnte zu glauben, er, Banér, ließe sich wie ein hirnloses Huhn mit goldenen Körnern locken? Jedenfalls wären Spione in seiner Umgebung, die seine Handlungen überwachten. Der Gedanke mache ihn rasend: er habe Lust, den zehnten Mann im Heere hängen zu lassen.

Um Gottes willen, rief die Frau, die durch sein Eintreten aus dem Schlafe geschreckt, mit Anstrengung die Augen offen hielt; er solle doch solche Gedanken fahren lassen! Der Spion könne leicht Schlick selbst sein, der ihn verdächtigte, um ihm daheim Verlegenheiten zu bereiten und ihn dadurch zum Abfall anzuspornen; dergleichen sei doch in diesem Kriege öfter praktiziert worden. Was er davon hätte, wenn er Unschuldige für seinen gerechten Zorn büßen ließe? Sie ergriff die Gelegenheit, ihn an den Offizier zu erinnern, gegen den er auch zu rasch gewesen sei, einen ergebenen und anhänglichen Diener, einen fleißigen und pflichttreuen Soldaten, auf den er sich verlassen könne.

So? brummte Banér, der Kerl habe sich hinter sie gesteckt? Es sei nicht rücksichtsvoll, sie jetzt zu belästigen, und empfindliche Narren könne er ohnehin nicht leiden. Nun wolle er es ihm erst recht eintränken! Sich hinter seine Frau zu verschanzen, wie wenn er, Banér, ein Weiberknecht wäre! Ein Lächeln flog über das kranke Gesicht, das es jung und hell machte. „Gott sei gelobt, daß du es zuweilen bist,“ sagte sie.

Sie wurden durch den Arzt unterbrochen, den Schlick aus Prag zur Behandlung der kranken Frau, mit der er verwandt war, geschickt, und den er zugleich mit diplomatischen Aufträgen versehen hatte. Er wolle sich erkundigen, sagte er, wie seine Vorschriften wirkten. Ja, ob die Dame aber auch danach gelebt habe? Ob sie der Ruhe gepflegt habe wie eine Tote in der Gruft? Freilich, antwortete sie, sie liege zu Bette, das sehe er ja.

Das sei nicht genug, sagte der Arzt, es müsse um sie her auch Ruhe sein. Sie habe zu viel Kraft spendiert mit Kindergebären, Nachtwachen, Reisen, Kummer und Sorgen, das müsse wieder eingebracht werden.

So ein Weib sei doch auch ein gebrechliches Geschöpf, sagte Banér. Was wollten sie erst machen, wenn sie mit in den Krieg müßten?

Hm, sagte der Arzt, es gäbe viele Frauen, die müßten alle Tage in den Krieg. Was das im Nebenzimmer für ein Lärmen sei?

Das wären die Kinder, sagte die Frau, über deren Gesicht ein heißes Rot huschte. Der Bube sei etwas wild geraten und prügele zuweilen das Schwesterlein, wenn sie nicht beständig dahinter sitze. Er meine es aber nicht böse.

Banér stieß einen Fluch aus und drohte, dem Jungen die Knochen zusammenzuschlagen, wobei er Miene machte, in das Nebenzimmer zu stürzen; aber die angstvollen Bitten seiner Frau hielten ihn zurück. Er könnte dem Buben ein Leids antun, klagte sie, wenn er im Zorne losschlüge.

Die Sache könne hernach und anderswie geschlichtet werden, entschied der Arzt, indem er Banér am Rock faßte. Ruhe müsse die Frau haben. Wie alt der Herr Sohn sei? Er sei sechs Jahre alt, sagte die Gräfin.

Nun, so könne man ihm schon ernstlich vorrücken, meinte der Arzt, daß es um das Leben der Mutter gehe.

Ob es denn wirklich so ernstlich sei? fragte Banér unruhig.

Das wolle er ihm nicht verhehlen, sagte der Arzt halblaut. Sie sei jetzt wie ein Feuerlein, das zu erlöschen drohe. Mit gelindem Atem könne man es vielleicht wieder anfachen, fahre man aber täppisch mit Blasebalg oder Zange dazwischen, könne man es auch vollends ausblasen.

Banér blickte entsetzt nach seiner Frau hin, deren schönes, gradliniges Gesicht frühzeitiges Altern und Todesnähe mit einem spinnwebgrauen Schleier überzogen hatten und warf sich mit einem lauten Schrei neben ihrem Bett auf die Knie. Indem er die Arme um ihren Leib schlang, sie fast aus dem Bette reißend, flehte er sie an, ihn nicht zu verlassen. Sie wisse ja, daß er ohne sie nicht leben könne, er wolle alles tun, was sie verlange, ihr in allen Stücken gehorchen, nur verlassen solle sie ihn nicht. Wenn sie stürbe, würde er sich lebend mit in ihr Grab vergraben lassen. Was ginge ihn Schweden und Sachsen und Böhmen an? Sie sei seine Heimat, in ihr habe sein Herz Wurzel gefaßt, und nicht einmal Gott könne es herausreißen.

Während dieses Ausbruchs bearbeitete der Arzt den Feldherrn mit Worten und Händen, bis er ganz erhitzt war. „Was fällt Euer Gnaden ein?“ rief er böse, „das sind unleidliche Exorbitanzien!“ Doch machten seine Ermahnungen keinen Eindruck auf Banér, bis seine Frau sich über ihn beugend ihm allerlei zugeflüstert hatte, worauf er sich gutwillig fortführen ließ.

Nachdem er fort war, grub sie einen Augenblick mit dem Ausdruck tiefster Erschöpfung ihren Kopf tief ins Kissen und schloß die Augen; dann läutete sie nach der Kammerfrau. Sie wolle ein wenig Suppe und gewürzten Wein, sagte sie

freundlich, und hernach wolle sie aufstehen; es sei ihr viel wohler.

Die Kammerfrau schüttelte den Kopf und machte Einwände, die die Feldmarschallin nicht gelten ließ; der Arzt habe es erlaubt, sagte sie, und sie wolle sich Bewegung machen. Mit Hilfe der Dienerin zog sie sich an und ließ sich die Frisur aufbauen. Wie sie in den Spiegel sah, wurde sie nachdenklich. Was wollte die geheimnisvolle, trauernde, uralte Frau von ihr, die sie daraus anblickte? Sie versuchte sich anzulachen; aber ein Schaudern überlief sie, und sie legte den Spiegel langsam aus der Hand.

Ein wenig Schminke und Puder werde nicht schaden, sagte sie zur Kammerfrau. Helfen aber auch nicht, erwiderte diese grollend. Die Feldmarschallin lachte. Ihr Gemahl sei nicht so grämlich, sagte sie, wie sie, die Kammerfrau, sondern habe sie lieb; das helfe sicher.

Als Banér gleich darauf eintrat, stand sie mit fröhlichem Gesicht auf und ging ihm entgegen; er zog sie an sich und schwang sich einige Male mit ihr herum. Also habe er sie wieder! rief er tief aufatmend. Der verdammte Doktor habe falschen Lärm geblasen, habe ihm vielleicht eine Falle stellen wollen und gemeint, in der Todesangst ginge er hinein. Aber ob sie wirklich wieder gesund sei? Viel wohler als vorher, sagte sie und nickte beteuernd. Noch ein wenig müde, das komme gewiß vom ungewohnten Bettliegen.

Nun wolle er auch dem empfindlichen Narren, dem Offizier, ein paar gute Worte geben, sagte Banér vergnügt, obwohl es abgeschmackt sei, sich so heikel mit ihm anzustellen. Aber alle Welt solle wissen, wieviel ihr Fürwort bei ihm gelte.

Um die Mitte Mai 1640 vereinigten sich die hessischen Truppen unter Melander, die lüneburgischen unter Klitzing

und die Weimaraner unter dem Prinzen von Longueville mit Banér, der in der Ebene um Erfurt ein Heer von 40000 Mann mustern konnte. Er rückte mit dieser Macht gegen die Kaiserlichen vor, die sich jedoch, obwohl geringer an Zahl, nicht zurückzogen und dadurch die Verbündeten in große Verlegenheit brachten. Da die Gegend zu arm war, um so viele Menschen zu ernähren, litt die Mannschaft bald Hunger, und es wurde notwendig, irgendeinen Ausweg zu ersinnen, zu welchem Zweck die Generale und Kriegsräte am 7. Juni sich versammelten. Banér begann mit der Erklärung, daß die Unmöglichkeit, das kaiserliche Lager zu überwältigen, auf der Hand liege. Zu einer Schlacht wagten sie sich nicht heraus, sie trieben das Stilliegen nach wallensteinischer Mode. So könne es nicht weitergehen.

„Was sagt er?" fragte der Prinz von Longueville sich vorbeugend; worauf es ihm wiederholt wurde. Nun, sagte er lächelnd, dasselbe habe er vor acht Tagen gesagt. So sei denn Banér jetzt einverstanden, daß sie sich auf Erfurt zurückzögen.

Banér warf wütend den Kopf nach dem Franzosen herum und sagte, er denke nicht daran, auf Erfurt zurückzugehen; er sei kein Pendel in einem Uhrwerk.

Was sagt er? fragte Longueville. Es sei lächerlich, sich gegen das Notwendige zu sträuben. Nach acht Tagen würden sie sich doch auf Erfurt zurückziehen müssen.

Guébriant sagte einlenkend, sie könnten vielleicht erst vernehmen, wie Banér den Knoten zu lösen dächte.

Jetzt fiel der hessische Kriegsrat ein, um vorauszuschicken, daß seine Regierung sich zu einem Vorrücken auf Schlesien keinesfalls verstehen würde, aus mehreren in der Kürze nicht gründlich auseinanderzusetzenden Gründen.

„Wer spricht von Schlesien?" rief Banér, der vergessen

hatte, daß er kürzlich durchaus nach Schlesien hatte gehen wollen. Er denke zurzeit nicht an Schlesien! Das einzig richtige sei, nicht vom Flecke zu weichen, bis sie die Kaiserlichen aus ihren Schanzen getrieben hätten, sie brauchten nur Verstärkung dazu, die der Herzog von Lüneburg wohl imstande sei zu schicken; er berufe sich dabei auf Klitzing.

Ihm komme es wenigstens vor, als sei es nicht unmöglich, sagte Klitzing mit einem furchtsamen Blick auf den lüneburgischen Kriegsrat.

Melanders faltiges Gesicht verdüsterte sich noch mehr, indem er mit wegwerfendem Ausdruck sagte, sie könnten sich hier doch ohnehin nicht ernähren; kämen noch mehr, würden sie vollends verhungern.

Verhungern! höhnte Banér. Dafür solle Melander ihn sorgen lassen. Er führe lange genug Krieg, um zu wissen, daß ein Heer nicht verhungerte, das stark genug sei, um zu siegen.

Und zu saufen hätten sie ja einstweilen noch genug, fügte Klitzing hinzu; aber dieser schwache Versuch, die Gemüter durch Lachen versöhnlich zu stimmen, wurde nicht beachtet. Daß der Herzog von Lüneburg Verstärkung schickte, erklärte der Kriegsrat, sei ausgeschlossen; sonst wäre ja sein eigenes Land des Schutzes entblößt.

So bliebe ihnen nichts anderes übrig, als sich auf Niedersachsen zurückzuziehen, drohte Banér.

„Also gehen wir doch nach Erfurt?" fragte Longueville lächelnd.

Banér machte eine Bewegung, als wolle er dem Prinzen den vor ihm stehenden Bierkrug an den Kopf werfen, und Guébriant flüsterte ihm zu, es sei nicht von Erfurt, sondern vom Lüneburgischen die Rede.

Das bedauere er außerordentlich, sagte Longueville, ganz

außerordentlich. Er sei für seine Truppen verantwortlich und müsse in Verbindung mit dem Rheine bleiben.

Wenn die Stellung hier aufgegeben würde, sagte Melander, so müsse er nach Hessen, für den Fall, daß der Kriegsschwall sich dorthin zöge.

Die Herren kämen ihm absonderlich vor, sagte Banér mit drohend erhobener Stimme; sie wären doch keine Kinder, die um die Vesperzeit nach Hause liefen, um ihr Stück Brot zu empfangen. Er habe vor acht Tagen vorgeschlagen, daß sie nach Hof durchbrächen, um die Kaiserlichen von Bayern abzuschneiden. Das sei nicht beliebt worden; aber besser wäre es gewesen, wenn er seinen Willen damals durchgesetzt hätte. Wer es redlich mit der guten Sache meinte, spräche nicht von Trennung.

Melander hob langsam die Augen zu Banér und wollte eine scharfe Antwort geben, als ein Banérscher Kammerdiener in großer Bestürzung gelaufen kam und meldete, die Frau Feldmarschallin liege im Sterben, der französische Doktor habe es gesagt.

„Der Doktor soll zur Hölle fahren!“ schrie Banér; er wäre ein Narr, und ohne ihn würde seine Frau längst gesund sein. Fluchend folgte er dem Diener, der erschrocken davongelaufen war. Am Bette der Sterbenden war lautes Geschrei der drei behandelnden Ärzte, von welchen die beiden deutschen dem französischen, der im Auftrage des Prinzen von Longueville eingegriffen hatte, vorwarfen, der von ihm angeordnete Aderlaß sei die Ursache ihres Todes. Durch das Erscheinen Banérs vertrieben, setzten sie vor dem Hause ihr Gezänk fort, in welches sich bald die Offiziere mischten, die auf das Gerücht vom Tode der Gräfin herbeikamen. Er habe sichs am Morgen gleich gedacht, sagte einer, als ihm ein Wachtmeister gemeldet hätte, daß ein Bienenschwarm

sich angehängt habe. Das habe noch nie etwas Gutes bedeutet.

So? sagte der eine Arzt; das sei doch sonst für ein gutes Zeichen angesehen. Er erinnere sich noch wohl, wie sich am Tage der Kaiserwahl Anno 1619 ein Bienenschwarm auf Frankfurt niedergelassen habe, und wie man das allenthalben als glückliches Omen angerufen habe.

Mehrere Offiziere erhoben lautes Gelächter. Die hätten wohl Honig für des Teufels Küche gemacht, sagten sie. Nun, ihnen könne es freilich recht sein, sie wären den Krieg gewöhnt, hätten zuletzt mehr Profit als Schaden davon.

Ja, es müsse auch Krieg geben, sagte der Arzt, zufrieden wären die Menschen doch nie. Am Tage vor der Prager Schlacht Anno 1620 habe sich am Weißen Berge auch ein Bienenschwarm gezeigt, erzählte ein anderer Offizier; er habe damals unter Boucquoi gedient, und sie hätten es auf den großen Sieg bezogen.

Daß es jetzt einen Trauerfall bedeutet hätte, sei doch aber unwidersprechlich, beharrte der erste Offizier, worauf die übrigen stillschwiegen.

Als sich Banérs Vertrauteste am folgenden Morgen in das kleine niedrige Zimmer wagten, wo die Tote lag, fanden sie den Feldmarschall schlafend vor dem Bette; sein blonder Kopf ruhte auf ihrem Kissen. Sie getrauten sich endlich ihn zu wecken und meldeten, Klitzing und Melander wären in Streit geraten, der letztere wolle abziehen; wenn Banérs Ansehen nicht durchdränge, stehe das Schlimmste zu befürchten. Banér richtete sich ein wenig auf, starrte die Herren an und sagte nach einer Pause, die beiden sollten sich doch die Köpfe abreißen, ihm wäre das ganz gleichgültig. Wie er aufstand und das kalte Gesicht der Toten sah, ward er sich plötzlich der Gegenwart und seines Unglücks bewußt und warf sich

laut aufjammernd mit ganzem Leibe zu Boden. Die Herren, die ihn aufrichten und besänftigen wollten, stieß er ungestüm von sich: Teufel wären sie, daß sie ihn nicht einmal weinen ließen. Er wollte weinen; weinen, schreien und heulen, bis ihm das Herz auseinanderspränge. Es wäre ihm einerlei, was aus dem Heer würde! Möchten sie doch Hungers sterben! Ihm wäre es recht, wenn sie allesamt krepierten!

Das Zureden seines alten Kammerdieners brachte es doch zuwege, daß er ein paar Gläser Wein hinuntergoß, worauf er in angetrunkenem Zustande sich die Gesellschaft der Generale gefallen ließ. Inzwischen war neue Aufregung entstanden, weil Piccolomini zwar die Banér zuständigen Gefangenen ausgewechselt hatte, nicht aber die hessischen und lüneburgischen, von welchen er sogar einige hatte aufhängen lassen, weil sie nicht rechtschaffene Feinde, sondern Merodebrüder wären.

Er wolle es dem heimtückischen Welschen zeigen, tobte Klitzing, daß er ein wohlbestallter General sei, so gut wie einer von den Wiener Schranzen. So etwas lasse er nicht auf sich sitzen. Lieber hinge er sein Schwert an den Nagel.

Melander wollte wissen, wie der von Banér abgeschlossene Vertrag wegen Auswechselung der Gefangenen wörtlich gelautet habe. Es sei ihm unbegreiflich, daß ein Edelmann wie Piccolomini vornehmen Bundesgeneralen so an die Ehre griffe. „Der Piccolomini ist immer ein Giftmolch gewesen," sagte Banér; die Herren möchten ihm nur die Zähne zeigen, er habe nichts dagegen.

Melander sagte, es sei Banérs Sache, ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

„Was? Meine Sache?" rief Banér. Ihm habe ja Piccolomini seine Gefangenen zurückgegeben, sie sollten für die

ihrigen sorgen. Bisher hätten sie stets gegen seine Verfügungen angebellt, jetzt solle er für sie eintreten! O lustig, sehr lustig! und plötzlich verfiel er in ein lautes, anhaltendes Gelächter.

Es könne ja sonst das Ansehen gewinnen, sagte Melander, als billige Banér das Verhalten Piccolominis. Solche Verleumdungen sei es besser von vornherein zu verstopfen.

Banér konnte mit seinem sinnlosen Gelächter nicht aufhören. „Lustig, sehr lustig!" rief er dazwischen. Er sollte mit Piccolomini durchstechen? Etwas Besseres habe er nie gehört! Nein, ihm wäre alles gleich, er ginge jetzt ohnehin fort.

Die Generale stutzten und fragten, was das zu bedeuten hätte?

Das habe zu bedeuten, sagte Banér triumphierend, daß er seine Kinder und die Leiche seiner Gattin nach Schweden führen wolle. Ob sie glaubten, er habe Lust, sich länger in ihre Querelen verwickeln zu lassen? Sie sollten gehen, wohin sie wollten, er gehe ausgemacht nach Schweden.

Die Abwesenheit Banérs war benutzt worden, um den Leichnam seiner Frau einzusargen; als er aber zurückkommend die damit beauftragten Männer im Begriffe fand, die letzten Nägel einzuschlagen, sprang er zornig auf sie los und befahl ihnen, den Deckel wieder abzunehmen. Die Leute wußten nicht, was sie tun sollten, als Banérs Feldprediger eintrat und es unternahm, dem Feldmarschall ins Gewissen zu reden. Er sprach von der Pflicht des Christen, sich in Gottes Willen zu ergeben, schilderte, wie der Held aller Helden, Christus, den Kreuzestod gefürchtet und wie er sich ritterlich zu dem Gebet durchgefochten habe: Nicht wie ich will, sondern wie du willst, welches seitdem das Haupt- und Schlußgebet jedes Menschen sein müsse. Banér sollte ihm nun einmal die

Worte nachsprechen, wie er sie ihm vorspräche: Herr, nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Zornig stieß Banér die Worte mit rauher Stimme hervor. Nein, so könne es nicht dienen, sagte der Feldprediger, betrübt den Kopf schüttelnd; das dürfe nicht wie Blut kommen, das man sich aus den Adern kratzte, sondern gelinde wie die köstlichen Tränen. Banér brach in lautes Schluchzen aus, warf sich mit ganzem Leibe über den Brettersarg und preßte das Gesicht leidenschaftlich gegen das Holz. So, sagte der Feldprediger, nun sei es gut; nun habe Banér das Opfer gebracht und seinen liebsten Schatz in Gottes Arme gelegt, der werde ihn behüten und ihn am Jüngsten Tage ihm wiedergeben.

Es wurde festgesetzt, daß Banérs verstorbene Frau, bis die Überführung nach Schweden ins Werk gesetzt werden konnte, im Chor der Predigerkirche in Erfurt, wo seine erste Gemahlin beigesetzt war, bestattet würde, und er selbst führte den Sarg dorthin. Seine Kutsche mußte so fahren, daß er den Sarg stets im Auge hatte, und müde wie er nach den starken Erregungen war, strengte er sich doch an, wach zu bleiben, damit ihm der geliebte Leichnam nicht unversehens entschwände. Er war ärgerlich auf seinen Feldprediger, der ihn, so schien es ihm, seine Schwäche ausnützend, überlistet hatte. Warum sollte er seinen Willen in Gottes Willen ergeben, wenn Gott grausam war und etwas Ungereimtes tat? Warum sollte er sich nicht aufs äußerste dagegen wehren? Er dachte daran, wie oft er auf seinen vielen Fahrten von einem Feldlager zum andern in der Kutsche geschlafen hatte, den Kopf an die Brust der teuren Frau gelehnt, und wie unmöglich es sei, daß das nie wieder so sein sollte. Im Halbschlummer kam es ihm so vor, als ob

der Feldprediger an allem schuld sei, und als würde er seine Frau wiederbekommen, wenn er sich nur von dem alten Zauberer nicht wieder betören ließe.

Um der Gattin des großen Feldherrn die letzte Ehre zu erweisen, kamen mehrere fürstliche Herrschaften nach Erfurt und versammelten sich zu der feierlichen Stunde in der Predigerkirche. Banér hatte sich festlich ankleiden lassen: er trug eine grüne Feder am Hute, wie die des Königs von Schweden gewesen war, ebenso einen ledernen Koller und eine Schärpe mit dem Trauerflor darüber. Er nahm die Beileidsbezeigungen der erschienenen Trauergäste teilnahmlos entgegen und stand während der ganzen Predigt in sich versunken, die Augen auf den Sarg geheftet. Als die weinerliche Stimme des Redners verstummte und ein paar schwarzverhüllte Männer sich des Sarges bemächtigten, um ihn an Stricken in die Gruft hinunterzulassen, fuhr er zusammen und machte Miene, sich auf den Sarg zu werfen. Die, welche ihm zunächst standen, ergriffen ihn an den Armen und winkten den Männern, sich zu beeilen, damit die Sache ein Ende nähme. Wie der Sarg gehoben wurde und über der Tiefe schwebte, taumelte Banér einen Schritt vorwärts, so daß ein Schrecken durch die um die Öffnung gruppierte Gesellschaft lief, indem es nicht anders aussah, als ob er sich hinunterstürzen wollte. Es zeigte sich, daß einer seiner Füße in die Stricke verwickelt und er dadurch mitgerissen worden war, was er selbst rechtzeitig genug bemerkte, um sich befreien zu können. Als er sich aufrichtete, während der Sarg langsam in die Gruft sank, fiel sein Blick auf ein ihm gegenüberstehendes junges Fräulein, dessen Augen erschreckt und neugierig auf ihn gerichtet waren. Um ein rundes, flaumiges Kindergesicht herum waren blonde Haare majestätisch gerollt und gepufft, von ihren Ohren hingen

tränenförmige Perlen und dahinter ein paar schön gedrehte, tanzende Locken herunter. Die stattliche Einfassung hätte jungfräuliche und fürstliche Würde vortäuschen können, wenn nicht ihre lustigen Augen, die verstohlen in der Kirche abenteuerten, der Schmelz der Haut und das frische, kühle Mündlein das Kind verraten hätten, das sich am glücklichsten fühlt, wenn es zu Hause mit Hunden, Katzen und Puppen spielen durfte. Banérs erste Regung, als er in das hell-leuchtende Gesicht sah, war, mit einem Satze über die Öffnung zu springen, durch die der Sarg eben verschwunden war, und es zu küssen; und wenn er das auch unterließ, so warf er doch einen solchen Blick hinüber, daß das Fräulein unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, ohne aber die Augen von ihm abzuwenden. Sowie er in seinem Quartier angelangt war, befahl er dem Kammerherrn, welcher das Trauermahl anzuordnen hatte, dem kleinen Fräulein, welches eine Prinzessin von Baden-Durlach war, den Platz an seiner Seite anzuweisen. Dieser wehrte erschrocken ab, das sei eine abscheuliche, ganz unzulässige Unziemlichkeit und könne böse, unabsehbare Folgen haben; allein Banér erklärte, mit dem Fuße aufstampfend, er wolle es so haben und nehme die Folgen über sich. Indessen auf die beschwörenden Bitten des Herrn hin, begnügte er sich damit, daß das Fräulein ihm gegenübergesetzt wurde, und jedesmal, wenn er in das rosige Kindergesicht sah, zu dessen Seiten die tanzenden Löckchen wie jubilierende Glocken zu läuten schienen, kam es ihm vor, als sei er begraben gewesen und nun wieder auferstanden und stehe auf der goldenen Schwelle der ewigen Seligkeit.

Als alle Gäste sich entfernt hatten und er allein in seinem Schlafzimmer war, fiel sein Blick auf den Trauerflor, der seine Schärpe verhüllte, und wie einer etwa sein erstes weißes

Haar, das er im Spiegel bemerkt, rasch auszieht, bevor es jemand anders sähe, riß er ihn herunter und hielt ihn in die Flamme der Wachskerze, die vor seinem Bett brannte, und die das dünne Gewebe in einem Nu verzehrte.

Die Landgräfin Amalie Elisabeth sah in den Spiegel, während ihr die Kammerfrau die Frisur herrichtete, und bemerkte, wie sie nun fast über Nacht ein weißhaariges altes Weib geworden. Vor drei Jahren, als ihr Mann gestorben sei, wäre sie noch ganz braun gewesen.

Weiße Haare wären die schönste Witwentracht, sagte die Kammerfrau.

„Die Zeit kriecht wie eine Schildkröte, wenn man jung und leichtfüßig ist," sagte die Landgräfin, „und wird man alt und hinkt und humpelt, so läuft sie davon wie ein Hase."

„Das ist das beste an der Zeit," erwiderte die Kammerfrau, „daß sie uns immer schneller zu Gott trägt."

Die Landgräfin lachte ein wenig ungehalten. „Ich dächte," sagte sie, „wir beide hätten noch manches Geschäft auf Erden zu besorgen."

Wenn die Landgräfin wüßte, was für greuliche Zeichen vorgefallen wären, sagte die Kammerfrau, würde sie nicht lachen. Es könne ja doch nicht verschwiegen bleiben, so wolle sie es nur gleich erzählen, daß ihr Mann, der Küster, am Abend spät, da er noch in der Schloßkirche gesäubert hätte, es laut in der Gruft habe klopfen hören, wie wenn jemand hinaus wollte. Als er sich am andern Morgen mit einer Laterne hinuntergetraut hätte, da sei im Sarge des hochseligen Landgrafen August, des hochseligen Moritz Vater, ein klaffender Riß gewesen.

„Nun also denn!" rief die Landgräfin ärgerlich. Sie sähe nichts Greuliches darin, daß altes Holz risse!

Die Kammerfrau schüttelte mißbilligend den Kopf. Das sei noch gar nicht alles, fuhr sie fort. Heute früh sei die Bauerfrau aus Lohne hereingekommen, die den Honig für die Frau Landgräfin zu bringen pflegte, und sei so voll Angst und Bangen gewesen, daß sie kaum hätte sprechen können. Wie sie am letzten Samstag bei einbrechender Nacht mit andern Frauen an den Brunnen gegangen sei, um Wasser zu holen und für den Sonntag zu scheuern, da sei vor aller Augen eine verhüllte Gestalt aus dem Brunnen gestiegen, habe die Hände über dem Haupte gerungen und sei dann ohne Laut wieder versunken. Vor Schrecken hätten sie sich kaum nach Hause getraut, weil sie gemeint hätten, der Feind stehe schon vor der Tür.

„So weit ist es noch nicht," sagte Amalie Elisabeth. „Ich bin auch noch da!"

Ja, das habe die arme Bäuerin auch gesagt, fiel die Kammerfrau ein, wenn sie nur gewiß wüßte, daß die Frau Landgräfin da wäre, so würde sie sich eher trösten können. Aber draußen auf den Dörfern gehe die Rede, die Herrschaft sei wieder aus dem Lande geflohen wie vor vier Jahren, und nun werde der Feind kommen und alles niederbrennen und ausrauben wie dazumal.

Die gute Frau solle hereinkommen und sich überzeugen, daß sie da sei, befahl die Landgräfin; aber von klopfenden Särgen und Brunnengespenstern wolle sie nichts mehr hören; sie wären hier nicht abergläubische Heiden, sondern vernünftige Christen.

Nachdem die Bäuerin entlassen war, empfing die Landgräfin ihren Rat von Schollei, den sie aus Rücksicht auf die Ritterschaft duldete, aber ungern anhörte. Er habe es auch schon gehört, was sich mit dem Sarge des hochseligen Landgrafen August begeben habe, sagte er mit sorgenvoller

Miene. Die Zeit sei freilich danach, daß die Toten aus der Erde steigen möchten.

„Besser als daß die Lebendigen in die Erde kriechen," erwiderte die Landgräfin. „Der Tod ist unser aller Erbteil und fällt uns früher oder später gewiß zu; ich hoffe, wir tun alle unsere Pflicht, ohne uns schrecken zu lassen."

Ja, die Pflicht, sagte Schollei, die möchte er schon tun. Aber welches sei die Pflicht? Darüber zu wachen, daß das arme Hessenvolk nicht in Grund und Boden ruiniert würde. Nun sei das Unglück da, das er geweissagt hätte, als die Landgräfin sich von den schelmischen Franzosen wieder in den Krieg hätte hineinziehen lassen. Es könne und könne kein gutes Ende nehmen, und die Frau Landgräfin solle ihm nur das eine zugeben, daß er es vorausgesagt hätte. Nun könne nicht einmal Westfalen mehr gehalten werden; sonst sei niemand zum Löschen da, wenn ganz Hessen in Flammen stände.

Der Herzog von Lüneburg würde sie nicht verlassen, sagte die Landgräfin.

Der! rief von Schollei. Der merkte auch schon, daß der Boden heiß würde und träte den Krebsgang an. Das Unglück sei da, man brauchte kein anderes Zeichen mehr, wenn schon der hochselige Kurfürst August selbst aus dem Sarge stiege, um es anzuzeigen.

„Das Winseln und Wehklagen mag ich nicht einmal an einem Weibe leiden," sagte Amalie Elisabeth. „Je größer das Unglück, desto schneller muß man die Hände rühren, nicht das Maul." Es müsse augenblicklich ein Eilbote an Melander und Banér abgehen, Melander müsse jetzt alles andere hintansetzen, um die hessische Grenze zu schirmen.

Der Bote war noch nicht abgefertigt, als die Ankunft Melanders in Kassel gemeldet wurde. Er lasse fragen, so

hieß es, ob er der Frau Landgräfin in dringenden Geschäften seine Aufwartung machen dürfte?

Der Landgräfin schoß das Blut ins Gesicht, und sie mußte sich anstrengen, um den Ärger und Schreck, der sie durchfuhr, zu verbergen. Ohne Erlaubnis hatte der eigenwillige Mann seinen Posten verlassen! Hätte er sich dessen erdreistet, wenn ihr Mann noch lebte? Laut sagte sie, das treffe sich gut, so könne sie mündlich mit ihrem General Rücksprache nehmen. Dann schickte sie Schollei fort und ließ ihren alten Rat Sixtinus rufen, mit dem sie in besserem Einvernehmen war als mit jenem.

Sie empfing Melander, den seine Gemahlin begleitete, mit ausgesuchter Freundlichkeit und sagte scheinbar unbefangen, es müsse etwas Außerordentliches sein, daß ihn veranlasse, in dieser bösen Zeit in die Stadt zu kommen? Oder ob er ihr seine Gemahlin habe bringen wollen, damit sein lieber Schatz in sicherer Obhut sei?

Melanders Gemahlin, eine geborene Freifrau von Effern, die viel gestikulierte, um die Perlen und Edelsteine in Bewegung zu setzen, mit denen sie an Kopf, Hals, Brust, Armen und Händen beladen war, ergriff rasch das Wort und sagte, das Lager sei jetzt allerdings kein Aufenthalt mehr für eine Dame. Der Tisch könne nicht einmal ordentlich beschickt werden, so mangle es an allem. Davon wolle sie jedoch gar nicht reden. Aber Banér! Nein, sie wolle lieber mit einem Kuhmelker verkehren! Und wenn der schwedische Adel schon so sei, was könne man dann von den gemeinen Leuten erwarten? Sie liebe gewiß das Einfache, ihr Mann habe ja auch eine rauhe Art und sie eben dadurch gewonnen; die Landgräfin könne also schließen, wie arg es sein müßte, wenn sie die Nase rümpfte.

Melander warf einen ungeduldigen Blick auf seine Frau

und unterbrach sie mit den Worten, er sei gekommen, weil jetzt ein Entschluß gefaßt werden müsse. Sie wären am Rande des Abgrundes. Er könne nicht leiden, daß die Geschicke eines Landes, für das er so lange gekämpft hätte, an einen Tollkopf wie Banér geknüpft würden. Der habe nur noch seine neue Liebschaft im Sinne, gehe nicht dem Feinde, sondern der Braut nach. Anstatt die Länder der Verbündeten zu schützen, verlange er immer mehr Verstärkungen und habe sich unterstanden, ihn wie einen Stallknecht herunterzuschimpfen, weil er seine Truppen auf Eschwege gezogen hätte, was zur Rettung Hessens notwendig gewesen sei.

Übergriffe dürfe Banér sich nicht gestatten, sagte die Landgräfin, darüber wolle sie ihn zur Rede stellen.

Ebensogut könne sie einen wütenden Stier zur Rede stellen, sagte Melander. Er habe es satt. Vielleicht werde er noch einmal gegen die Schweden kämpfen; aber mit ihnen nimmermehr!

Das sei ein rasches Wort, sagte die Landgräfin gemessen, und Melander wohl nur im Zorne entfahren. Banér sei ja nicht Schweden, und Schweden nicht die evangelische Kirche und deutsche Libertät. Er könne sie doch nicht jetzt in der Not verlassen, nachdem er ihrem verstorbenen Gemahl so lange ein treuer Diener und Mitkämpfer gewesen wäre.

Er habe schon damals manches wider seinen Willen aus Liebe und Verehrung für den Verstorbenen getan, sagte Melander.

Nun, so werde er auch nicht vergessen haben, fiel Amalie Elisabeth ein, daß ihr Gatte ihm im Sterben seine Kinder wie einem Freunde und Vater empfohlen habe. Er hielte sein Wort schlecht, wenn er sie jetzt verließe.

Wenn die Landgräfin, sagte Melander scharf, ihn als einen Treubrüchigen hinstellen wolle, so weise er das zurück. Auch von seiner Fürstin könne er sich das nicht sagen lassen. Er habe ihr nach Kräften gedient, indem er ihr zum Frieden mit dem Kaiser geraten habe. Er sei von Anfang an gegen das Bündnis mit Schweden und Frankreich gewesen; denn die Deutschen gingen nicht zusammen mit den Schweden, und mit den Franzosen auch nicht. Jetzt liege es vor jedermanns Augen offen, wohin das Bündnis geführt hätte: Hessenland werde von Feind und Freund zugleich überschwemmt und aufgezehrt. Es gehe wider sein Gewissen, sich dazu gebrauchen zu lassen.

Was auf ihr Gewissen gehe, das könne seines sich auch gefallen lassen, sagte die Landgräfin streng.

Ja, solange er ihr General sei, fuhr Melander auf; aber von dieser Stunde an sei er es nicht mehr. Er habe sichs geschworen, nicht länger gemeine Sache mit landfremden Räubern zu machen.

Die geborene von Effern legte eine ihrer klirrenden Hände auf Melanders Mund, die andere auf den Arm der Landgräfin und beschwor beide mit hoher Stimme, sich zu beruhigen. Sie liebe und bewundere die rauhe Art ihres Mannes, sagte sie; aber trotz dieser närrischen Vorliebe sehe sie doch ein, daß sie nicht immer, namentlich der Gemahlin und der fürstlichen Herrin gegenüber, am Platze sei. Er habe ja recht, tausendmal recht im Kerne der Sache; aber General oder nicht, er bleibe doch stets Kavalier oder sollte es bleiben. – Wie nun gleichzeitig auch Melander, seine Frau und Sixtinus ihrer Meinung Gehör zu verschaffen suchten, raffte sich die Landgräfin auf und gebot Stille. Wenn Melander seinen Abschied verlange, sagte sie, so solle er ihn haben. Er möge es redlich meinen, sie tue es auch. Sie kämpfe

um einen guten, gerechten Frieden; davon lasse sie sich auch von ihrem wertesten Diener nicht abbringen.

Als das Melandersche Ehepaar sich entfernt hatte, lehnte sich die Landgräfin, ohne auf Sixtinus' Anwesenheit Rücksicht zu nehmen, in ihren Sessel zurück und weinte.

Es sei doch ein rechtes Glück, begann Sixtinus nach einer Weile in großer Verlegenheit und voll Mitleiden, daß sie den Melander los sei. Nun könne der Krieg mit ganz anderem Nachdruck geführt werden. Melander habe kein hessisches Herz, sei im Grunde immer kaiserlich gewesen. Vielleicht sei es auch an dem, was man sich zuflüstere, daß er insgeheim papistisch geworden sei.

Da die Landgräfin schwieg und die Tränen fließen ließ, als hätte sie Lust, sich selbst darin aufzulösen, sagte Sixtinus, es gehe ihm ganz unerträglich zu Herzen, eine solche Fürstin und Heldin, die ganz Europa bewundere, weinen zu sehen.

Amalie Elisabeth sah mit ihren geröteten Augen an ihm vorüber und sagte: „Eine Fürstin soll die Mutter ihres Volkes sein; meine Kinder schreien nach Brot, und ich reiße ihnen den letzten Bissen vom Munde."

„Ultra posse nemo obligatur," sagte Sixtinus. Kein Mensch sei über Vermögen verbunden, und das gelte auch für die Fürsten. Das gemeine Volk verlange vornehmlich das Brot, welches den Bauch fülle, es sei aber von Fürsten auch dasjenige, mit dem der Geist sich ernähre, in Betracht zu ziehen. Die Nachkommen würden es ihr einmal danken, daß sie das lautere Wort Gottes gerettet und mit mancherlei gegenwärtigem Unglück erkauft hätte.

„Ja, unglücklich bin ich gewiß gewesen," sagte die Landgräfin.

Sixtinus horchte ein wenig betroffen. Das könne eine

so hochgepriesene und auch siegreiche Fürstin doch nicht ernstlich meinen, sagte er.

„Es wird der seligste Augenblick in meinem Leben sein,“ sagte Amalie Elisabeth, „wenn ich mich in meinem Sarge ausstrecken und ruhen kann, weil die Arbeit getan ist!“

Zunächst wurde beschlossen, im engen Einverständnis mit Herzog Georg von Lüneburg zu bleiben, damit man auf einen Bundesgenossen sicher zählen könne. Die Schweden betreffend wünschte die Landgräfin eine gewisse Unabhängigkeit von ihnen zu gewinnen, um so mehr, als auch Herzog Georg sich hatte verlauten lassen, er wolle sich der Tyrannei Banérs nicht länger unterwerfen. Indessen war die Nähe der Kaiserlichen so drohend, daß beide Verbündete der Schweden doch nicht ganz entraten zu können glaubten und nach allerlei Mißhelligkeiten und gegenseitigen Bedrohungen wieder einlenkten. Herzog Georg öffnete dem Feldmarschall den verlangten Paß in sein Land, wo das schwedische Heer bis auf weiteres die Winterquartiere genießen sollte, freilich ungern und lauernd, wie er den unwillkommenen Besuch wieder los werden könnte.

Die Sonne schien hell in das kleine Zimmer in Heiligenstadt, wo Graf Guébriant übernachtet hatte, und weckte ihn, der sich mit einem Seufzer auf die Obliegenheiten des Tages besann. Am liebsten hätte er geläutet und die Fenster verhängen lassen, damit er weiterschlafen könnte; aber er unterdrückte diese Regung und schloß nur die Augen, um sich zu sammeln, ehe er aufstände. Der Prinz von Longueville, im Grunde gesünder als er, lag zu dieser Zeit in Kassel bei guter Pflege, sorgfältig ernährt, frei von allen Widerwärtigkeiten, indes er, Guébriant, das Knäuel der von jenem begangenen Fehler entwirrte. Als Banér mit seinem ersten

Vorschlage an sie herangetreten war, hatte Guébriant vor den Folgen gewarnt, die es für sie haben mußte, wenn sie sich zu weit in Deutschland hineinziehen ließen: sie würden mitten in einem unbekannten, feindlich gesinnten, rauhen Lande, abgeschnitten von heimischer Hilfe sein; wenn der unbändige Banér sie für seine Zwecke ausnützen wollte, wenn die trotzigen Direktoren des weimarschen Heeres anmaßend und unbotmäßig wären, im Fall einer Niederlage oder eines Verlustes würden sie rettungslos preisgegeben sein. Dies alles hatte Longueville eingesehen; als aber die Landgräfin von Hessen-Kassel eine Weile auf ihn eingeredet hatte, verflogen die vernünftigen Bedenken, und die gewagte, für Frankreich nutzlose Verbindung mit Schweden wurde vollzogen. Was hatte Guébriant seitdem ausgestanden: stets hatte er vermitteln, einlenken, vorbeugen, wieder gutmachen müssen. Longueville hatte die weimarschen Direktoren zu einer Zeit gereizt, wo man die Mittel nicht hatte, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, und als die Verwickelung gefährlich zu werden drohte, hatte er sich ihr entzogen und ihm, Guébriant, die Lösung übertragen. Dennoch würde der Ruhm jeder geleisteten Tat Longueville als dem Heeresobersten zugeschrieben werden, nur der Vorwurf des Nichterreichten ihn treffen. Warum unterzog er sich denn diesen Quälereien? Warum verwickelte er sich immer tiefer in die Angelegenheiten dieses Krieges, von dem er ahnte, daß er ihm irgendwie zum Verhängnis werden würde? Er erinnerte sich des Tages, als er zuerst die unliebenswürdigen Laute der deutschen Sprache vernommen, diesen ruhelosen Himmel, die zackigen Städte und Wälder, die traurigen Heiden gesehen hatte: ein Schauer hatte ihn überlaufen, wie wenn der Tod an ihm vorübergegangen wäre.

Warum war er doch hier, da doch sein Leben und seines Lebens Güter alle in Frankreich waren?

Indem er sich diese Frage vorlegte und sich die Antwort gab, fühlte er, wie eitel solche Betrachtungen waren: er diente dem König und mußte gehorchen, und als einem Edelmanne ziemte ihm, es willig und mit äußerster Kraft zu tun. Wenn er sich nie beklagt haben würde, daß er in einer Schlacht tödlichen Waffen entgegenreiten mußte, wie töricht und unzusammenhängend war es, über andere Aufgaben zu murren, die er nun eben peinlich fand? Wie auch die Pflicht beschaffen war, sie mußte ohne Zaudern und Zweifel so vollkommen wie möglich erfüllt werden.

Er stand rasch auf, nahm ein kleines Frühstück ein, wobei er sich überlegte, mit was für Gründen er den Direktoren und Offizieren des Heeres entgegentreten wollte, und ritt zur festgesetzten Vormittagsstunde auf das Rathaus, wo er sie versammelt wußte. Es war ein mäßig großer Fachwerksbau mit spitzen Erkern und Giebeln und kleinen, bleigefaßten Fenstern, die ihn wie lauter spöttische Fratzen anzuglotzen und die Zunge gegen ihn auszustrecken schienen. Als er den Saal betrat, in dessen Mitte etwa hundert Offiziere auf einem Haufen standen, den Degen an der Seite, einer Meute von Bluthunden ähnlich, die beim Anblick des zu packenden Gegners ein leises, langgedehntes, lechzendes Knurren hören lassen, empfand er ein lähmendes Unbehagen; allein er überwand es, ging gelassen auf sie zu und bot den Direktoren höflich die Hand, die sie nicht auszuschlagen wagten.

Er freue sich, sagte er, die Herren so zahlreich versammelt zu finden und betrachte das als ein Zeichen, daß sie, wie er, die bedauerlicherweise entstandenen Mißhelligkeiten gehoben zu sehen wünschten. Zunächst sprach er von dem

Gerücht, als hätten die Direktoren mit dem Herzog von Lüneburg angeknüpft, um in dessen Dienst zu treten. Er habe den Herzog Georg darüber befragt und von ihm die Antwort erhalten, daß er keineswegs die Absicht habe, Frankreich seine ihm eidlich verpflichteten Soldaten abtrünnig zu machen, daß er vielmehr seine Dienste zur Vermittelung anbiete. Er, Guébriant, sei überzeugt, daß auch sie beschworene Verträge halten und den König nicht zwingen wollten, sie als fahnenflüchtig anzusehen.

Der Graf von Nassau stemmte den Arm in die Seite und sagte, Guébriant solle nicht vergessen, daß er, als freier deutscher Reichsfürst, Bündnisse nach Belieben schließen könne.

Im Deutschen Reich möge er Reichsfürst sein, entgegnete Guébriant; in Beziehung zum König von Frankreich sei er dessen Oberster und gelte für ihn kein anderes Gesetz als für andere bestallte Offiziere.

Er wartete einen Augenblick, und da keine Antwort erfolgte, ging er zu dem Vertrage über, den die Direktoren in Breisach freiwillig unterschrieben und durch den sie sich verpflichtet hätten, dem Könige von Frankreich überallhin zu folgen und sich gegen jeden Feind gebrauchen zu lassen.

Rosen ergriff das Wort und sagte, sie bestritten das nicht; aber sie hätten den Vertrag in der Meinung abgeschlossen, daß der Krieg, wie es auch im Vertrage heiße, zur Wiederherstellung deutscher Freiheit geführt werde. Sie wären nicht ehrlose Söldner, die sich gleichgültig hierhin und dorthin schleppen und abschlachten ließen, sie wären deutschen Stammes, wollten für ihr Vaterland und nicht für eigennützige Fremde kämpfen.

Nun erwiderte Guébriant in längerer Rede: Sie hätten recht, für ihr Vaterland den Frieden erkämpfen zu wollen, was im Vertrage als Zweck des Krieges genannt wäre.

Eben zu diesem Zwecke, durchaus nicht um des eigenen Nutzens willen, wäre der König von Frankreich in den Krieg eingetreten. Was für Vorteil er davon hätte? Was das französische Volk bewegen könnte, sein Blut im fremden Lande zu vergießen, als reinstes Wohlwollen für die unterdrückten deutschen Nachbarn? Nur um sie vor Tyrannen zu schützen, ihnen ihre uralte Freiheit wiederzugeben, habe er seit Jahren ungeheure Summen gespendet. Er erinnerte an Herzog Bernhard, den sie alle als Vorbild der Tapferkeit und des Edelsinns im Herzen trügen, wie oft er beteuert hätte, daß er sich nie von Frankreichs Fahnen trennen wolle; denn er wisse, daß auf französischen Siegen die Freiheit und der Frieden Deutschlands beruhe. Zum Schlusse verlas er den Vertrag von Breisach, um die gegenseitigen Verpflichtungen festzustellen.

Die Folge hiervon war, daß die Erregung der Offiziere, die zur Annahme des Vertrages durch die Direktoren überredet worden waren, sich plötzlich gegen diese wandte. Sie, die Direktoren, hätten durch große Summen bestochen das Heer in ein Verhältnis hineingezogen, aus welchem nur sie Vorteil zögen, für die Allgemeinheit nur Schmach und Untergang hervorginge. Als das Getümmel der Streitenden bedrohlich wurde, trat Guébriant zwischen sie und bat sie, die Schwierigkeiten der Lage nicht durch Uneinigkeit zu vermehren. Sie wären alle Männer von Ehre, hätten alle dasselbe Ziel, Deutschlands Heil; warum sie sich entzweien sollten? Ihrer aller persönliches Wohl liege dem König am Herzen. Das Geld zur Auszahlung des Soldes sei angelangt. Was die Offiziere vorgestreckt hätten, Verluste, die die Kriegsläufte mit sich gebracht hätten, alles werde der König ersetzen; er, Guébriant, sei ermächtigt, es in Ordnung zu bringen.

Als die Unterredung beendet war, atmete Guébriant auf, ohne doch ganz befriedigt zu sein. Für den Augenblick schien er den Sieg für Frankreich gewonnen zu haben; aber wie lange würde das dauern? Er kam sich vor wie einer, der in einen Käfig voll wilder Tiere geraten ist: eine Zeitlang kann er sie von sich abhalten, indem er ihnen etwas hinwirft, was sie benagen, aber der Augenblick ist vorauszusehen, wo sie sich zähnefletschend auf ihn werfen werden; denn mit dem bloßen Blick, sagte er sich, würde er sie auf die Dauer nicht bändigen können. Im Grunde, er fühlte es deutlich, haßten sie ihn als einen Fremden, der sich in ihre Angelegenheiten gemischt hatte, um sie irgendwie zu übervorteilen. Er sie übervorteilen! Er lächelte melancholisch. Wenn nicht sein Leben, so ließ er doch sicherlich sein Glück, seine Kraft und auch wohl seine Ehre in den deutschen Sümpfen. Frankreich, ja Frankreich, das würde und müßte endlich über diese Wilden triumphieren und ihnen, wie unverständig sie sich auch sperrten, den Segen seiner Kultur aufzwingen; aber er, der arme Guébriant, würde dabei zugrunde gehen. Möchte nur sein Name aus seiner Asche steigen, ein gereinigtes Feuer, das eine Weile wenigstens noch lebte und leuchtete!

Am Abend des letzten August wurde der Himmel gelb, die Sonne erblich zu einer fahlen Scheibe und verschwand, und die auf den Zelten des kaiserlichen Lagers aufgerichteten Wimpel und Fahnen flatterten plötzlich auf, als wollten sie hastig Zeichen drohender Gefahr geben. Dann erhob sich Sturm; er lauerte geduckt und kam mit einem Sprunge wie ein Raubtier, das sich auf weichen Tatzen nahegeschlichen hat, um sich laut aufbrüllend auf das überraschte Opfer zu werfen. In Staubwirbeln flogen Mützen und Bänder durch

die Luft, man hörte die Wälder von den Hügeln her rauschen und das Wiehern der geschreckten Pferde. Nach einer halben Stunde legte sich der jähe Wind, und im Lager begann man über die sonderbare Erscheinung zu reden.

Wenn es nur nichts Häßliches zu bedeuten hätte, sagte Generalfeldwachtmeister von Beck. Sie säßen ohnehin fast wie Daniel in der Löwengrube.

So schlimm sei es nicht, sagte Piccolomini. Der Feind sei doch nicht besser daran als sie, eher schlechter, es verlaute ja, daß sie sich selbst bei den Köpfen hätten. Übrigens sei doch ein Wind kein portentum; er sehe ihn schlechtweg für ein verschlagenes Gewitter an.

Beck pfiff durch die Zähne und blickte nach dem Himmel; denn sie standen vor dem Zelte. Gewitter? wiederholte er. Da müßte man doch Blitz und Donner vernommen haben. Es habe auch keine absonderliche Hitze vorher geherrscht. Er wisse nur so viel, daß vor der unglücklichen Leipziger Schlacht Anno 1631 auch ein heftiger Wind eingefallen sei, der jedermann in Erstaunen gesetzt hätte, und den man hernach, als das Unglück geschehen sei, auch leicht hätte deuten können.

Piccolomini war im Begriff, sich über die Ursachen des Verlustes dieser Schlacht auszusprechen, als ein Leutnant kam und berichtete, bei seinem Bataillon habe sich ein Wunder begeben. Die Spitzen mehrerer Hellebarden, die die Soldaten nach ihrer Art über Kreuz in die Erde gesteckt hätten, wären unter dem Sturm gleichsam lebendig und feurig geworden und hätten dermaßen hin und her gezüngelt, daß sie hüpfenden Irrlichtern geglichen hätten. Es herrsche infolgedessen große Niedergeschlagenheit bei den Leuten, obgleich einige meinten, es deute auf ein blutiges Treffen und reiche Beute. Er erlaube sich vorzuschlagen, man könne den Warner

darüber befragen, den sie bei Chemnitz gefangen hätten, der ein berühmter Prophet und Wahrsager sein solle und dem König von Schweden alle seine Siege und auch andere Geheimnisse vorausgesagt hätte.

Ja, sagte Piccolomini, er wolle sich den Menschen gern einmal ansehen, man solle ihn vorführen.

Während Warner erwartet wurde, sagte Piccolominis Beichtvater, er halte es nicht für richtig, daß man einen Ketzer, der vermutlich ein gefährlicher Betrüger oder gar Hexenmeister sei, sich zeigen ließe, als ob man ihn für einen Wundertäter hielte. Wenn er seine untertänige Gesinnung äußern dürfe, so sei der Tau der Piccolominischen Großmut in diesem Falle auf ein schädliches Giftkraut gefallen, das man lieber ausrotten sollte.

Nein, er sei kein Herodes, lachte Piccolomini, und könne den gemeinen Bauernkerl auch nicht für schädlich halten. Der verstorbene König von Schweden habe ihn ja mitgeführt und gut gehalten, also müsse doch etwas daran sein. Etwa könne er, Piccolomini, auch von ihm profitieren.

Nach einer Weile wurde Warner vorgeführt, der, als er gesehen hatte, daß es kein Entrinnen gab, gutwillig aber in großer Angst mitgekommen war und Gebete vor sich hinmurmelte. Mit einem verstohlenen Blick den Feldherrn herauskennend, warf er sich Piccolomini zu Füßen, hob die Hände auf und flehte um Gnade.

Er solle aufstehen, sagte Piccolomini, es geschehe ihm nichts zuleide. Wenn er der Prophet sei, für den er sich ausgebe, so solle er erklären, was das eben vorgefallene Unwetter zu bedeuten habe.

Er sei ja gar kein Prophet, jammerte Warner, und es sei ganz gewiß nicht seine Schuld, daß man es von ihm sage. Er wisse wohl, daß Prophezeien ein verbotene Sünde

sei und habe viel zu viel Ehrfurcht vor hohen Herrschaften, als daß er sich mit seiner Wenigkeit so hoher Dinge unterfangen würde.

Der verstorbene König von Schweden, sagte Piccolomini, habe ihn doch aber deswegen mitgeführt, und es sei allbekannt, daß er seinen letzten Sieg und Tod richtig vorhergesagt habe.

Er wisse nichts davon, meinte der Bauer, bei Gott und seiner Seligkeit, er wisse es nicht. Wenn er es getan hätte, so habe er es nicht mit Willen und Absicht getan. Allerdings möchte es sein, daß Gott ihn ausersehen habe, um ihm in Träumen seinen Willen zu offenbaren, denn der unerforschliche Ratschluß Gottes bediene sich zuweilen unscheinbarer und niederträchtiger Gefäße; aber es geschehe ohne sein Zutun und er getröste sich, daß ein so herrlicher Fürst wie Piccolomini es ihn nicht werde entgelten lassen.

Es solle ihm nichts zuleide geschehen, sagte Piccolomini; wenn er ihn hätte wollen hängen lassen, so hätte er es längst getan. Es solle ihm im Gegenteil ein gutes Handgeld gereicht werden, wenn er die Wahrheit über das Unwetter bekenne.

Der Bauer verdrehte sich nach allen Seiten und sagte, Gott habe ihm, dem unwürdigen Gefäß, zwar mancherlei offenbart, aber insgeheim; denn die Menschen wären viel zu böse, um die Warnungen zu verstehen. Wenn er denn aber durchaus reden solle, so habe der Sturm ganz sicherlich ein Zeichen der Warnung sein sollen, damit die Menschen, namentlich die Soldaten und die Bauern, vom Huren und Saufen abließen; was es aber insbesondere zu bedeuten hätte, das wäre nichts anderes, als daß Gott im Sinne hätte, einem hohen Haupte das Lebenslicht auszu-

blasen. Er wolle sich aber lieber die Zunge ausreißen und die Ohren abschneiden lassen, als daß er verriete, wer das sei; denn er habe überhaupt nicht freiwillig prophezeit und es könne sich auch leicht alles ganz anders verhalten.

Jetzt nahm Beck das Wort und drang ernstlich in Warner, wenigstens zu sagen, ob das hohe Haupt auf kaiserlicher, französischer oder schwedischer Seite oder wo sonst fallen würde; worauf Warner nach vielem Seufzen und Augenverdrehen sagte, kaiserlicherseits habe Gott nichts verlauten lassen, es werde also wohl die Schweden angehen.

Nachdem Warner abgeführt war, unterhielten sich die Herren über ihn, indem Beck begeistert erklärte, er habe allerdings die Allüren und Qualitäten eines wahren Propheten, wohingegen Piccolomini fand, er sehe nicht anders als ein guter dummer Bauernkerl aus, und der Beichtvater dabei blieb, er sei ein Teufelskind, und das Unwetter sei vielleicht deshalb gekommen, weil sie einen solchen abgefeimten Erzketzer mit sich herumschleppten. Piccolomini entschied, er wolle ihn bei nächster Gelegenheit laufen lassen, bis dahin solle er so gut wie die anderen Gefangenen gehalten werden. Man könne nicht wissen, ob er nicht etwa doch zaubern könnte, und wenn er ein Narr sei, was er für wahrscheinlicher hielte, so pflege er sich an dergleichen Kreaturen auch nicht zu vergreifen.

Man war in Hof- und Militärkreisen überzeugt, daß Götzens Kopf wegen des Verlustes von Breisach würde springen müssen; denn der Kurfürst von Bayern, hieß es, wolle durchaus seinem Zorn ein Sündenböcklein schlachten, und der Kaiser halte es zur Rechtfertigung seines Lieblings Savelli für notwendig. Am wenigsten Hoffnung hatte Götz

selbst, besonders wenn der frühe Abend sein kleines Gelaß in der Ingolstädter Burg mit kalter, nackter, häßlicher Nacht füllte und es in eine von Schatten wimmelnde Höhle jenseits der Lichtwelt verwandelte. Dann dachte er wohl an den hellen Sommermorgen zu Regensburg, als der arme Schaffgotsch auf seinem Todeswege in den großen Saal des Goldenen Kreuzes kam, ihn, Götz, mit wild aufflackernden Augen ansah und ihn vor Gottes Richterstuhl forderte. Er erinnerte sich deutlich, was für ein seltsames, unheilweissagendes Gefühl ihm durch Mark und Bein gelaufen war, obwohl er es sich weggeleugnet und geringschätzig die Schultern gezuckt hatte. Deutlich sah er den Krug voll schäumenden Bieres vor sich, der vor ihm gestanden und den er in einem Zuge ausgetrunken hatte, um den verdrießlichen Augenblick wegzuspülen. Was für ein glücklicher, freier Mann war er damals gewesen, und wie hatte er sich geweidet, daß er nicht in der Haut des hübschen eitlen Schaffgotsch steckte. Allerdings hatte er damals nur seine Pflicht getan, und es war nicht seine Schuld, daß Schaffgotsch in das Wallensteinische Netz gegangen war und sich darin hatte ertappen lassen. Wer ihm die Schlinge um den Hals geworfen hatte, das waren Schlick und Slawata gewesen, die dem Kaiser keine Ruhe gelassen hatten, etwa auch Gallas und Colloredo, die ihn rechtzeitig hätten warnen können. Warum sollte denn ihn, den Guten, Weichherzigen, die Rache treffen? Aber gleichzeitig sagte er sich, daß das nur lose Einwände wären: ihn hatte der leidige Fluch nun einmal getroffen, und es gab denkwürdige Geschichten genug, wo sich ähnliches begeben hatte und der Betreffende zur bestimmten Stunde ganz unerwartet und unbegreiflich vom Tode erwischt worden war. Den Angstschweiß auf der Stirne sah er den Tod wie ein gelöstes Rechenexempel vor sich.

Indem er die alten lutherischen Gebete zusammensuchte, verwünschte er sich, daß er aus Ehrsucht den väterlichen Glauben verraten und sich mit dem katholischen Wesen eingelassen hatte, was sich nun als der rechte breite Höllenweg erwies, der ihn spöttisch ins Verderben führte. Er hätte sich herzlich gerne zurückbekehrt, wenn er sich nicht hätte sagen müssen, daß seine Rettung jetzt einzig auf katholischer Fürsprache beruhte; aber heimlich verschwor er sich gegen den alten Protestantengott, mit der Abgötterei aufzuräumen, wenn er jemals wieder ledig würde.

Es war ein Septembertag, als Götz in Regensburg während des Reichstages freigesprochen wurde; die Sonne blitzte wie der Rand einer silbernen Posaune am Himmel, und man glaubte fast den Lobgesang zu hören, den sie über die Erde hinschmetterte. Mit behaglichem Grausen dachte Götz an jene schwarzen Stunden in der Ingolstädter Burg zurück und suchte sich die bereits etwas erblichene Erinnerung lebendiger zu machen, um den gegenwärtigen Augenblick desto besser zu würzen. Kopfschüttelnd betrachtete er die Stelle, wo dem Schaffgotsch der Kopf abgeschlagen war, und lachte dazu. Wer es nicht durchgemacht hatte, glaubte es nicht, daß ein paar Wochen im Gefängnis aus einem Helden eine abergläubische, niederträchtige alte Vettel machen konnten! Nun, dachte er, vielleicht hätte er mit diesen Leiden jede vergangene Schuld abbüßen sollen, bevor Gott ihm, dem Geläuterten, die neue, wahre Glücks- und Ruhmesbahn eröffnete. Johann von Werth war gefangen, Gallas konnte es nicht lange mehr machen, auch Piccolomini stand nicht so sicher mehr wie einst; hätten sie ihn denn begnadigt, wenn sie seiner nicht bedürften? Und mußten sie ihn nicht mit den höchsten Ehren für die ausgestandene Qual entschädigen?

In einem Waldtal im oberen Elsaß suchte ein zwölfjähriges Mädchen Schwämme, Beeren und Reisig; aber sie mußte weiter gehen als gewöhnlich, denn in der Nähe des Dorfes gab es nichts mehr. Ohnehin hatte sie es auf eine andere Beute abgesehen als Holz und Beeren, eine, die nur in der Schlucht gewonnen werden konnte, wohin sie sich allein noch nie getraut hatte. Die alte Frau, bei der sie wohnte, da ihre Eltern gestorben oder doch verschwunden waren, hatte ihr erzählt, wie vor Jahren alle Bewohner des Dorfes, damals drei- oder viermal so viel wie jetzt, bei Annäherung der Soldaten in den Wald geflohen waren. Es war ein heißer Tag gewesen, und mit den Flüchtenden zog ein schweres Gewitter; aber in der Angst und Trauer beachtete es niemand. Auch des Mädchens Mutter war mit dabei gewesen, das etwa zweijährige Kind auf den Armen, und der Pfarrer, der ein Kruzifix und den goldenen Abendmahlskelch unter seinem schwarzen Mantel trug. In der Schlucht hatte der Pfarrer zu seinem neben ihm gehenden Enkel gesagt, an diesem verborgenen Ort wolle er die Heiligtümer eingraben, die Erde könne sie zu dieser Zeit, wo keiner seines armen Lebens sicher sei, besser hüten als er. Mit Hilfe des Knaben grub er ein Loch, legte Kreuz und Kelch hinein, häufte Erde darüber und war im Begriff aufzustehen, als hinter ihm ein paar Soldaten auftauchten, ihn anpackten und fragten, was er da treibe. Wie er ihnen wehren wollte, die vermeintlichen Schätze auszugraben, stachen sie den guten alten Mann ins Herz, so daß er auf der Stelle tot umfiel, und würden es mit dem Knaben ebenso gemacht haben, wenn Gott sie nicht gehindert hätte. Es stürzte nämlich, wie wenn ein feuriges Schwert vom Himmel geschleudert würde, ein Blitz durch die sausenden Baumkronen und fällte den Mörder, worüber

seine Kameraden sich so entsetzten, daß sie davonliefen. So habe der Enkel des Pfarrers den Vorgang erzählt.

Das kleine Mädchen konnte nicht begreifen, warum man den versenkten Schatz nicht wieder ausgegraben habe, und beruhigte sich nicht damit, daß man es mehrmals, aber vergeblich versucht habe. Während des langen Aufenthalts im Walde bis zum Beginn des Winters war eine Seuche ausgebrochen, an der neben vielen anderen auch der Enkel des ermordeten Pfarrers gestorben war; so konnte niemand die Stelle bezeichnen. Weder die Leiche des Pfarrers noch die des Soldaten waren bei der Rückkehr mehr in der Schlucht gewesen.

An diesem Tage war es dem Mädchen geglückt, einen alten zerbrochenen Spaten in einer Scheune aufzufinden, und mit dem Werkzeug ausgerüstet, wollte sie es versuchen, die Kostbarkeiten ans Licht zu bringen.

Als sie in die Schlucht kam, überlief sie ein Frösteln; es war dunkel und feucht und still wie in einer Höhle. Kein Vogel piepte, kein Blatt rührte sich an den Bäumen, und keins raschelte zu ihren Füßen, wo sie eine schlüpfrige Decke bildeten. Es roch nach Herbst und Verwesung; wie sie sich daran gewöhnt hatte, fühlte sie sich wunderlich wie in einen Traum davon verschlungen. Nach einer Weile weitete sich die Schlucht ein wenig und lud zu einem Aufenthalte ein; es schien ihr, dies könne die richtige Stelle sein. Sie setzte sich auf einen morschen, moosgrünen Baumstamm, den einmal ein Sturm entwurzelt haben mochte, und sah sich um: es war da mitten im Dickicht ein Fleck, wo kein Kraut oder Strauch wuchs; da, dachte sie, könnte der arme Pfarrer gegraben haben. Je länger sie nach der Stelle hinblickte, desto bestimmter glaubte sie daran; es war ihr fast, als sähe sie das Gold des Kelches, rötlich wie die Sonne, die pechschwarze Erde durchglühen. Nun mußte sie sich ent-

schließen, was sie tun wollte, wenn sie den Schatz gehoben hatte. Daß sie nicht ins Dorf zurück wollte, stand ihr fest; einen Pfarrer gab es nicht mehr, da sie behaupteten, in einer so armen Gemeinde nicht bestehen zu können, und die alte Frau, bei der sie wohnte, würde die Kostbarkeiten aus Furcht sogleich wieder vergraben haben. Also wollte sie fort, sich bis zur nächsten Stadt durchbetteln und ihren Schatz verkaufen; dann würde sie reich sein, sich satt essen, schöne Kleider anziehen und diejenigen, die sie früher geschlagen und mißhandelt hatten, würden sich vor ihr bücken und ihr schmeicheln. Sie würde die Frau irgendeines großen Herrn werden, dann konnte sie in die Welt hinaus und ihren Vater und ihre Mutter suchen, von denen sie nicht glaubte, daß sie tot wären. Ihr Vater war, als sie noch ganz klein war, unter die Soldaten gegangen, ihre Mutter hatte sich in der Not und Verzweiflung einmal aufgemacht, ihn zu suchen, und war nicht wiedergekommen. Noch erinnerte sie sich an die großen braunen Augen ihrer Mutter und an ihr Entsetzen, als sie sie zum ersten Male im Schlaf geschlossen gesehen hatte; denn sie hatte ein dunkles Gefühl, als hänge die Welt an diesen Augen und müsse mit ihnen zugrunde gehen. Sinnend sah sie an den glatten Buchenstämmen und an der Wand der Schlucht in die Höhe und bemerkte, daß oben an ihrem Rande ein gelbes Blatt von der Sonne beschienen war und funkelte wie ein Flämmchen, an dem man sich wärmen könnte.

Sie sprang auf und begann zu graben. Bei der Arbeit wuchs ihr die Kraft, so daß die Erde flog, und zugleich wurde ihre Hoffnung entschiedener, und sie glaubte jedesmal, wenn der Spaten auf einen Stein oder eine Wurzel stieß, es wäre das Kreuz oder der Kelch. Allmählich erlahmte sie ein wenig, und indem sie sich aufrichtete und die Haare aus

dem Gesicht strich, sah sie, daß das gelbe Blatt am Rande der Schlucht nicht mehr glänzte; die Sonne war weitergerückt, und es mochte schon auf den Abend zugehen. Mit der Enttäuschung wurde sie sich bewußt, daß es sie hungerte; aber noch wollte sie die Hoffnung nicht aufgeben, sondern weitergraben, obwohl es ihr nicht glaublich schien, daß das Versteck so tief sein sollte. Wie sie sich bückte, um die Arbeit wieder aufzunehmen, hörte sie einen behutsamen Schritt hinter sich auf den nassen Blättern. Sie hielt inne, und das Bild des armen Pfarrers stieg vor ihr auf, wie er, von seinen grauen Haaren umflattert, hastig die Erde über seinen Heiligtümern aufschüttete. War er es, der hier umging, um sie zu behüten? Oder war es der von Gottes Hand getroffene Mörder, den der Geruch des vergossenes Blutes aus dem Grabe an diese Stätte zog? Zitternd wandte sie sich um und erblickte hinter sich ein Tier, das ihr wie ein Hund vorkam, und das die blutigen Augen starr und gierig auf sie richtete. Plötzlich fiel ihr ein, daß es der Wolf sein müßte, der in einer der letzten Nächte bis in das Dorf gekommen war; die alte Frau hatte gebetet, als sie sein heiseres Bellen gehört hatte, und selbst die Männer fürchteten sich vor ihm. Wie würden sie staunen, wenn Gott ihr beistand und sie, das Mädchen, den Feind erlegte! Da sah sie, wie die schwarzen, triefenden Lippen des Tieres sich schnuppernd bewegten und die starken weißen Zähne herausschienen; ihr Herz zog sich kläglich zusammen, sie dachte an die braunen Augen ihrer Mutter, und wie verlassen sie war. Sie vermochte weder zu rufen noch aufzustehen; wie nun aber das Tier zusprang, faßten ihre kleinen Hände unwillkürlich den Spaten fester, und sie setzte sich zur Wehr. Sie kämpfte mit dem ganzen Körper und fühlte eine unerschöpfliche Kraft; da drängte sich der häßliche, borstige Kopf an ihre Kehle,

und als sie mit beiden Händen nach ihm griff, um ihn weg-zustoßen, verging ihr die Besinnung.

In einer von den Kutschen, die nach Hildesheim fuhren, wo Herzog Georg residierte, befand sich Banér mit seiner jungen Frau, die stramm aufrecht saß und von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf ihren schlafenden Mann warf. Er hatte zuerst den Kopf an ihrer Schulter liegen gehabt; aber da es ihr peinlich war, daß er ihr so dicht ins Ohr schnarchte, hatte sie sich ein wenig geschüttelt, und da war er in die andere Ecke getaumelt, wodurch sie sich sehr erleichtert fühlte. Banér war wider Willen eingeschlummert; denn er schämte sich vor dem jungen, immer wachen, immer munteren Geschöpf, seiner Frau; aber die Mattigkeit hatte ihn überwältigt, und wenn der Tod darauf gestanden hätte, er hätte doch schlafen müssen. Im Traume war er in entlegene Zeiten versetzt und suchte erwachend unwillkürlich die Hand seiner verstorbenen Frau, in deren Schoß er früher zu schlafen pflegte; da fiel sein Blick auf das zierliche Profil und die wippenden Locken der kleinen Prinzessin an seiner Seite, und eine Empfindung, die halb Unbehagen, halb Wonne war, strömte über sein Herz. Sie saß so still und behutsam da wie ein seidenweiches, schnupperndes Häschen, und doch spürte er das listige Lachen, das um das kleine, runde Kinn, um das Mündlein und die frommen Augen gaukelte. Er riß sie an sich, preßte sie fest in seine Arme und bedeckte sie mit Liebkosungen. „Hat der Herr Feldmarschall gut geschlafen?“ fragte sie sich windend und wehrend unter tollem Gelächter. Das Küssen und Drücken wurde ihr jedoch bald lästig, und sie war froh, als sie am Ziele waren und sie sich mit ihren Damen in die ihr bestimmten Zimmer zurückziehen konnte.

Herzog Georg schmunzelte, als er die kleine Schönheit sah, und bat um die Erlaubnis, ihr einen Kuß geben zu dürfen. Banér werde wegen eines so alten Verehrers keine Jalousie empfinden.

Man könne nicht wissen, lachte Banér. Von Männern heiße es in der Liebe wie vom Wein: je älter desto feuriger!

Ja, so feurig wie ein alter, wackeliger Ofen, kicherte Herzog Georg, indem er der hübschen Frau das zarte Kinn streichelte.

Bei dem Bankett, das zu Ehren des berühmten Gastes veranstaltet wurde, brachte der Herzog den ersten Trinkspruch auf den Helden aus, der den unbesiegbaren Banér besiegt hätte.

Dabei wundere ihn hauptsächlich eines, sagte Banér, daß, wenn einer ihn besiegt hätte, der Herzog von Lüneburg, sein fürstlicher Freund und Bundesgenosse, dessen Gesundheit ausbringe!

Ja, das tue er, sagte der Herzog, und er sei überzeugt, nicht nur die größten Imperatoren und Ritter der Welt, sondern Banér selbst rühmte den Riesen, der das Heldenstück vollbracht hätte; es sei nämlich der kleine Gott Amor.

Wahr sei es, rief Banér, besiegt sei er; aber loben und preisen tue er das kleine Ungeheuer nicht, das ihm auf dem Nacken säße. Wahrhaftig, zum Sklaven habe es ihn gemacht, zum willenlosen, gekrümmten, kniefälligen Sklaven. Und er wolle Rache nehmen, so gut er könne. Er wolle des Gottes Blut in Strömen vergießen, und Gott Amors Blut sei der Wein! Bis auf den letzten Tropfen solle es vergossen werden.

Nun wurde die kleine Markgräfin zum Trinken genötigt. Sie müsse Gott Amor Ehre antun, der aller Weiber Ver-

bündeter sei, sagte der Herzog; es habe doch jede ihre Heimlichkeiten mit Gott Amor.

Die junge Frau nahm einen Schluck und schüttelte mit dem Ausdruck des Widerwillens den Kopf, daß die Locken an ihren Hals schlugen.

Das Schlücklein gehe nicht tief, tadelte der Herzog, sie müsse das Glas auf einen Zug leeren. Banér solle zeigen, daß er der Herr sei! Solche rebellische kleine Weiblein müßten gebändigt werden.

Banér hielt den hohen Römer an ihren Mund und hieß sie trinken. „Herunter damit!" rief er, ungeduldig werdend, und versuchte das Glas zwischen ihre fest zusammengepreßten Zähne zu zwängen, so daß der Wein über ihre bloße Brust und ihr silberweißes Kleid floß. Die Tränen schossen ihr in die Augen, sie sprang auf und lief geschwind, ehe jemand sie zurückhalten konnte, aus dem Saal.

Der junge Graf von Schaumburg, der voll Entrüstung zugesehen hatte, stand gleichfalls auf und rief aus: Und wenn es ihn das Leben kosten sollte, er müsse es sagen, das sei nicht wie ein Kavalier gehandelt!

„Was?" schrie Banér. „Will der Gelbschnabel mich lehren, wie ich mit meiner Ehefrau umgehen soll?"

Schaumburg habe recht, sagte Christian von Hessen, ein Kavalier müsse eine Dame mit Diskretion und Delikatesse behandeln, auch wenn sie seine Frau sei. Prinz Christian, der jüngste Sohn des verstorbenen Landgrafen Moritz aus zweiter Ehe, stotterte, besonders wenn er getrunken hatte, und brachte dann selten einen Satz zu Ende.

Banér lachte laut und rief, sein dichtes blondes Haar schüttelnd: „Es scheint, die jungen Kälber wollen des Löwen Lehrmeister sein? Nur heran! Wir wollen sehen, ob seine Tatze oder ihre Zunge recht behält!"

Herzog Georg warf sich zwischen die Streitenden und brachte es mit eifrigem Zureden dahin, daß Graf Schaumburg und der Prinz von Hessen Banér um Entschuldigung baten, wogegen er zugestand, daß sie aus guter Meinung und löblicher Gesinnung gesprochen hätten.

„In der Ehe, Ihr Herren," sagte Banér, schnell begütigt, „ist nicht lauter Girren und Schnäbeln. Man kann auch einmal eine Maulschelle austeilen und doch ein guter Ehemann sein."

Nein, sagte Graf Schaumburg, wenn ihm das begegnete, daß er sich an seiner Frau vergriffe, würde er sich an einem Nagel aufhängen! Die Dame, die er liebte, müsse unbefleckt bleiben.

Christian von Hessen sagte, er habe kürzlich gelesen, die höchste Tugend sei die Selbstbeherrschung, und das scheine ihm auch richtig zu sein. Für einen Mann von Stand und Bildung zieme es sich nicht, sich von Launen regieren zu lassen.

„Das sind neumodische Torheiten," sagte Banér. „Ich lasse mein Herz brausen und mein Schwert sausen. Zum Teufel das Denken!" Es folgte ein Trinkspruch dem andern: Banér trank auf Herzog Georg, seinen freigebigen Wirt, und auf das Wohl Deutschlands.

Er höre es nicht gern, sagte er, wenn man ihn den schwedischen Löwen nennte, obwohl man doch diesen Titel dem großen König Gustav gegeben hätte; aber er sei nun einmal kein Schwede mehr. Er habe deutsche Frauen geküßt, deutschen Wein getrunken und etwa auch deutsches Blut vergossen, und Küsse, Wein und Blut miteinander hätten ihn deutsch getauft. Und wenn seine Väter ihn verfluchten, er könne es nicht ändern, die deutsche Sprache sei ihm die liebste Musik geworden, die möchte er hören, wenn er stürbe. Er wolle seine Liebe auch bezeugen, indem er

dem erwählten Vaterlande den Frieden brächte. Ja, Frieden wolle er Deutschland bringen, und müsse er ihn mitten aus der Hölle holen. Nachher könne er sich ins Grab legen; denn er tauge für den Frieden nicht mehr. Im bloßen Hemde komme er sich nicht so nackt vor wie ohne Schwert. Trotzdem wolle er den Frieden, weil der Jammer Deutschlands ihn erbarmte.

Allgemeine Zustimmung begrüßte diese Beteuerungen. Der Herzog ersah die Gelegenheit, um etwas über Banérs Pläne zu erfahren. Ach ja, der liebe Frieden! sagte er. Es sei sehr zu fürchten, daß der Kaiser nicht nachgäbe, bis er völlig erschöpft und niedergeworfen wäre. Und wie das zu erreichen sei?

Indem man ihn mitten ins Herz träfe! rief Banér triumphierend. Und das eben habe er jetzt vor. Er wolle das ausführen, was der große König unterlassen hätte. Einen Feldzug werde er machen, der Krone und Ende des Kriegs sein sollte. „Wer sagt,“ rief er, „daß Banér ein Bärenhäuter sei? Wer sagt, daß Banér wie ein verliebter Kater auf dem Dache hockt? Nachts geküßt und am Tage gesiegt, das ist Banérs Devise! Schreiben Euer Gnaden die Friedenstraktaten auf, ich hole Ferdinands Unterschrift!“

Der Herzog blinzelte forschend nach dem erregten Feldmarschall hinüber. Inzwischen hoffe er noch recht lange Banérs Wirt zu sein, sagte er.

Banér lachte dröhnend. Er wisse wohl, sagte er, daß der Herzog ihn ungern missen würde, und eh er ihm nicht den Wein ausgesoffen hätte, ginge er nicht. Aber allzulange dürfe es nicht dauern, die jungen Herren müßten ihm beistehen. „Trinkt, Ihr Herren!“ rief er. „Habt Ihr Lust, mit mir zu gehen und Euch einen Lorbeer vom Eise zu holen? Trinkt, begießt Euern Lorbeer!“

„Ich bin voll," sagte der Graf von Schaumburg, „es geht nicht mehr."

„Was seh ich?" spottete Banér, „ihr jungen Kriegshelden seid kreidebleich, und jetzt soll das Fest erst angehen! Ich hole meine Frau! Ein Hund, wer unter dem Tische liegt, wenn die Königin kommt! Trinkt, ihr Gecken, damit ihr rote Backen bekommt!"

Nach einigen Minuten kam er wieder, die Prinzessin auf der Schulter, die seinen blonden Kopf fest umklammert hielt und schrie und lachte. Sie hatte sich nicht ungern entführen lassen, denn sie langweilte sich, und so war ihr jede Unterbrechung willkommen. Nachdem Banér sie von der Schulter hatte heruntergleiten lassen, ergriff er ein Glas, rief: „Auf das Wohl meiner Herrin!" leerte es und warf es in großem Schwunge gegen die Wand. Die anderen folgten seinem Beispiel, und Banér rief außer sich: „Wir wollen nicht aufhören, bis alles, was klingt und klirrt, zum Ruhme des Liebesgottes zerschmissen ist!" Herzog Georg, der mitten im Lärm eingeschlafen war, fuhr zuweilen auf und verlangte mit lallender Stimme nach Waffen; denn in traumhafter Verwirrung glaubte er Geschütze krachen zu hören.

Als Banér in nüchternen Stunden seinen geheimnisvollen Plan enthüllte, daß er nämlich Regensburg überrumpeln, den Reichstag aufheben und den Kaiser gefangennehmen wolle, machte Herzog Georg große Augen. Das sei ja etwas ganz Außerordentliches! sagte er. Das wäre ein Hauptschlag, wenn er gelänge.

„Wer zweifelt, dem gelingt freilich nichts," sagte Banér.

Man müsse doch etwas überlegen, wovon Land und Leute abhingen, sagte Georg. Ein Fürst könne das Glück nicht auf einen Wurf setzen. Das habe König Gustav auch nicht getan.

Was wäre da zu überlegen? sagte Banér. Der Feind liege in den Winterquartieren wie im Grabe. Wenn er nicht verraten würde, werde ihm niemand den Weg verlegen.

Herzog Georg bedachte bei sich, daß, wie das Wagestück auch ausschlüge, er den lästigen Schwarm dadurch los würde, und daß er also keine Ursache hätte, Banér seine Absicht auszureden. Möglich war es ja auch, daß das Glück den Tollkopf begünstigte.

Es gehöre ein heroisches Gemüt dazu, solch einen Plan zu fassen, sagte er bewundernd.

Banér durchschaute zwar des Herzogs Hintergedanken, gab aber deswegen den Feldzug nicht auf, der ihm die einzige Rettung aus verzweifelter Lage zu sein schien, und nachdem frühes Frostwetter eingetreten war, brach er am 3. Dezember von Hildesheim auf. Mit Guébriant vereinigt, der sich ungern und zweifelnd anschloß, gelangte er an die Donau, überschritt auch den gefrorenen Fluß und erschreckte den in Regensburg versammelten Reichstag; aber anstatt Eroberungen zu machen, mußte er selbst auf schleunigen Rückzug denken, da er der rechtzeitig aufmerksam gewordenen kaiserlich-bayrischen Macht nicht hätte standhalten können. Um nicht beschämt wie ein Ausreißer nach mißlungenem Bubenstreich zu Herzog Georg zurückkehren zu müssen, wollte er sich in Böhmen festsetzen und entzweite sich darüber mit Guébriant, der sich nicht noch weiter ins Innere des Reiches wagte. Während dieser die Straße nach Nürnberg einschlug, nahm Banér Cham am Eingange des Böhmerwaldes und blieb dort, bis Piccolomini ihn aufschreckte. Durch einen geschwinden Rückzug, der ihm Bewunderung eintrug, entzog er sich der drohenden Gefahr, vom Feinde eingeschlossen zu werden, dem nur Geschütz,

Troß und einige Nachzügler in die Hände fielen. Indes Piccolomini und der bayrische General Geleen in ernstlichen Streit darüber gerieten, wer am Entweichen des Schweden die Schuld trüge, vereinigte sich dieser in Thüringen mit Guébriant, der auf die Schreckensnachricht hin ihm zu Hilfe kam. Schwer erkrankt hätte Banér in Merseburg bleiben sollen, mußte aber vor dem schnell nachfolgenden Piccolomini, in einer Sänfte getragen, unaufhaltsam nach Norden fliehen. Die Kunde vom Tode Herzog Georgs von Lüneburg vermehrte seine Sorge und Aufregung; ohne sich die von den Ärzten vorgeschriebene Pflege gewähren zu können, eilte er mit seinem meuternden Heere über Quedlinburg nach Halberstadt.

Durch die engen Straßen von Halberstadt klapperten Reiter des Banérschen Regimentes. An der Tür des Hauses, wo der kranke Feldmarschall abgestiegen war, stand sein Geheimschreiber und schrie einen vorübergaloppierenden Leutnant an, der den Ruf hörte und sein Pferd anhielt. Wie es denn draußen stände? fragte der Schreiber. Es komme keine Nachricht, ihm sei zumute, als sitze er auf einer Bombe, die jeden Augenblick platzen könnte.

Der Tumult sei ja einstweilen gestillt, berichtete der Leutnant. Ein paar Soldaten wären auf der Stelle gehängt, unter die übrigen sei Geld verteilt worden. Ein sächsischer Agent, den man gefangen habe, sei auch gleich aufgeknüpft worden. Die Soldaten sollten aber des festen Willens sein, sich keinen neuen Herrn aufzwingen zu lassen, wenn Banér tot sei; sie wollten sich selbst regieren wie die Weimaraner.

Man wisse wohl, aus welcher Quelle die Rede käme, sagte der Schreiber. Die Soldaten müßten so oder so

hungern und fronen; die Häupter wären es, die keinen Herrn über sich wollten, um ungestört rauben und schlampen zu können.

Der Leutnant nickte, indem er sich ängstlich umsah. Er könne sich nicht aufhalten, sagte er, müsse rekognoszieren, ob der Feind in Sicht sei.

Der letzte Bote, sagte der Schreiber, habe hereingebracht, in Quedlinburg sollten sich schon piccolominische Schwarze gezeigt haben. Wenn es wahr wäre, so möchten es wohl Abgesandte des Teufels sein.

Ob es dem Feldmarschall noch nicht besser gehe? fragte der Leutnant flüsternd.

Der Geheimschreiber schlug die Augen zum Himmel auf. Wenn es nur wenigstens schnell ginge, daß der Piccolomini ihn nicht lebendig bekäme!

Inzwischen stritt der Todkranke mit dem Arzt, der an seinem Bette saß, über den Tod des Herzogs von Lüneburg. So strafe Gott die Mörder, sagte er. Der Herzog habe ihm Gift in den Wein gegeben bei jenem verräterischen Gastmahl in Hildesheim, und in seiner Schlaftrunkenheit habe er selbst ein unrechtes Glas erwischt.

Der Arzt wiegte bedenklich den Kopf hin und her. Es wären doch fünf Monate seitdem vergangen, meinte er.

Und was weiter? entgegnete Banér. Die beiden Schwächlinge, der Schaumburg und der von Hessen wären nach zwei Tagen hin gewesen, der Herzog und er hätten länger gegen das Gift in ihrem Blute gekämpft.

Der Herzog von Lüneburg sei ein alter, verbrauchter Mann gewesen, sagte der Arzt, schon seit Jahren bettlägerig.

Und er? fragte Banér, indem er sich aufsetzte und den Arzt aus seinen fiebernden Augen wild ansah. Ob er auch ein alter verbrauchter Mann sei? Ihm fehlte nichts, wenn

er nur das Gift nicht im Blute hätte. Der Arzt solle ihm etwas gegen das Gift geben!

Ruhe, Ruhe sei das beste und einzige Mittel gegen seine Krankheit, sagte der Arzt, indem er vorsichtig aufstand und ein paar Schritte vom Bett zurücktrat. Er könne nur das eine immer wiederholen, der Feldmarschall wüte gegen sich selbst, wenn er sich nicht ruhig verhielte.

„Hund, so entkommst du mir nicht!“ rief Banér, sprang aus dem Bette, ergriff das Schwert, das am Knauf der Bettstelle hing, und drang damit auf den Arzt ein, der mit einem verzweifelten Satz aus dem Zimmer entwich.

Banér stand mitten in dem Zimmer, in dessen Dämmerung ein stilles Wachslicht vom Bett her hineinglühte, und sein sinnlos suchender Blick blieb an dem weißen Vorhang haften, der sich am offenen Fenster leise bewegte. Er war überzeugt, das Kleid seiner Frau zu sehen, ging mit wankenden Schritten darauf zu und kniete davor nieder. „Geliebte,“ stammelte er, „komm zu mir! Sei mein! Mein Herz bricht vor Liebe! Das Gift, das ich getrunken habe, bist du, heile du mich! Komm in mein Bett, es ist Nacht!“ Plötzlich brach er in leidenschaftliches Schluchzen aus und warf sich ganz auf den Fußboden, während der Geruch von Jasmin und die entzückten Wirbel der Nachtigall neben ihm durch das Fenster quollen. „Küsse mich,“ stöhnte er, „küsse mich! Es ist Nacht!“ Da es still blieb, sprang er auf, warf sich gegen das Fenster und zerriß mit fliegenden Händen den Vorhang. Dann starrte er auf die Fetzen und brach von neuem in Tränen aus.

Durch die leise geöffnete Tür sah der Arzt zu und suchte ein paar Diener zu überreden, daß sie ihren Herrn ins Bett brächten. Wenn er nicht Ruhe gäbe, flüsterte er, würde er die Nacht nicht überleben. Das würde er freilich ohnehin nicht.

Wenn er nur das Schwert nicht hätte, sagten die Diener. Er könnte ihnen in seiner Raserei etwas antun. Es wären auch noch Sachen zu packen und Kisten aufzuladen, bei Tagesanbruch müßten sie fort, der Piccolomini wäre schon in Quedlinburg.

Soeben kam der Geheimschreiber auf den Fußspitzen mit einer kleinen Tasche die Treppe herunter, um zu flüchten. Wenn er in der Kaiserlichen Hände fiele, sagte er, sei ihm der Strick gewiß. Vielleicht daß die Nacht und ein flinkes Pferd ihn retteten.

„Den dort rettet keins mehr, und wenn es acht Beine hätte," sagte der Arzt, bedeutungsvoll nach der halboffenen Tür weisend, durch die das Stöhnen des sterbenden Feldmarschalls drang. Der Geheimschreiber nickte bekümmert und glitt schnell aus der Haustür, deren Knarren den Arzt veranlaßte, mit beleidigter Miene Ruhe zu gebieten.

Jetzt könnten sie es wagen, sagte er dann zu den Dienern, indem er durch die Türspalte spähte, er rühre sich nicht mehr. Behutsam traten sie ein, und während ein Diener das Schwert aus dem Wege schaffte, hoben die andern den bewußtlos Röchelnden auf und trugen ihn auf sein Bett.

Kurfürst Johann Georg war über Banérs Tod sehr erfreut und machte sich den Spaß, seine Frau und seinen ältesten Sohn, die entgegengesetzter Stimmung waren, ausführlich davon zu unterhalten. Gott sei gerecht, sagte er, und gebe zuletzt einem jeden nach Verdienst. Mit Banér habe er lange zugewartet, um ihn endlich desto abscheulicher hinfahren zu lassen.

Einmal müßten freilich alle Menschen sterben, sagte die Kurfürstin ablehnend. Einmal, ja, sagte der Kurfürst scharf, aber es frage sich wann. Gustav Adolf habe es auch er-

fahren müssen, als er vorwitzig nach Deutschland gekommen sei und das Kriegsfeuer angezündet habe.

Gelöscht habe er es! rief die Kurfürstin unwillig errötend.

Der Kurfürst lachte. Gelöscht! Eine hübsche Bezeichnung, das müsse man sagen, nachdem das ganze Reich und nicht zum wenigsten Sachsen seit mehr als zwanzig Jahren in Flammen stünde.

Um die Streitenden abzulenken, fragte der Kammerherr Taube, ob der Kurfürst sich des Bauern Warner entsinne, der früher einmal am Hofe geweissagt habe? Derselbe habe, einem glaubhaften Gerücht zufolge, im kaiserlichen Lager den Tod Banérs richtig vorausgesagt.

Ja, das sei ja der Galgenvogel, rief der Kurfürst, der sich falscher Prophezeiungen über die Stadt Magdeburg unterstanden habe! Wenn er ihn bekäme, den ließe er auspeitschen. Und den Tod Banérs habe er prophezeit? Wie denn das zugegangen sei?

Der Kammerherr erzählte, was er davon wußte, und daß kürzlich mehrere Warnersche Prophezeiungen im Druck ausgegangen wären, die er dem Kurfürsten vorlesen wolle, wenn dieser es erlaubte.

Während der Kurfürst sich behaglich in seinem Sessel zurechtsetzte, zog der Kammerherr ein bedrucktes Blatt aus der Tasche und las: wie die Menschen böse und sündhaft wären, weswegen Gott zuweilen Warnungen ausließe, um sie zu bessern, daß die Menschen diese aber nicht verständen, und weil sie es nicht verdienten, gewarnt zu werden, würde er, Warner, sich das, was Gott ihm hin und wieder offenbarte, auch nicht mit Zangen entreißen lassen.

Der Kurfürst fuhr entrüstet von seinem Sessel in die Höhe. Ja, warum der Kerl denn Bücher drucken ließe?

Das heiße doch die Leute zum Narren halten! Wenn er den Warner nur hätte, er wollte ihm seine Warnungen schon herauskarbatschen! Einem erst das Maul wässern zu machen und dann leere Schüsseln vorzusetzen!

Nein, nein, sagte der Kammerherr begütigend, so sei es nicht gemeint, es komme schon noch etwas; und fuhr dann fort zu lesen: Warner habe sich doch endlich erweichen lassen und teile nun von seiner geheimen Wissenschaft einiges mit, nämlich erstens, den Regensburger Reichstag betreffend, so sei das ein Baum mit vielen Blättern, aber ohne Früchte, indem zwar viel geschwatzt und geratschlagt werde, aber kein Nutzen daraus kommen würde.

Hier schlug der Kurfürst vor Vergnügen mit beiden Händen auf die Armlehnen seines Sessels. Das sei einmal wahr und gut prophezeit, sagte er triumphierend; dasselbe habe er auch dem Lobkowitz geantwortet, als der ihn tribuliert hätte, in Person auf den Reichstag zu kommen. Die Speisen, die auf dem Reichstag gekocht würden, habe er zu Lobkowitz gesagt, habe er schon oft gekostet, aber gemundet hätten sie ihm noch niemals, und dabei sei er geblieben und habe ja auch recht gehabt. Ein hübsches Mäuschen habe der Berg bis jetzt aus seinem Bauch gelassen: den Lobkowitz und den Eggenberg hätten sie zu Fürsten kreiert. Ändern könne er es nicht; aber er, Johann Georg, werde sich niemals auf dieselbe Bank mit den neumodischen Fürsten setzen.

Der Kammerherr sagte, ihm komme die Prophezeiung über den Reichstag auch sehr artig vor, und las weiter. Das Haus Österreich werde vom Herrn nicht gänzlich verworfen, sondern wieder zu Gnaden angenommen werden, in der Meinung, daß es sich bekehrte. Wenn es sich aber nicht bekehrte, so werde Gott es zwar verwerfen, aber nicht

gänzlich verlassen, sondern ihm zur Strafe für sein Pochen und Trotzen den Thron etwas tiefer heruntersetzen.

Die Kurfürstin seufzte, und der Kurfürst brummte, ihm sei es gleich, der Kaiser solle jetzt selbst zusehen; so lange habe er ihm geholfen und doch keinen Dank davon gehabt, nun dürfe ihm keiner mehr von den Kriegshändeln reden, oder er redete gern umsonst; denn er habe sich die Ohren verstopft.

Was den Frieden betreffe, las Taube weiter, so habe es damit noch gute Weile, einmal weil Deutschland noch nicht genug gestraft wäre; wenn aber auch die Deutschen Frieden machen wollten, so würde Schweden etwas dawider haben oder vielleicht auch Frankreich, oder es könne auch der türkische Sultan sein.

In Amerika werde im nächsten Jahr ein großes Erdbeben stattfinden und in China und Japan viel Blut vergossen werden. Was aber das anbelange, daß in Persien ein schwangeres Weib ein Kind ohne Vater erzeugt habe, welches schon in der ersten Stunde gesprochen und allerlei Seltsames prophezeit habe, so wolle er, Warner, das dahingestellt sein lassen, obwohl es ihm erstunken und erlogen zu sein scheine. Sollte es aber wahr sein, so habe es große Katastrophen und Veränderungen zu bedeuten, mit denen Gott, aus Zorn über die unleidliche Bosheit der Menschen, die Welt zu überziehen gedenke.

Ein Kind ohne Vater! schrie der Kurfürst. Das wären schelmische Lügen! Es könne ja nicht einmal ein Huhn ohne Hahn ein rechtes Ei legen!

Die Kurfürstin wies auf den Heiland hin, welcher auch nur durch ein Weib mit Hilfe des Heiligen Geistes erzeugt sei, worüber der Kurfürst sich ärgerte, so daß er sagte, die Jungfrau Maria solle sie lieber nicht anziehen, sondern den leichtgläubigen Katholiken überlassen.

Nach dem blutigen Treffen um die Festung Wolfenbüttel waren die Kaiserlichen, die trotz der großen Verluste nichts erreicht hatten, in verdrießlicher Stimmung, besonders Piccolomini wurmte die Niederlage; aber er trug die ihm eigene unbekümmerte Laune nachdrücklich zur Schau.

Etwa zwei Tage nach der Schlacht bahnte sich der bayrische General Geleen den Weg zu ihm, den Diener beiseiteschiebend, der ihn verhindern wollte. „Was gibt es?“ fragte Piccolomini mit gespieltem Erschrecken von einem Ruhebett aufstehend. „Ist der Feind in Sicht?“

Geleen zuckte geringschätzig die Achseln und sagte, er habe Dringendes mit Piccolomini zu sprechen.

Es wäre wohl nicht so dringend, sagte Piccolomini, daß deswegen sein Mittagsschlaf hätte unterbrochen werden müssen.

Er sei bereits vor einer Stunde da gewesen, sagte Geleen. Inzwischen hätte Piccolomini nach seiner Meinung ausschlafen können.

Er pflege zu schlafen, bis er aufwachte, sagte Piccolomini. Er habe das Recht, glaube er, seine Gewohnheiten zu halten.

Was ihn betreffe, sagte Geleen, so habe er die Gewohnheit, das Warten nicht ertragen zu können. Er wolle sich erkundigen, ob es wahr sei, daß Piccolomini in seinem Schlachtbericht den Verlauf so dargestellt hätte, als habe das bayrische Fußvolk auf dem linken Flügel das Zeichen zur Flucht gegeben? Das wolle er nur wissen!

Wer ihm das gesagt habe? fragte Piccolomini.

Das tue nichts zur Sache, antwortete Geleen. Er wolle nur die Tatsache feststellen.

Das lasse sich an wie ein Verhör! brauste Piccolomini auf.

Immerhin! sagte Geleen. In einer Sache, die seine Ehre betreffe, lasse er nicht mit sich spielen.

Nun denn, sagte Piccolomini, aus dessen braunen Augen Wut und Rachsucht blitzten, die Schlachtberichte pflege sein Sekretär auszufertigen; aber wenn Geleen seine Meinung wissen wolle, so sei der große Angriff Guébriants auf den linken Flügel allerdings das punctum saliens der Schlacht gewesen, und wenn das bayrische Fußvolk diesen Angriff besser refüsiert hätte, so würde der Ausgang anders gewesen sein.

Geleen fuhr sich vor Entrüstung zitternd in die Haare. Das sei ja zum Auseinanderbersten! rief er. Über solchen Verdrehungen müßte ja der Himmel einfallen! Ihm ins Angesicht wage Piccolomini das zu sagen! Wo Piccolomini trotz seiner Warnung die offene Feldschlacht gegen den überlegenen Feind in günstiger Stellung gewollt und dadurch das Unglück herausgefordert hätte! Man brauchte ja nur die Toten auseinanderzulesen, um zu sehen, wo am tapfersten gekämpft wäre; er habe ja fast kein Fußvolk mehr.

Wenn er recht gehört hätte, sagte Piccolomini mit der Hand am Degen, so wolle Geleen ihn der Lüge zeihen?

Ja, ja, rief Geleen, einer von ihnen müsse hin werden!

Er stehe zu Diensten, sagte Piccolomini; Geleen solle seine Ungeduld nur bezähmen, bis sie draußen wären, hier sei es etwas eng. Er wisse einen angenehmen Platz unter hohen Bäumen an einem Teich, wo es schattig sei.

Sie waren im Begriff aufzubrechen, als Erzherzog Leopold Wilhelm eintrat und die Lage überblickend freundlich sagte: Da gebe es wohl ein kleines Mißverständnis? Nun, dann sei er ja im rechten Augenblick gekommen; Mißverständnisse zwischen so vortrefflichen, unentbehrlichen Generalen müßten geschlichtet werden können. Sie wüßten, daß

er sie beide gleich hochschätze und würden ihn deshalb gern als Schiedsrichter annehmen. Sein kaiserlicher Bruder würde ihm einen Vorwurf machen, wenn er geschehen ließe, daß so unersetzlichen Kriegshäuptern etwas zustieße.

Sowohl Geleen wie Piccolomini waren unwillig über die Störung, hielten aber der unbefangenen Gemütlichkeit des Erzherzogs gegenüber an sich.

Dieser setzte sich, zog einen Brief aus der Tasche und sagte, da sei eben ein Schreiben von den braunschweigischen Herzögen eingelaufen, sie entschuldigten sich mit flehentlichen Worten, daß ihre Truppen am Kampfe teilgenommen hätten; sie hätten nach wie vor die Absicht, sich defensiv zu verhalten, die vorgefallene Betätigung ihrer Truppen sei nicht als Konjunktion, sondern als eine zufällige Verwickelung aufzufassen.

Nach seinem Dafürhalten, sagte Geleen, sollte man diese braunschweigischen Schelme als Rebellen traktieren, die sie wären.

Die rühmlich bekannte Milde des hohen Erzhauses, sagte Piccolomini, vergriffe sich hier allerdings wohl ein wenig. Hätte man Anno 1625 Wolfenbüttel dem seligen Pappenheim oder Tilly gegeben, so wäre man wegen dieser Länder jetzt besser versichert.

Ja, ja, lachte der Erzherzog, die Braunschweiger hätten damals einen mächtigen Fürsprecher gehabt, den es vielleicht jetzt selbst gereue. Nun, soviel er urteilen könne, ließen sich die ärgsten Nachteile vielleicht wieder einbringen. Die Kundschafter meldeten, daß es beim Feinde kopfüber kopfunter zuginge. Das schwedische Heer löse sich auf, ein paar Obersten wären bestimmt auf die kaiserliche Seite gebracht. Mit Schweden wollten sie alle nichts zu tun haben. Gott habe den Banér doch auch nicht umsonst sterben lassen, jetzt

müsse nur ein wenig nachgeholfen werden, dann liege der tönerne Koloß am Boden.

Geleen kraute sich verlegen in den Haaren. Wenn man nur den neuen Kurfürsten von Brandenburg gewinnen könnte, sagte er nach einer Pause; aber dessen Ratgeber legten sich alle auf die schwedische Seite.

Es sei merkwürdig, seufzte der Erzherzog, daß alle Ketzer ein unfriedfertiges Gemüt hätten. Was für Nutzen hätten sie davon? Was ihn betreffe, so sei er des Krieges schon herzlich müde.

Ja, sagte Piccolomini, wenn alle Menschen so engelgleicher Sinnesart wären wie der Erzherzog, würde die Welt leicht zu regieren sein.

Unter den Siegern herrschte nicht mindere Niedergeschlagenheit. Guébriant berichtete über den errungenen Vorteil nach Paris, rühmte die Tapferkeit verschiedener Offiziere und schrieb den glücklichen Ausgang hauptsächlich dem Fehler der Gegner zu, sie in gesicherter Stellung angegriffen zu haben. Im ganzen sei seine Lage durch den Sieg nicht gebessert. Nur durch täglich neu aufgewendete Kunst vorsichtig verteilter Überredung und Drohung könne er die Weimaraner bei dem Vertrage festhalten. Wenn das Geld nicht geliefert würde, das man vertragsgemäß schulde, und worauf er immer wieder vertröstete, sehe er vor sich, daß er nicht nur sein Leben, sondern auch seine Ehre in Deutschland würde lassen müssen. Er habe drei Jahre lang unter Entbehrungen und Demütigungen ausgeharrt, von denen man in Frankreich keine Vorstellung hätte: nun bitte er um seinen Abschied. Könne er nicht bald nach Frankreich zurückkehren, so würde seine Schwermut ihn ganz dienstunfähig machen und für immer vom Schauplatz großer Taten entfernen.

In der Nähe von Schladen lag das Regiment des Obersten von Seckendorff. Nach einem gewitternden Tage war es am Abend kühl geworden, und in die leichte Luft stiegen von vielen Feuern, an denen gekocht wurde, Rauchsäulen auf wie vom Körper befreite, triumphierende Seelen. In froher Erwartung des Nachtmahls spielten die Lagerkinder mit hölzernen Kreiseln und Kieselsteinen, andere setzten selbstgefertigte Kähne und Segelschiffe auf den klaren Fluß und sahen ihnen nach, solange sie den schaukelnden Punkt wahrnehmen konnten. Als das Essen eingenommen war, versammelten sich die Männer, um eine Ansprache ihres Obersten zu hören, und auch viele Frauen, größtenteils mit einer Näherei beschäftigt, gesellten sich zu ihnen.

Der Oberst ging zuerst zwischen den Reihen der Soldaten hin und her, begrüßte den und jenen, erkundigte sich nach den Verwundeten, scherzte auch mit den Frauen; dann suchte er sich einen bequemen Stein, setzte sich und fing an zu reden.

Es freue ihn, sagte er, daß sie zahlreich beieinander wären; sie wären sich wohl auch bewußt, daß er sie nicht wie ein Blutsauger, sondern wie ein Vater hielte. Ja, er sei streng; aber das achteten sie an ihm, weil sie als tüchtige Männer an ihrem Platze auch streng wären. Unordnung und Unbotmäßigkeit richteten jedes Geschäft zugrunde, darum sei Strenge notwendig; aber er sähe darauf, daß sie nicht über Gebühr geplagt würden. Er habe ihnen den Lohn oft aus seinem Eigenen vorgestreckt, damit sie nicht darbten. Er sei auch nicht wie gewisse Offiziere, die sich besöffen und voll fräßen, indes die Soldaten am Hungertyphus hinstürben. Er stillte seinen Hunger nicht eher, bis der ihre befriedigt wäre; denn so sei es eines rechten Vaters Pflicht.

Ein zustimmendes Gemurmel ging durch die Reihen der Soldaten. Nun, sie wüßten also, daß er es gut mit ihnen

meinte, fuhr Seckendorff fort, und deshalb gehe es ihm zu Herzen, wie sie drangsaliert, hin- und hergezogen, ausgebeutet würden, ohne ihren oder des Vaterlandes Nutzen.

Der verstorbene Banér sei ein großer Feldherr gewesen; aber ein Tyrann. Nun, Gottes Hand habe ihn getroffen, er liege und erwarte Gottes Gericht, dem könne man ihn getrost überlassen. Da es aber an dem sei, daß Gott selbst das Joch von ihnen genommen hätte, sollten sie auch Männer sein und sich ferner nicht das Lebensblut durch fremde Vampire aussaugen lassen. Sie sollten einmal nachdenken, wofür sie sich eigentlich schindeten, hungerten und darbten? Wofür sie ihr Blut vergössen? Nur Schweden komme es zugute. Und was gehe Schweden sie an? Sei der gute König Gustav für ihren Glauben gestorben, nun, die Schuld sei hundertmal getilgt. Sie wären es ja am Ende selbst, die alle seine Siege erkämpft hätten, die paar nackten Schweden, die er herübergebracht hätte, wären längst zerstreut und hin. Da rühmten sich denn die paar schwedischen Offiziere ihrer, der deutschen Soldaten, Siege und genössen ihre Eroberungen; von ihnen, den braven tapferen Deutschen, die darum geblutet hätten, sei nie die Rede. Warum sie sich das von den Eindringlingen wollten gefallen lassen? Er spräche als ein freier Deutscher von Adel zu freien deutschen Männern und Soldaten. Jetzt sei der Augenblick der Befreiung gekommen. Jetzt müßten sie Mann für Mann beieinander stehen, damit ihnen das Joch nicht wieder aufgeschnallt würde.

Er stand bei diesen Worten auf, und aus seinen sonst freundlichen grauen Augen schlug eine heiße Flamme. Wenn sie ihr Leben wagten, sagte er, so sollten sie es für ihr Vaterland wagen. Wenn sie kämpften und litten, so sollten sie es für ihr Vaterland tun. Jetzt würde geworben und verheißen und geschmeichelt werden: sie sollten sich nicht wieder

fangen lassen. An ihn und die anderen Obersten sollten sie sich halten, die sich gegen den schwedischen Dienst verschworen hätten. Sie sollten auch nicht glauben, was man ihnen von Religion vorschwatze, und wenn ihnen einer sagte, daß er, Seckendorff, vom Kaiser bestochen sei, so sollten sie ihn als einen Lügner aufs Maul schlagen. Er sei gut evangelisch und lasse sich seinen Gott und sein Gotteswort nicht nehmen.

Warum aber das Bestechung hieße, wenn ein Soldat von seinem Kaiser Sold annähme, und dagegen der schwedische Dienst den Himmel eintragen sollte? Die Schweden müßten weg vom deutschen Erdboden! Kahl gefressen hätten sie ihn schon, sie sollten ihn wenigstens für neue Saat freimachen. Wenn es möglich wäre, daß er sie allesamt mit seinem einzigen Schwert durchbohrte, so würde ers auf sein Gewissen nehmen und wäre ihnen recht geschehen. Er wüßte gewiß, daß der neue schwedische Feldherr, der unterwegs nach Deutschland wäre, diejenigen vor ein Strafgericht stellen würde, die in letzter Zeit dem Banér aufsässig gewesen wären und jetzt dem schwedischen Dienst widerrieten. Er fürchte sich nicht. Wenn sie alle zusammenhielten, könnten sie der hungrigen Wölfe leicht Meister werden.

Als der Oberst sich entfernt hatte, begann unter den Soldaten lebhaftes Bereden und Beratschlagen. Ein Unteroffizier sprang auf den Stein, wo jener gesessen hatte, und beleuchtete die Sachlage von einem anderen Standpunkt: Daß der Seckendorff allerdings ein guter, rechter Mann sei und es redlich mit den Soldaten meinte, daß aber andere nicht wie er wären, und daß er nicht allein den Ausschlag gäbe. Die großen Herren dächten doch allemal zuletzt nur an ihren Vorteil, und der stehe nicht auf demselben Blatt wie der des Soldaten. Jetzt wären der Derfflinger und der Mortaigne und andere in Schweden, da würde man ihnen die Taschen

füllen und schöne Titel anhängen, darüber würden sie ihr Großtun und ihre Versprechungen vergessen, würden sich die neuen goldenen Ketten gefallen lassen, und sie, die armen Schlucker, würden als Meuterer bestraft werden. Dann würden ihre Leichname wie nasse Stricke von den Bäumen herunterhängen, und die Obersten würden hoch zu Roß darunter wegreiten, kaum daß eine Reiherfeder auf ihren Hüten sich an den zappelnden Füßen knickte . . .

Bis tief in die blasse Sommernacht hinein wogten die erregten Massen schwatzend, singend und trinkend durcheinander.

Auf der Rückreise von Wien sprach der Advokat Bögler in Köln vor, wo Melander ein Haus hatte, um ihm von dem unerwünschten Fortgange seines Prozesses Bericht zu erstatten. Melander möge ihm bezeugen, sagte er voranschickend, daß er von Anfang kein gutes Zutrauen zu dem Prozeß gehabt und ihm eigentlich abgeredet hätte.

Ob er damit sagen wolle, fragte Melander stirnrunzelnd, daß seine Sache schlecht wäre?

Bögler beeilte sich zu versichern, seine Sache wäre die beste von der Welt, es komme vor Gericht aber nicht darauf an, wer recht habe, sondern wer recht bekomme, und dazu habe Melander, obwohl er klärlich und unwidersprechlich im Rechte sei, wenig Aussicht.

Es handelte sich darum, daß Melanders Verwandte mit Berufung auf ihren adligen Stand Abgabenfreiheit beanspruchten, welche der Graf von Nassau-Hadamar, in dessen Erbländern ihre Güter lagen, ihnen nicht zugestehen wollte, indem er die Rechtmäßigkeit ihres Adels bestritt. Es lasse sich zwar nachweisen, behaupteten die Vertreter des Grafen, daß Kaiser Rudolf einen gewissen Wilhelm Eppelmann in den

adligen Stand erhoben hätte, nicht aber, daß die Familie des Generals von diesem abstammte, was sie zwar prätendierten, aber nicht erhärten konnten. Vielmehr wären sie nichts als Bauern und daher zur Abgabenleistung verpflichtet, wovon das Gegenteil zu beweisen dem Advokaten des Generals noch nicht gelungen war.

Dem Sinne nach, sagte dieser, habe er das Erforderliche zur Genüge dargetan, er habe darauf hingewiesen, daß Brüder und Oheime des Generals studiert hätten, wie lange der Familiensitz in ihren Händen wäre, und mehreres, was im Verein mit dem großen Ansehen und den unsterblichen Verdiensten des Generals vor einem unparteiischen Gericht genügt haben würde, zu seinen Gunsten zu entscheiden; aber in diesem Falle könne er das Recht wie ein Dreieck auf den Tisch legen und die Winkel nach den Vorschriften des Pythagoras berechnen, die Herren würden ihm bestreiten, daß a gleich a und daß zweimal zwei gleich vier sei.

Der Advokat lächelte fein und überlegen, während Melanders Mund sich verkniff und seine Augen mit strengem Blick zu Boden starrten.

Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar war nämlich, durch Tilly bedrängt und auf Betrieb einer katholischen Tante, im Jahre 1629 in Wien zur katholischen Kirche übergetreten und wurde seit dieser Zeit bei jeder Gelegenheit vom Kaiser begünstigt und ausgezeichnet.

„Wenn der Graf behaupten wollte," fuhr der Advokat fort, „daß Euer Exzellenz überhaupt nicht existierten, so würde es schlechterdings unmöglich sein, das Vorhandensein des streitigen Gegenstandes zu beweisen. Man würde Euer Exzellenz vermutlich für eine Schimäre oder Hirngespinst erklären."

„Ich bin imstande zu beweisen," sagte Melander mit er-

zwungenem Lächeln, „daß eine Schimäre Schläge austeilen kann."

Der Advokat lachte hell und herzlich und berichtete, um Melander in gute Laune zu versetzen, allerlei Historchen über Johann Ludwig von Nassau, die er aufgelesen hatte: wie daß die Gräfin, die bei ihrem Glauben geblieben war, fast nicht mehr aus der Kirche käme, wo sie die Verirrung ihres Gemahls abzubeten versuche, und daß kürzlich der Jesuit auf Schloß Dillenburg gewesen sei, der seinerzeit den Grafen durch glückliches Disputieren überzeugt hätte, und daß der Graf ihn kniefällig wie den Heiland in eigener Person begrüßt habe.

Melander lachte nicht, sondern seine Miene wurde immer saurer und grämlicher. So sei es also des Advokaten Meinung, sagte er, daß im Reiche außer durch Lug und Trug kein Recht zu erlangen sei?

Der Advokat verschnörkelte seine Lippen und sah nach der Decke. Der sicherste und nächste Weg wäre das in dieser trübseligen Zeit wohl, sagte er. Das Recht und der irdische Erfolg wären gewissermaßen zwei Parallele, die sich in der Ewigkeit schnitten. Vor Gott genüge das ja. Wolle man aber hienieden schon etwas Reales sehen, so müsse man, wie der Graf von Nassau getan hätte, einen Salto mortale oder verzweifelten Sprung darum wagen.

Eins wisse er bestimmt, entgegnete Melander, daß kein Hundsfott auf der Welt ihn zwingen könne, auch ein Hundsfott zu werden. Aber aufgeben tue er den Kampf doch nicht. Ein Ehrenmann könne sich sein Recht mit dem Schwert erkämpfen.

Der Advokat äußerte seine Bewunderung des heldenhaften Entschlusses in lebhaften Worten und erlaubte sich den Rat,

Melander möchte schleunig nach Wien gehen, sein persönliches Erscheinen werde Wunder wirken. Ihm sei von vielen Seiten versichert, daß der Kaiser die größte Hochachtung vor Melander hätte. Bei einem Manne von Melanders Verdiensten und Tugenden versteife er sich nicht wegen der Religion. Melander wisse ja wohl selbst, daß Offiziere in Österreich so häufig wie Krautköpfe wären, gute Feldherren aber rar wie das liebe Geld.

Melander wußte das allerdings, und daß es nur von ihm abhing, nachdem Piccolomini nach Spanien entfernt war, eine angesehene Stelle im kaiserlichen Heere zu bekommen. Es sprach indessen zu vieles dagegen, als daß er sich ohne weiteres dazu entschlossen hätte; erstens daß die Kurzsichtigen und Böswilligen unter seinen Glaubensgenossen ihn Überläufer gescholten hätten, und zweitens würde er niemals unter Gallas dienen, den seine zahlreichen Freunde und Gönner trotz offensichtlicher Unfähigkeit an die Spitze des Heeres gebracht hatten und dort erhielten. Würde man ihm die unumschränkte Gewalt einräumen, wie sie etwa Wallenstein gehabt hatte, so, dachte er bei sich, würde er sich bereitfinden lassen und dann vollenden, was Wallenstein nicht vermocht hatte, nämlich Frieden machen. Seiner Meinung nach war er dazu geeignet und gewissermaßen dazu bestimmt: seine Beziehungen nach allen Seiten und die Höhe seines Standpunktes, von der aus er die Schwächen seiner Glaubensgenossen durchschaute, sicherten ihm die nötige Überlegenheit. In seinem Innersten verachtete er sie alle: die Landgräfin von Hessen, ihre Räte, den Grafen von Nassau und seinen Advokaten. Nur der Kaiser, wie untauglich er auch als Person sein mochte, behielt doch den Vorzug, Kaiser zu sein. Eine Autorität, das hatte er eingesehen, mußte im Reiche sein, und er wollte inskünftig seinen Degen nur noch ziehen,

um rebellische Glieder unter diese Autorität zu beugen und Eindringlinge hinauszuwerfen.

Außer seiner eigenen Angelegenheit hatte er noch einen Anlaß, nach Wien zu gehen, nämlich die Restituierung der pfälzischen Familie, mit der er seit Jahren in Freundschaft verbunden war. Er hatte keine besonders hohe Meinung von Karl Ludwig, den er für einen schlechten Feldherrn und planlosen Kopf ansah; aber er bewunderte seine Mutter, die Kurfürstin-Witwe Elisabeth, deren Scharfsinn und Redegewandtheit ihm fast den Atem raubte, und die sich trotzdem vertraulich und huldvoll gegen ihn benahm. Sie sollte ihm nicht umsonst gesagt haben, daß sie sich auf ihn verlasse und von niemandem außer ihm die Rettung und Rechtfertigung ihrer Familie erwarte, weil seit dem Tode des Königs von Schweden er der einzige Mann in diesem läppischen Zeitalter wäre. Dem König von Schweden, pflegte sie zu sagen, hätten seine schwedischen und lutherischen Vorurteile geschadet, und nicht zum wenigsten seine alberne Frau. Als Lutheraner habe er stets geglaubt, sich vornehmlich auf den Kurfürsten von Sachsen stützen zu müssen, der nur scheinbar ein starker Knüttel, in Wirklichkeit aber ein Schafsschwanz sei; und seine Frau habe sogleich nach seinem Tode bewiesen, daß für heroische Gedanken kein Platz in ihrem Kopfe sei, indem sie die brandenburgische Prinzessin herausgekehrt und gegen Schweden konspiriert habe.

Das Vertrauen seiner hohen Freundin zu rechtfertigen, machte sich Melander nach Wien auf, wo er namentlich von Lobkowitz mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Die pfälzische Angelegenheit, sagte dieser, würde längst geordnet sein, wenn die unerschwinglichen Forderungen des Kurfürsten von Bayern nicht wären. Was hätte den Kaiser die bayrische Bundesgenossenschaft nicht schon gekostet! Das dürfe

Melander glauben, daß der Kaiser in seiner Magnanimität keinen Groll gegen die unglückliche pfälzische Familie hege, vielmehr väterliches Mitleiden. Man steife sich auch hierorts nicht auf die Religion. Cujus regio, ejus religio, wenn sich nur ein jeder bei dem Sprüchlein wollte belieben lassen. Melander sehe nun mit eigenen Augen, wie kalumniös diejenigen redeten, die dem Kaiser und den Jesuiten fanatische Glaubenswut zuschreiben möchten. Es komme darauf an, den Kaiser, unabhängig von Bayern, stark im Felde zu machen, und das vermöge niemand als Melander.

Melanders Wunsch, nebst seinen Brüdern und Neffen in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben zu werden, glaubten die kaiserlichen Räte nicht abschlagen zu dürfen, obwohl ihnen das Begehren exorbitant vorkam und auch wegen der entgegenstehenden Wünsche des Grafen von Nassau-Hadamar schwierig. Der Kaiser löste die Verwickelung dadurch, daß er dem Grafen Aussicht auf den von ihm ersehnten Fürstentitel eröffnete und sie etwa auch zu verwirklichen sich vorbehielt, wenn es sich durchaus nicht anders tun ließe.

Langsam, langsam reiste Torstensson, der neue schwedische Feldmarschall, zum Heere. Auf der letzten Strecke, vor Winsen an der Aller, wo er Quartier nehmen wollte, befand er sich so schlecht, daß er in der Sänfte getragen werden mußte, und auch diese Bewegung verursachte ihm solche Schmerzen, daß er zuweilen mit der knotigen Hand den Trägern ein Zeichen gab, stehenzubleiben. Diese warfen verstohlene Blicke auf ihn und sahen nicht ohne Grauen das wächserne Gesicht, das vom Schweiß der Todesangst feucht glänzte, und auf seinen Wink trabten sie wieder rasch und leise, als ob es das Leben gölte; denn, obwohl er sie weniger grob behandelte, als sie gewohnt waren, fürchteten sie ihn,

sie wußten selbst nicht warum, unbeschreiblich. Abseits vom Wege, zwischen Wacholderbäumen und wild wuchernden Heidekraut, stand ein Schäfer mit seiner Herde und ließ den gleichgültigen Blick auf dem langen Zuge ruhen, der phantastisch riesenhaft durch den weichen Novembernebel glitt: hinter der Sänfte Graf Königsmark auf prächtig gezäumtem Goldfuchs, den breitkrempigen, weißen Federhut auf den braunen Locken, einen ziegelroten Tuchmantel über die Schulter geworfen; hinter ihm die Obersten Wrangel und Mortaigne, die alle den kranken Feldmarschall in Stralsund empfangen hatten, dann andere Offiziere, Reiter und Fußvolk und Wagen voll Proviant und Gerät.

Am folgenden Abend fühlte Torstensson sich imstande, Königsmark zu empfangen; er winkte ihm, sich an sein Bett zu setzen, und sagte mit leiser, deutlicher Stimme, vielleicht kämen seine Schmerzen in einer Viertelstunde zurück, sie wollten das Nötige in der Kürze miteinander besprechen. Königsmark habe wohl inzwischen einige von den Obersten getroffen: wie die Stimmung wäre, und ob Hoffnung bestände, sie im guten zu gewinnen.

Allerdings, sagte Königsmark, die Lage sei günstiger, als man hätte erwarten können. Die meisten Obersten wären schon ins Wanken geraten, als sie gehört hätten, daß Mortaigne bei der schwedischen Krone bleiben wolle. Der Neid auf den Vorzug, mit dem sie, wie Torstensson ja wüßte, beehrt worden wären, ließe ihnen keine Ruhe. Man würde sie mit mäßigen Zugeständnissen gewinnen können. Wäre man der Mehrzahl sicher, so hätte man auch die übrigen in der Hand, die ja froh sein müßten, wenn sie nur Gnade fänden.

Torstensson, der die Augen geschlossen hielt und von Zeit zu Zeit an einer Zitrone roch, sagte, es entspreche seinen

Grundsätzen nicht, Meuterei im Heere durch Versprechungen zu ersticken. Das ermutigte die rebellischen Elemente. Es müßten auch Strafen verhängt werden.

Königsmark billigte den Grundsatz des Feldmarschalls und nannte einige Obersten, die am eifrigsten und hartnäckigsten gegen Schweden gewesen wären, namentlich den von Seckendorff. Er habe einen unversöhnlichen Haß auf Schweden, und man halte dafür, daß er Geld vom Kaiser genommen hätte.

Torstensson notierte den Namen und fiel nach dieser Anstrengung mit erbleichendem Gesicht in die Kissen zurück.

„Ein paar Köpfe müssen springen," sagte er nach einer Pause, „das wird den Gehorsam der übrigen befördern."

Königsmark meldete weiter, er habe gehört, daß Guébriant nur auf Torstenssons Ankunft warte, um sich auf den Rhein zurückzuziehen, und daß er sich schwerlich werde halten lassen. Dann fing er von der Verteilung der Quartiere zu sprechen an, unterbrach sich aber, weil er sah, daß Torstensson der Ruhe bedurfte.

Torstensson nickte und versuchte, die Zitrone an den Mund zu bringen. Er habe gehört, sagte er nach einer längeren Pause, daß Königsmark sich die großen Forsten im Halberstädtischen angeeignet und auf seine eigene Rechnung verkauft hätte. Es sei gut, er sei damit vollkommen einverstanden. Die hohen Offiziere müßten über große Geldmittel verfügen, das setze sie instand, ihre Regimenter in Ordnung zu halten.

Königsmark, über dessen Gesicht ein kaum merkbares Erschrecken geglitten war, lachte leichthin und sagte, seine Habe gehöre wie seine Person der Königin von Schweden; er verschwende beides in ihrem Dienst und sei auf einen Wink von ihr bereit, beides zu ihren Füßen niederzulegen.

Da Torstensson eine entlassende Gebärde mit der Hand machte, verabschiedete sich Königsmark, schwang sich auf sein Pferd und ritt durch die Heide nach dem nächsten Gasthause, wo mehrere Gefährten ihn erwarteten. Wenn der davonkäme, so berichtete er, müsse man glauben, daß er mit dem Teufel im Bunde stände. Jedenfalls müsse man sich auf seinen Tod gefaßt machen.

Mortaigne nippte am heißen Punsch und blickte durch die kleinen Fenster in den schnell sich verdichtenden Nebel. In dem Falle, sagte er, würde das ganze Heer wieder abfallen, und sie könnten in die übelste Lage kommen. Ihn würde man sicherlich als Verräter traktieren.

Königsmark lachte. Das Gesindel flöße ihm keine Angst ein, sagte er. Was er fürchte sei nur, daß Gustav Horn an Torstenssons Stelle käme, das passe ihm nicht. Dem Torstensson könne ein Mann von Geist füglich gehorchen, nicht dem Horn, der nur eine Schreiberseele wäre. Wenn er nicht Oxenstiernas Schwiegersohn wäre, würde er nie in die Höhe gekommen sein. Niemals würde er, Königsmark, sich an die altmodische, kleinmütige Art der Kriegführung gewöhnen.

Soviel er wisse, sagte Mortaigne, sei Horn bei der schwedischen Regierung auch nicht beliebt, die deshalb seine Auswechslung bisher hintertrieben hätte.

Ja, das sei das einzige Mittel, rief Königsmark, er dürfe nicht ausgewechselt werden. Wenn nur Horn nicht an seinen Platz käme, möge auch Torstensson immerhin sterben.

Indessen, nachdem Torstensson im Dezember dem Tode nahe gewesen war, genas er unversehens wieder so weit, daß er die Ordnung der Verhältnisse selbst in die Hand nehmen und den Feldzug des nächsten Jahres vorbereiten konnte. Zwar gelang es ihm nicht, Guébriant festzuhalten;

aber er stellte die Ruhe im Heere wieder her, so daß er es wagen konnte, die unerfahrenen Schweden, die er mitgebracht hatte, damit zu vereinigen. Nachdem Seckendorffs Kopf in Salzwedel gefallen war, drang er durch die Lausitz nach Schlesien, nahm im Mai die Festung Groß-Glogau und bald darauf Schweidnitz, das Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg vergeblich sich zu entsetzen bemühte.

Bei dem Versuche, die Fliehenden aufzuhalten, ward Herzog Franz gefangengenommen; zwar wehrte er sich verzweifelt, empfing aber eine Wunde am Arm, die ihn kampfunfähig machte. Als er in einer Kutsche in das Dorf gebracht wurde, wo Torstenssons Quartier war, sagte er zu dem ihn begleitenden Offizier, es sei eine rechte Fatalität, daß er gefangen sei. Die Schweden hätten ihn sowie den Arnim niemals leiden können, und nun nach Arnims Tode sei er die alleinige Zielscheibe. Warum sie ihn haßten, wisse er eigentlich nicht. Er habe seinerzeit bei seinem Oheim, dem Kurfürsten von Sachsen, immer die Sache der Schweden vertreten. Jetzt sei er in Kaisers Dienst und müsse des Kaisers Vorteil wahren, wie jeder General von Ehre für seinen Herrn täte. Er hoffe, Torstensson würde ihn so halten, wie ein Edelmann einen tapferen Feind hielte, der noch dazu ein Reichsfürst sei.

Der Offizier hatte kaum eine etwas einsilbige Antwort gegeben, als lautes Stimmengewirr hörbar wurde, die Kutsche schwankte und anhielt; zugleich flog ein Stein durch das Fenster und streifte den Gefangenen. „Was ist das?" rief der Offizier, sich hinausbeugend.

Einer von den Berittenen, die die Kutsche eskortierten, gab Auskunft, es wären schwedische Soldaten, die den Herzog ausgeliefert haben wollten, um Rache an ihm zu nehmen. Zugleich suchte er die Wütenden abzuhalten, aber sie drängten

ihn weg, und nun wurden die Rufe vernehmbar: Nieder mit dem Mörder unseres Königs! Reißt ihn in Stücke! Reißt ihm das verräterische Herz aus dem Leibe! Der erschrockene Offizier suchte die Aufgeregten zu beschwichtigen, indem er hinausrief, der Herzog sei Gefangener der Königin, und die Königin würde ihn nach Gebühr bestrafen; aber plötzlich schob Franz Albrecht ihn beiseite und sprang, ehe jener es hindern konnte, mitten unter die tobende Menge.

„Was wollt ihr von mir?" schrie er. „Habt ihr Soldatenehre im Leibe, daß ihr über einen Kavalier herfallt, der ohne Waffe ist?"

Im ersten Augenblick der Überraschung entstand Stillschweigen.

„Gebt mir einen Säbel," fuhr Franz Albrecht fort, „so fordere ich einen jeden von euch zum Zweikampf heraus, der es wagt, mich Mörder zu nennen. Oder seid ihr Canaille, die keine Satisfaktion gibt, so fallt mich alle zusammen an; aber gebt mir ein Schwert, ihr Feiglinge, daß ich mein Leben teuer verkaufe!"

Schon wälzte sich die Menge drohend gegen den Herzog heran, als die Sänfte Torstenssons erschien, deren Anblick genügte, um die Wütenden zu verscheuchen. Er ließ Franz Albrecht zu sich einsteigen, reichte ihm aber, wie die Umstehenden mit Befriedigung bemerkten, nicht die Hand. Da der Herzog, der im Zorne den verwundeten Arm aus der Binde gerissen hatte, in der Sänfte vom erlittenen Blutverlust ohnmächtig wurde, gab Torstensson Befehl, daß nach Ärzten geschickt würde; dann lehnte er sich, von dem Bewußtlosen abgewendet, mit geschlossenen Augen in seine Kissen zurück.

Die Wunde des Gefangenen schien nicht bösartig zu sein, aber, sei es daß die Aufregung ihm geschadet hatte, oder

daß die Behandlung nicht zweckmäßig war, er starb nach einigen Tagen in Schweidnitz, das dem schwedischen Feldmarschall die Tore hatte öffnen müssen.

Im Schlosse von Dachstein hatte Guébriant eine lange Unterredung mit seinem Koch; denn das Fest, das er zu Ehren des Herzogs von Enghien zu geben vorhatte, sollte seine, des Vertreters von Frankreich, ruhmvolle Stellung in Deutschland versinnbildlichen und einen außergewöhnlichen Eindruck von Ansehen und Überfluß machen. Damit es etwas Neues für den hohen französischen Gast wäre, sagte Guébriant, müsse das Mahl auf deutsche Art hergerichtet sein, mit prächtigen Schaugerichten als zum Beispiel einem Pfau oder einem Wildschweinskopf und irgendeinem fabelhaften Gebirge aus Süßigkeiten. Der Koch schlug eine Auerhahnpastete vor, über welcher der Auerhahn im vollen Federschmuck aufgestellt wäre, ferner was es in der Umgegend an besonderen Erzeugnissen gäbe; auf die Kosten, sagte Guébriant, dürfe es diesmal durchaus nicht ankommen, da es die Ehre Frankreichs gelte.

Die gedeckte Tafel machte allerdings einen pompösen Eindruck; aber als Guébriant dies mit Genugtuung festgestellt hatte, empfand er, daß etwas fehlte, was das allerwichtigste war, nämlich die festliche Stimmung in seinem Gemüte. Er stellte sich an das Fenster und sah gedankenvoll auf die herbstlich bunten Wälder, die, wie das verschlungene Labyrinth einer Zauberin, eines abenteuernden Ritters zu harren schienen, um ihn für immer zu verstricken. Guébriant machte eine Bewegung, als ob er etwas Schweres von der Brust abwerfen müsse, das ihm den Atem hemmte; was war es denn, das ihn so niederdrückte? War es, daß er sich von der stolzen Landgräfin Amalie Elisabeth als zu-

dringlicher Bettler behandeln lassen mußte, weil er sich ohne eine Verstärkung von tausend Hessen zu schwach im Felde fühlte? Daß er schweigen mußte, wenn Deutsche die Untüchtigkeit der französischen Soldaten verhöhnten? War es Empfindlichkeit, daß Mazarin ihn wegen seiner beständigen Forderungen und Klagen tadelte und ihm Herzog Bernhard als Vorbild aufstellte, der die Kosten der Kriegführung im Feindeslande aufzutreiben gewußt hätte? War es das Heimweh? Aber er konnte sich ja nicht einmal fortwünschen, bevor er diesen deutschen Krieg, in den er nun verstrickt war, rühmlich zu Ende geführt hatte. Man hatte ihn zum Marschall ernannt und ihn mit Drusus verglichen, man schrieb ihm, daß von ihm allein die Ehre des französischen Namens in Deutschland abhänge; mußte er nicht dem in ihn gesetzten Vertrauen um jeden Preis gerecht zu werden suchen?

Sein Blick fiel auf den Rappen, den Herzog Bernhard ihm auf dem Sterbebette vermacht hatte, und der eben zur Schwemme geführt wurde. Der wird auch mich, dachte er, zum ehrenvollen Tode tragen und meinem Sarge in die Heimat folgen. Seine Züge hellten sich dabei auf, und seine Brust wurde leichter: dann würde alles, was dunkel und schwer vor ihm lag, überwunden sein, sein Herz und sein Schwert würden ruhen.

Vielleicht, dachte er jetzt, verstimmte ihn auch die Aussicht, den Grafen Rantzau, Enghiens Generalleutnant und Stellvertreter, empfangen und sich im nächsten Jahre mit ihm vertragen, etwa sogar ihm unterordnen zu müssen. Er konnte die Abneigung gegen diesen prahlerischen Holsteiner nicht unterdrücken und sollte ihm doch einer von Paris aus empfangenen Weisung gemäß besondere Ehre erweisen und die vorauszusehenden Mißhelligkeiten mit den deutschen Obersten, die ihn haßten, ausgleichen.

Die Tätigkeit, die die Vorbereitungen zum Empfange erforderten, zerstreute schließlich den Grafen; wichtiger und schwieriger als das Gastmahl war es, eine befriedigende Heeresschau zuwege zu bringen, die er sich doch nicht nehmen lassen wollte. Von den französischen Hilfstruppen, die ihm nach langem Bitten und Drängen endlich zugeschickt worden waren, und die mehr einer Bande von Galeerensträflingen als Soldaten geglichen hatten, die er dann auf eigene Kosten leidlich equipiert hatte, war etwa noch der dritte Teil, jetzt einigermaßen eingeübt, vorhanden. Indem er die aufgestellten Bataillone umschritt, war er unsicher, ob sie jetzt wirklich einen soldatischen Anblick gewährten, oder ob er voreingenommen sei, und er versuchte sie mit den Augen der Deutschen zu betrachten. Die grauen Uniformen, die er hatte machen lassen, ließen die Leute allerdings etwas schneidermäßig erscheinen; etwas Heroisches umgab diese Legionen nicht. Nie konnte er ohne Erröten daran denken, wie der erste Anblick dieser französischen Truppen, von denen er so viel Aufhebens gemacht hatte, auf die Deutschen gewirkt hatte. Ob das Regiment, das Enghien mitbrachte, besser sein würde? Er machte sich Mut und hielt, wie er schon oft getan hatte, eine Ansprache an den französischen Teil des Heeres, indem er sie ermahnte, sich dem großen Augenblick, der herannahte, gewachsen zu zeigen. Als er die Begeisterung wahrnahm, die er entzündete, lächelte er. Im ganzen war der Anblick seiner Armee stattlich genug, besonders wenn man bedachte, was er damit ausgerichtet hatte.

Enghien zeigte sich denn auch überrascht und befriedigt und rühmte Guébriants Leistungen in kameradschaftlicher Weise. Guébriant sehe nicht wie ein Atlas aus, sagte er, und habe doch den abscheulichen deutschen Krieg jahrelang allein auf den Schultern getragen. Er, Enghien, be-

greife nicht, wie einer das ennuyante Leben aushalten könnte, ohne sich zwischendurch in Paris gründlich schadlos zu halten. Man lebe in Deutschland wie die Schatten im Hades, und es gehöre ein besonderer Geschmack dazu, hier den Achilles zu tragieren.

„Es ist nicht mein Geschmack, sondern meine Pflicht," sagte Guébriant mit wehmütigem Lächeln.

„Sie sind sehr intelligent," sagte Enghien, und setzte hinzu, er könne Guébriant im Vertrauen mitteilen, daß er bei Hofe in großer Gunst stehe, und daß er wahrscheinlich im nächsten Frühling nach Paris zurückgerufen werden würde. Guébriants Herz schlug schneller. „Ich hoffe," sagte er, „daß der nächste Frühling mich noch über der Erde findet."

Rantzau würdigte die mühsam vorbereitete Truppenparade kaum eines Blickes und redete so, als ob er gekommen wäre, um den Krieg erst einmal in Bewegung zu setzen. Er bemerkte weder die übelwollenden Blicke der deutschen Obersten, noch den unter tadelloser Höflichkeit verborgenen Widerwillen Guébriants, sondern behandelte alle mit der gleichen vertraulichen Nichtachtung. Als beim Gastmahl auf die Gesundheit der Landgräfin von Hessen getrunken wurde, erkundigte sich Enghien, ob sie schön sei. Sie solle es vor zwanzig Jahren gewesen sein, sagte Guébriant; jetzt hätten Klugheit und Erfahrung den von der Venus verlassenen Thron eingenommen. „Das gefällt mir!" rief Rantzau. „Mit Schönheit fange ich nichts an. Schön bin ich selbst." Guébriant betrachtete staunend das rohe, von Narben zerfetzte Gesicht des Mannes, der als der schönste seiner Zeit gepriesen wurde, und sein Stolz bäumte sich, als er daran dachte, daß dies der Vater seines Königs, der Geliebte der Königin sein sollte. Enghien ersparte ihm die Antwort, indem er sagte, es werde sich niemand ein-

fallen lassen, dies zu bestreiten; man duelliere sich wohl um das schöne Gesicht einer Frau, nicht um das eines Mannes.

Rantzau war mit dieser Anspielung auf seine zahlreichen Duelle zufrieden und lachte wohlgefällig. Den einen Arm, den er noch hätte, sagte er, möchte er auch lieber sparen, um Bayern damit abzutun.

Dies Wort griff Oberst Taupadel auf, der Rantzau gegenübersaß, und sagte scharf, wenn Bayern mit einem Arme zu erwürgen wäre, möchte es längst stranguliert sein.

Rantzau lachte gemütlich, während er einen tückischen Blick auf den Sprecher warf. Es komme auf den Arm an, sagte er. Herkules habe schon als Kind eine Schlange damit erdrückt.

Frankreich habe ernstlichere Feinde als Bayern, sagte Guébriant ablenkend.

Sein Herz dürste nun einmal nach Bayernblut, beharrte Rantzau, und es sei gefährlich, ein Gelüsten dieser Bestie nicht zu befriedigen.

Guébriant, der den steigenden Unwillen der deutschen Obersten bemerkte, fiel schnell mit den Worten ein, ein Held wie Rantzau neige natürlich dazu, den Feind zu unterschätzen. Bayern werde ihnen allen noch viel zu schaffen machen. Übrigens hoffe man in Frankreich, soviel er wisse, immer noch, den Kurfürsten zum Bundesgenossen zu gewinnen, und man habe ihn auch als unermüdlichen Kämpfer für die katholische Religion hochzuachten.

Rantzau zuckte die Schultern. „Ich bin ein guter Katholik," sagte er, „aber kein Pfaff."

Einer von den evangelischen Obersten sagte mit Bezug darauf, daß Rantzau, ein geborener Protestant, in Frankreich den Glauben gewechselt hatte, die Fledermäuse schlüge man

tot, wo man sie träfe, weil sie weder Vögel noch Vierfüßler wären, und Renegaten wären Fledermäuse.

„Über religiöse Fragen erhitze ich mich nicht," sagte Rantzau kalt, „das geht die Theologen an."

Damit erklärte sich Enghien einverstanden. „Ein Edelmann zieht den Hut vor der guten Dame Theologie," sagte er; „aber für nähere Untersuchung ist sie zu schlecht gelüftet."

Die Deutschen nahmen an solchen Reden Anstoß, wagten sich aber mit ihrer Entrüstung einstweilen nicht hervor; um so grimmiger wurmte der verhaltene Groll.

Bei der Belagerung von Rottweil wurde Marschall Guébriant von einer Falkonettkugel am Ellenbogen verwundet und mußte auf einer Bahre in sein Quartier zu Rottmünster getragen werden. Von Fieberfrost und scharfer Novemberkälte zugleich geschüttelt, versuchte er seine Gedanken festzuhalten und die Anwandlungen hilfloser Furcht zu verscheuchen. Vergiß nicht, sagte er zu sich, daß du ein Ritter und ein Christ bist, und halte dich gut in dem schwersten Kampfe, den du nun kämpfen mußt. Was auch kommen möge, bleibe du selbst und entehre dich nicht durch fruchtloses Gewinsel.

Die Wundärzte, die ihn empfingen, erklärten nach der Untersuchung, eine Operation vornehmen zu wollen. Ob es notwendig sei? fragte Guébriant.

„Ja freilich," antwortete der eine der Ärzte, „sonst könnte der Tod uns häßlich zuvorkommen."

Guébriant schloß die Augen, öffnete sie wieder und richtete sie mit heimlichem Flehen auf seine Peiniger. „Ist es sehr schmerzhaft?" fragte er.

Je nun, sagte der Arzt, wenn Guébriant stillhielte, ginge es desto schneller und schnitte man weniger daneben.

„Gott wird mir beistehen," sagte Guébriant mit einem schwachen Versuch zu lächeln. Während die Ärzte ihn nach Kräften bearbeiteten, preßte er die Hände und die Zähne zusammen, um jeden Klagelaut zu unterdrücken, wofür er ein Lob empfing. Die Geduld müsse einem schier dabei ausgehen, meinte der Arzt.

Die Schmerzen wären ja gering, stöhnte der Marschall, vergliche man sie mit denen, die der Heiland am Kreuz erlitten.

„Nun," sagte der Arzt, „wenn es nur nützt. Aber ich traue nicht recht, es schaut bös aus."

„Wie Gott will," sagte Guébriant, worauf er in Ohnmacht fiel.

Am folgenden Tage konnte er trotz des Wundfiebers die Anordnungen für den Fall seines Todes und für die zunächst vorzunehmenden Schritte treffen. Zunächst redete er dem General Rosen zu, welcher sich weigerte, unter Rantzaus Oberbefehl zu kämpfen, dessen Pläne unausführbar wären, und dem er die Schuld an einer soeben erlittenen schweren Niederlage zuschrieb. Ehm und die übrigen dächten wie er: von den dänischen Gecken und Prahlhansen machten sie ihre Soldatenehre nicht abhängig.

Guébriant stellte vor, daß Privatgefühle gegen die Sorge um das Gemeinwohl zurückstehen müßten, und erinnerte an den oft von Rosen gebilligten Grundsatz, ein christlicher Edelmann müsse sich auf die schwere Pflicht des Gehorsams so gut wie auf die des Befehlens verstehen.

Halb widerwillig gab Rosen wenigstens für die nächsten Operationen im Felde nach; dafür möge Guébriant ihm versprechen, daß er ihn wegen des unglücklichen Überfalls in Geislingen in Schutz nehmen wolle, wegen dessen seine Feinde ihn verklagten und verleumdeten.

Von einer gewissen allzu großen Sorglosigkeit, sagte Guébriant, sei Rosen in diesem Falle vielleicht nicht ganz freizusprechen; er glaube aber, daß Rosen die Nähe der bayrischen Truppen wirklich nicht hätte ahnen können, und er wolle das nach Paris melden. Dann bat er Rosen, unverbrüchlich beim Könige von Frankreich auszuharren. Ihm, Guébriant, sei es oft gelungen, das wankende Heer bei der Pflicht zu erhalten; diese Aufgabe möchte Rosen übernehmen, wenn er nicht mehr da wäre.

Rosen schnitt verzweifelte Gesichter und fuhr sich wild durch die Haare; endlich sagte er: sich nie von ihm, Guébriant, zu trennen, das wolle er bei seiner Ehre schwören, mehr nicht.

Guébriant seufzte, während zugleich ein Lächeln über sein leidendes Gesicht flog. Nachdem er dem Herzog Friedrich von Württemberg die Verteidigung der nunmehr eroberten Stadt Rottweil empfohlen hatte, schloß er die weltlichen Geschäfte ab. Nun, sagte er, gehöre er ganz Gott an.

Lange und eingehend unterhielt er sich mit seinem Beichtvater. Er habe sich bemüht, sagte er zu diesem, nach den Vorschriften des heiligen Glaubens zu leben; aber er habe es nicht getan. Jetzt, wo er sein Leben vom Ufer des Todes aus überblickte, erkenne er die begangenen Fehler. Er sei nicht frei von Hochmut, Eitelkeit und Neid gewesen.

Daß der Mensch gebrechlich und ihrer keiner unfehlbar sei, sagte der Beichtvater, das wisse Gott. Gott sehe das Herz und den Willen an. Ob Guébriant allen seinen Feinden vergeben habe?

Er wisse es nicht, sagte Guébriant, den Beichtvater ängstlich ansehend. Er könne die Worte wohl sagen, sei aber ungewiß, ob das Herz sie aufrichtig mitfühlte.

Der Beichtvater sprach flüsternd von dem schrecklichen

Lose, das des sündenvollen Menschen harre, und daß er keine Ursache hätte, solche zu hassen, wohl aber sie zu bemitleiden. Was hätten diejenigen davon, die ihn etwa verleumdet, zurückgesetzt, auf unehrliche Weise verfolgt und bekämpft hätten? Der Preis, um den sie sich der Sünde verdungen hätten, wäre nur eine vorgegaukelte Fata Morgana; indem sie danach griffen, stürzten sie in das verdeckte Grab unter ihren Füßen. Leere Träume neckten den Sünder und ließen ihn zuletzt allein in rabenschwarzer Finsternis. Hätte er Ursache, diese Unglücklichen zu hassen? Warum sollte er zögern, wenn er sie am Stabe der göttlichen Gnade der bodenlosen Höllentiefe entreißen könnte?

Guébriant führte die Hand des Geistlichen an seine Lippen und sah ihn mit verklärten Augen an. „Jetzt fühle ich nichts als Liebe für alle meine Mitgeschöpfe," sagte er. „Beten Sie für mich zu Gott."

Nachdem er die Sterbesakramente empfangen hatte, verfiel er in einen von stürmischen Traumbildern erfüllten Schlaf. Er glaubte, von seinem Rappen getragen, mitten in der Schlacht zu sein, wie sie in Wirklichkeit einige Tage später vorfiel und zu fast völliger Vernichtung seines Heeres führte. Die, welche sein Sterbebett umgaben, hörten ihn zuweilen in schmerzlicher Erregung rufen: Meine Armee! Sie ist verloren! und andere Worte, die darauf schließen ließen, daß er eine unaufhaltsame Flucht vergeblich zu hemmen suchte.

Schon waren Gerüchte von einer schweren Niederlage nach Rottweil gedrungen, als General Rosen an der Spitze der deutschen Reiter anlangte.

Das sei, soviel er wisse, sagte er zum Herzog von Württemberg, der Rest des Heeres; die übrigen wären gefangen oder tot. Das wären die Folgen davon, daß man sich

Rantzaus Willen gefügt hätte. Die Auflösung sei so vollständig gewesen, daß er nichts anderes mehr hätte tun können, als für die eigene Rettung und die der ihm übriggebliebenen Truppen zu sorgen. Er wolle schleunig weiter, denn der Feind sei ihm auf den Fersen. Der Herzog werde unter diesen Umständen Rottweil nicht lange halten können.

Er wolle das Mögliche tun, sagte dieser; Rosen solle Guébriants Leiche mitnehmen, damit sie nicht in Feindeshand fiele.

Wenn alles bereit sei, sagte Rosen, wolle er es gern tun; aber warten könne er nicht.

Demnach wurde der Leichnam eilig auf einen Wagen gepackt und von den Fliehenden über die Berge nach Breisach mitgeschleppt, wo ihn Erlach empfing. Von dort zog er langsam und feierlich durch Frankreich und langte am Vorabend des Weihnachtsfestes in Paris an.

Kaiser Ferdinand kniete seit einer halben Stunde vor seinem Marienbilde in der Thomaskirche in Prag, als die Sonne aufging und ein durch das gegenüberliegende Fenster fallender Lichtstrahl sich wie ein hübscher bunter Vogel auf seine Schulter setzte. Er stand auf, von seinen herzuspringenden Begleitern unterstützt, blickte sich triumphierend um, verneigte und bekreuzte sich noch mehrere Male vor dem Bilde und verließ die Kirche, um zur Burg hinaufzufahren. In seinem Schlafzimmer angekommen, legte er seine Lockenperücke und seinen Oberrock ab, ließ sich einen Schlafrock umhängen und löffelte die Schleimsuppe aus, die ihm gebracht war. Nun schmecke es ihm zum ersten Male seit acht Tagen wieder, sagte er zu seinem Kammerdiener, nachdem er seinen Vorsatz ausgeführt hätte: eine Woche lang nämlich habe er

von fünf bis sieben Uhr in sämtlichen Kirchen Prags gebetet.

Ach Gott, rief der Kammerdiener die Hände zusammenschlagend aus, das sei es also gewesen! Sie hätten es in der Dienerschaft alle gemerkt, daß die Majestät ein großes Werk betriebe. Er habe auch wohl gedacht, es möchte ein Gelübde sein; aber eben darauf wäre er nie verfallen.

Der Kaiser nickte und lächelte. Sie sollten aufpassen, sagte er, ob nicht heute oder morgen die Nachricht eines großen Sieges hereinkäme. Als er das letzte Gebet gesprochen hätte, sei seine Brust von einem merklichen Gefühl herrlicher Gewißheit erfüllt worden.

Das könne ja auch nicht anders sein, sagte der Kammerdiener. Nun begreife er auch, warum gerade um sieben Uhr, kurz bevor der Kaiser heraufgefahren wäre, der Himmel sich so absonderlich aufgeführt hätte. Er habe sich unterstanden, dem Herrn Grafen Trautmansdorff, der eben die Treppe heruntergekommen wäre, zu sagen, er solle doch zum Fenster hinaussehen, ihm komme es so vor, als ob die Sonne eben einen Luftsprung gemacht hätte. Es sei dann zwar nichts mehr davon zu sehen gewesen, er möchte aber seine Seligkeit verschwören, daß die Sonne einen dreimaligen Luftsprung getan und daß das einen großen Tag zu bedeuten hätte.

Am Tage darauf kam Lobkowitz und erzählte, was er durch einen seiner Stallknechte, der um vier Uhr morgens die Pferde zu putzen pflege, gehört hätte. Bauern, die in der Frühe in die Stadt gekommen wären, hätten berichtet, die Dörfer wären voller Flüchtlinge, die sähen so übel aus, daß man nicht das Herz hätte, sie totzuschlagen.

„Was für Flüchtlinge?“ fragte der Kaiser und sah Lobkowitz verwirrt an; die Schweden, fuhr er fort, würden sich doch nicht auf Prag retirieren.

Nein, sagte Lobkowitz, wenn das Geschwätz sich als wahr erwiese, so wären es Bayern, und die Zunge hinge ihnen aus dem Halse vor lauter Laufen. Es solle eine große Schlacht um Tabor herum stattgefunden haben. Da es aber leicht bloßes Gerede des hämischen Pöbels sein könnte, habe er Leute ausgeschickt, um sich zu erkundigen, und hoffe, daß sie noch im Laufe des Tages sichere Nachricht brächten.

Es müsse durchaus ein Irrtum sein, sagte der Kaiser ratlos, da er so sichere Zeichen von der heiligen Jungfrau gehabt hätte. Im Vertrauen auf sein Gelübde habe er den Generalen den Befehl gegeben, die Schlacht zu wagen und den Feind zu besiegen. Oder ob vielleicht das Verzeichnis der Prager Kirchen unrichtig gewesen sei? sagte er, plötzlich erschreckend. Dann hätte er nicht alle Kirchen durchgebetet?

Lobkowitz sprach seine Überzeugung aus, daß es mit dem Verzeichnis seine Richtigkeit hätte. Man sei mit dem Götz doch übel beraten, und der Werth sei zwar tapfer, am Verstande, eine Schlacht zu dirigieren, fehle es aber. Er könne nicht ohne Seufzen an den Erzherzog Leopold Wilhelm und den Fürsten Piccolomini denken.

Man wisse doch aber, meinte der Kaiser, wie es vor drei Jahren bei Leipzig zugegangen wäre.

Damals sei vieles zusammengekommen, sagte Lobkowitz; wider die Launen der Fortuna könne einmal niemand.

Es komme alles auf die Gnade Gottes und die Fürbitte der heiligen Jungfrau an, sagte der Kaiser, sich Mut zusprechend, und er könne sich nicht denken, warum Gott die heilige Jungfrau nicht erhörte, ebensowenig, warum die heilige Jungfrau sein Gebet verworfen haben sollte.

Der Abend brachte Bestätigung der schlimmsten Gerüchte. Es sei allerdings ein großer Sieg erfochten worden, meldete Lobkowitz dem Kaiser, Hatzfeld habe die Schweden

in die Flucht geschlagen, daß es eine Lust gewesen sei, aber der tolle Götz habe seinen Flügel unsinnig aufgestellt und zusammenhauen lassen, den Eigensinn auch gleich selbst mit dem Leben bezahlt, und der Werth habe wie immer seine Weise für sich blasen wollen, wobei denn freilich ein abscheuliches Konzert herauskommen müsse. Dagegen habe denn Hatzfeld nichts ausrichten können und sei leider gefangen, werde wohl demnächst von sich hören lassen.

Des Kaisers Gesicht wurde fahl und schlaff, die Unterlippe hing ihm lang herunter und seine matten Augen verschleierten sich, so daß Lobkowitz und der alte Schlick in große Verlegenheit gerieten.

Es sei am Ende das ärgste nicht, sagte Lobkowitz, daß sie des Götz ledig wären, den der Kurfürst von Bayern besser im Gefängnis gelassen oder vollends justifiziert hätte; dann wäre er schon seit sechs Jahren tot.

Ja, man habe jetzt statt dreier Generale einen, fügte Schlick hinzu, damit sei schon etwas gewonnen. Übrigens werde Gott, der stets den Feinden des hohen Erzhauses zur rechten Zeit den Garaus gemacht hätte, mit dem lahmen Torstensson auch nicht lange mehr feiern. Er sei schon so voll Gicht, daß er nicht mehr gehen und stehen könne, lasse sich nur für die Schlacht aufs Pferd binden.

Zu allererst, sagte Lobkowitz, müsse man jetzt daran denken, des Kaisers hohe Person in Sicherheit zu bringen. Er möge geruhen Befehl zu geben, daß man schleunig nach Wien aufbräche.

Der Kaiser hob langsam den Kopf und sah Lobkowitz tieftraurig an. Sein Kopf war schwer und wirr von qualvollen Gedanken. Führte denn die heilige Jungfrau ihn irre? Verspottete sie ihn? Was war die Ursache, daß sie, der er sein Leben lang gedient hatte, ihn solchen Schimpf erleiden,

die schwedischen Ketzer über ihn triumphieren ließ? Mißbilligte es Gott vielleicht, daß er mit dem katholischen König von Frankreich Krieg führte? Aber Frankreich hatte ihn doch angegriffen! Frankreich hatte von jeher die Ketzer gegen ihn aufgehetzt!

Die Majestät habe gewiß wieder ihre Magenschmerzen, sagte Lobkowitz nach einer Pause; ob er nicht vor der Reise noch schnell purgieren wolle?

Es schien nicht, als ob Ferdinand verstanden hätte; er sah Lobkowitz starr an und sagte: Musik! er wolle Musik! worauf ein italienischer Kammerdiener, der zur Laute singen konnte, gerufen wurde und dem Kaiser Musik machte, bis er so weit war, daß er sich zur Abreise herrichten lassen konnte.

In Wien hatte Lobkowitz einen glücklichen Einfall, um den niedergeschlagenen Kaiser zu trösten: er erinnerte ihn daran, daß er die Errichtung der Mariensäule, die er gelobt hatte, beschleunigen und dadurch die Jungfrau sich geneigter machen könne. Durch diese Aussicht neu belebt, ließ der Kaiser sofort den Direktor der dazu eingesetzten Kommission kommen, trieb ihn zu größerem Eifer an und sprach auch selbst mit dem italienischen Baumeister, dem das Werk übertragen war. Die heilige Jungfrau, erklärte er diesem, solle von dicken Wolken und Engeln getragen werden, daß es einen ordentlichen Haufen gäbe; mit den trockenen altmodischen Figuren könne er sich nicht genügen lassen.

Daran solle es nicht fehlen, sagte der Italiener verständnisvoll, die Madonna könne auch einen fliegenden Mantel mit vielen Bäuschen bekommen, daß er auch Wolken gliche, die Säule könne er verdreht machen, und ein Springbrunnen könne auch dabei sein.

Von dem Springbrunnen wollte der Kaiser nichts wissen, das verteuere die Sache nur; aber ein Höllendrachen solle

zu Füßen der Jungfrau die giftige Seele aushauchen, der könne sich stark ringeln und überschlagen und solle zugleich ein Symbolum für die Irrgläubigen aller Zeiten sein.

In der Herberge des Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, kaiserlichen Gesandten am Friedenskongreß zu Münster, saßen der herzoglich braunschweigische Gesandte, Dr. Lampadius, und mehrere andere Herren, um zu beraten, ob und in welcher Weise sie sich an der Einholung des französischen Hauptgesandten, des Herzogs von Longueville, beteiligen wollten. Dieser lag seit einiger Zeit vor Münster, weigerte sich aber einzuziehen, wenn ihm nicht der Titel Altesse zugestanden würde, auf den er, aus königlichem Blut entsprossen, Anspruch habe.

Der Graf von Nassau sagte, die Augen tiefsinnig in einen Winkel bohrend, es sei seine Meinung, diese Titulatur könne dem Herzog ohne schädliche Konsequenzen nicht zugebilligt werden. Altesse entspreche nämlich dem italienischen Altezza und gebühre nur regierenden fürstlichen Häuptern, unter die der Herzog von Longueville nun einmal durchaus nicht zu rechnen sei.

Ja, die französische Vanigloriosität, sagte Dr. Lampadius lächelnd, treibe wunderliche Blüten hervor; allein man setze billigerweise zuweilen das utile und die Opportunität dem Buchstaben voran, wie man ja auch beim Honigmachen wohl die Körbe mit einem guten Geruch bestriche, damit die Bienen sich nur niederließen und ihr fleißiges Werk begönnen.

Ja, sagte der Graf von Nassau, wenn es ohne Präjudiz geschehen könnte, so wolle er auch nicht absolut dawider sein.

Das sei doch auch eine bedenkliche Sache, sagte der Frankfurter Gesandte, daß der König von Frankreich an die Kurfürsten und andere Stände, zum Beispiel an seine regierenden

Herren, Einladungen zur Friedensversammlung habe ausgehen lassen. Man wisse seinerorts nicht, was man dazu sagen und wie man sich dazu verhalten solle.

Wie? rief der Graf von Nassau. Davon sei ihm noch nichts bekannt! Das habe ja das Aussehen, als ob es der kaiserlichen Majestät zum Despekt gereichen sollte?

Es sei eine abscheuliche Extravaganz, sagte Dr. Lampadius. Man wisse bald nicht mehr, wo Kopf und wo Schwanz sei, und wo man seine Reverenz anzubringen hätte.

Ob denn die Stände, fragte der Graf von Nassau, auf dergleichen Ungebührlichkeit geantwortet oder wenigstens bei der Antwort die Impertinenz deutlich angezogen hätten?

Was seine Regierung anbelange, erwiderte der Frankfurter Gesandte, so wisse er nicht, ob sie sich von ihrer Perplexität schon erholt hätten.

Wenn nur, seufzte der Graf von Nassau, Seine Exzellenz der Graf von Trautmansdorff einmal anrücken möchte! Die Last erdrücke ihn fast, und er wisse nicht mehr, wie er sich durch die vielfältigen Ansprüche, Übergriffe und Verstöße durchwinden solle, ohne daß dem kaiserlichen Ansehen irgendwie und irgendwo Abbruch geschähe. Das Säkulum sei ja leider, er müsse es sagen, so stolz und verwegen, daß keiner sich mehr dem schuldigen Respekt unterziehen wollte, der ihm obläge.

Allerdings, sagte Dr. Lampadius; so wollten die kurfürstlichen Gesandten um jeden Preis als Exzellenzen angesehen und traktiert werden. Das habe scharfe Gedanken in fürstlichen Kreisen gemacht. Man habe sich da mit der Ansicht getragen, es sollten vielmehr die kurfürstlichen Buckel abgehobelt werden, daß es eine ordentliche platte Ebene gäbe.

Das gehe doch aber gegen die Güldene Bulle, wandte der Graf von Nassau die Stirne faltend ein, und die Güldene

Bulle könne man sowenig aus der Welt schaffen, wie man die Sonne vom Himmel reißen könne.

Er gehöre auch nicht zu den ungestümen, titanischen Köpfen, sagte Dr. Lampadius, sondern sei für die Stabilität; denn es sei nun einmal so, daß das Dach einstürzte, wenn man die Mauern wegrisse. Darum sei seine Ansicht, die Kurfürsten sollten sich mit der altbewährten, vielfach beglaubigten Titulatur begnügen, weil, wer zu hoch steigen wolle, öfters zu Falle käme.

Der fürstlich fuldasche Gesandte erlaubte sich zu bemerken, der hochselige Kaiser Ferdinand II. habe vielleicht ein wenig zu hoch gegriffen, indem er dem Kurfürsten von Sachsen die Durchlauchtigkeit bewilligt habe; damit sei der unersättlichen Ambition Tür und Tor geöffnet.

Bei diesem Punkte waren die Herren angelangt, als ein kurfürstlich mainzischer Gesandter erschien und nach geschehenen Komplimenten auf sein Anliegen kam; nämlich daß die schwedische Gesandtschaft zu Osnabrück ein Libell verfaßt und im Druck habe erscheinen lassen, in dem sie sich injuriös über die münstersche Versammlung ausgesprochen hätten. Sie hätten darin von den Anstrengungen gesprochen, die die Herren Schweden zur Wiedererlangung des kostbaren Friedens gemacht hätten, auch allerlei Dokumente zum Beweise vorgebracht, sodann höhnisch auf die Reichsstände gestichelt, die es zumeist anginge, die aber zur Effektuierung nichts tun wollten. Über die zu Münster hätten sie noch insbesondere gesagt, daß sie sine modo et methodo vorgingen, und daß trotz aller Aufforderungen noch nicht so viel Gesandte beisammen wären, um nur ein vollzähliges Kollegium auszumachen.

Das sei ja leider nur allzu wahr, sagte der Frankfurter Gesandte, daß sich so viele von den geehrten Herren Ständen

noch immer nicht blicken ließen. Sie wären aber erhaltenen Briefen zufolge, sagte der Graf von Nassau, bereits in motu und einige sogar in procinctu.

„Eile mit Weile!" sagte der fuldasche Gesandte. „Gut Ding will Weile haben und Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden." Die Herren Schweden könnten ihren Sack nicht schnell genug füllen, wollten alles auf gustavische Weise, holterdiepolter, exequieren, und sollten doch bedenken, was für einen bösen Fall der verstorbene König bei seinem Ungestüm getan hätte.

Es möchte doch aber angezeigt sein, sagte Dr. Lampadius, daß man den Lästerern in aller Gelindigkeit übers Maul führe und sie eines Besseren belehrte. Daher nehme er sich ganz unvorgreiflich die Freimütigkeit heraus, zu erinnern, ob nicht demnächst effective vorgegangen, das heißt, irgendeine Sache realiter angegriffen werden könnte.

Man könne etwa darüber eins werden, schlug der Graf von Nassau vor, wie es mit der Einholung des Herzogs von Longueville gehalten werden solle.

Der hessen-darmstädtische und der hessen-kasselsche Gesandte würden schwerlich unter einen Hut zu bringen sein, meinte der Frankfurter. Das hessische Unwesen schlage ja wieder in hellen Flammen aus, nachdem man es kaum gedämpft geglaubt hätte.

Sie wären über das corpus delicti wieder auf einen neuen Zankapfel geraten, sagte Dr. Lampadius lächelnd. Marburg werde die hessische Witwe wohl nicht wieder aus den Händen lassen; er wolle das zwar nicht billigen, aber ihm komme vor, als sei ihr von darmstädtischer Seite doch zuviel geschehen.

Der Graf von Nassau wollte das dahingestellt sein lassen, war aber der Ansicht, die Landgräfin habe das Völkerrecht

gar zu sehr beiseitegesetzt und nach Art der Schnapphähne um sich gegriffen.

Nach allerlei Weiterungen kam es zu dem Beschlusse, den Herzog von Longueville feierlich einzuholen, wovon sich nur der venezianische Gesandte ausschloß, da er vor den Kurfürsten zu fahren beanspruchte, was als eine Absurdität abgelehnt wurde.

Deswegen hielt er in italienischer Sprache eine lebhafte Rede, in der er das unerreichte Alter seiner Republik herausstrich und viele Fälle aufzählte, in denen venezianische Gesandte den Vorrang vor sämtlichen anderen Gesandten gehabt hätten.

Nachdem die Anwesenden seine Rede stillschweigend angehört hatten, erinnerten sie ihn daran, daß sie nicht Italienisch verständen, worauf er seine weißen Zähne zeigte und die Oration auf lateinisch wiederholte.

Ob dergleichen in Italien für lateinisch angesehen würde? flüsterte Dr. Lampadius seinem Nachbar zu; er halte es für Kauderwelsch. Der lachte bis zu Tränen und antwortete, ob es tatarisch oder chinesisch sei, die Prätensionen des Gesandten wären durchaus venezianisch.

Nichtsdestoweniger wurde der Herzog von Longueville von den übrigen Gesandten eingeholt, die allerdings an dem Gepränge, das er entfaltete, großen Anstoß nahmen. Es dauerte über eine Stunde, bis alle Vorreiter, Reiter, Kutschen, Leibwachen, Lakaien, Trompeter und was mehr vorbeipassiert waren, und die Augen wurden von seidenen und damastenen Decken, goldenen und silbernen Wappen, karminroten und azurblauen Farben fast geblendet.

Durch das Dorf Bruck im Thüringischen humpelte an spätem Abend eine Reisekutsche, schleppte sich mühsam

von der Stelle und hielt plötzlich, nicht weit von der Kirche, mit einem Ruck an. Nach einer Weile wurde der Schlag geöffnet, und ein eulenhaftes Gesicht mit einer Nachtmütze erschien und fragte, mißtrauisch herumschnuppernd, was vorgefallen sei? Er sei Abgesandter zum Friedenskongreß, mit Paß und Salvakondukt versehen, wer ihm nur ein Haar auf dem Haupte anrührte, würde das atroce crimen und Majestätsinjurie an Rad und Galgen zu bereuen haben. Der Kutscher war indessen von seinem Sitz heruntergestiegen und sagte, als der Herr seine Ansprache beendet hatte, es wären keine Räuber da; aber die Kutsche sitze im Schlamme fest.

So solle er sie wieder herausholen, rief der Herr zornig.

Die berittenen Begleiter der Kutsche versammelten sich nun gleichfalls, betrachteten den Schaden und stellten fest, daß die Kutsche ein Stück weit durch den ärgsten Morast geschoben werden müsse, da sie sonst sogleich wieder festsitzen würde. Ein paar Bauern wurden geholt, um zu helfen, und der Leutnant, der die Reiter anführte, schlug dem Herrn vor, inzwischen einen Imbiß im Wirtshause einzunehmen.

Es scheine nur ein schlechtes Dörflein zu sein, sagte dieser, er wolle lieber am Flecke verweilen, bis er wieder einsitzen könnte. Während der Diener ihm die Pantoffeln abzog und in die Stiefel half, und der Leutnant ihn wegen seines ungewöhnlichen, beinahe römischen Heroismus bewunderte, wurde plötzlich ein langgezogenes Singen von einer hohen, hellen Knabenstimme hörbar. „Was ist das? Was für ein Mäuslein pfeift da so lieblich?“ fragte einer von den Reitern.

Es scheine aus der Kirche zu kommen, sagte der Leutnant, indem er die struppigen, tropfenden Zweige auseinanderbog und nach der niedrigen Kirche hinübersah.

Die Bauern, die gefragt wurden, ob Gottesdienst wäre,

schüttelten den Kopf und sagten, die Kirche sei dunkel, und die Leute im Dorfe schliefen schon; sie wüßten nicht, was es wäre.

Es klinge so, sagte der Gesandte, als komme es vom Himmel herunter, und vielleicht wäre es ein himmlisches Trostlied, das ihm von Engeln dargebracht würde; er wolle an dieser Stelle zur Erinnerung an seine wunderbare göttliche Errettung eine Kapelle errichten lassen.

Als die Gesellschaft sich weiterbewegt hatte, unterhielten sich die Dorfleute, zu denen sich auch Pfarrer und Küster gesellten, weiter über das Singen, welches ihnen trotz der Vermutung des fremden Reisenden eher aus der Kirche als vom Himmel zu dringen schien. Die Untersuchung ergab indessen, daß es von einem aussätzigen Knaben ausging, der von seinen Eltern wegen der gefürchteten Krankheit aus dem Hause gestoßen war und in einer verödeten Hundehütte Zuflucht gesucht hatte. Auf Befragen, wozu sich die Gänsehirtin des Dorfes, eine alte Frau, entschloß, behauptete der Knabe, sich nicht aus seiner Hütte entfernt zu haben, doch ging andererseits aus seinen unklaren Reden hervor, daß er den Eindruck einer prächtigen und feierlichen Umgebung empfangen hatte.

Der Küster sagte, daß der Gesang aus der Kirche herausgekommen sei, wohin der Knabe also offenbar durch ein göttliches Wunder im Schlafe versetzt worden sei; es gehe ja auch schon das nicht natürlich zu, daß ein Kind, welches von niederer Herkunft, übel aufgezogen und ganz ungelehrt sei, so herrliche, fromme und gar lateinische Gesänge von sich gäbe. Wirklich sang der Knabe nur in einem nachtwandlerischen Zustande und wußte im Wachen nicht nur nichts davon, sondern brachte überhaupt kaum ein paar leidliche Töne zusammen.

Die alte Gänsehirtin erbot sich, den heiligen Knaben bei sich aufzunehmen; es wurde ihm ein reinliches Bett hergerichtet, und er empfing nun fast täglich Besuch, namentlich von dem Amtmann des Dorfes, von mehreren auswärtigen Geistlichen und einem frommen Grafen, der ein besonderes Interesse für Wunder, Mißgeburten, Gesichte und andere unerklärliche Phänomene hatte.

Eines Tages saßen zwei Pfarrer, ein Arzt und der fromme Graf zusammen am Lager des schlafenden Knaben, um etwaige Äußerungen desselben aufzufangen, die Aufschluß über Gottes Absichten in betreff dieses Wunders geben könnten. Für ein sichtbares Wunder halte er es, bemerkte der Arzt, daß der Knabe fünf Tage lang in der Hundehütte ohne Nahrung gelebt hätte; wenigstens verhalte es sich so nach seiner Aussage.

Nicht so ganz, sagte der eine Pfarrer; er habe ausgesagt, daß Engel gekommen wären und ihm wunderliebliche Speisen gebracht hätten.

Das möchte doch als ein Traum zu betrachten sein, sagte der Arzt.

Warum? entgegnete der Pfarrer; es sei doch aus der Bibel bekannt, daß Elias in der Wüste von Raben gespeist worden sei.

Bibel! Bibel! sagte der Arzt, ungeduldig die Schultern zuckend; die solle man nicht anziehen, um gegenwärtige Ereignisse zu erklären. Übrigens wären die englischen Speisen offenbar nicht nahrhaft gewesen, denn der Knabe sei nichts als Haut und Knochen.

Ihm scheine es das beste zu sein, sagte der Graf, sich ins Mittel legend, daß man den Knaben nochmals befragte, was für Speisen die Engel ihm vorgesetzt hätten. Wenn er dann in Verlegenheit geriete, dürfe man billig einigem Zweifel Raum geben.

Inzwischen, bis der Knabe erwacht sei, schritt man dazu, ihn zum Weissagen zu veranlassen, und begann mit der Frage, ob der liebe Friede das geplagte Deutsche Reich bald beglücken werde.

Noch nicht, antwortete der Knabe; es müsse noch viel Blut fließen, so viel, bis die Erde davon tropfte und ausgerungen werden könnte wie ein gewaschenes Hemd.

Ob denn, wenn der Friede einmal käme, die evangelische Kirche triumphieren würde? fragte der eine Pfarrer.

Wenn einmal Frieden wäre, antwortete der Knabe, dann würden die evangelische und die katholische Kirche friedlich wie zwei Schwestern nebeneinander regieren.

Der Pfarrer fuhr enttäuscht und bestürzt zurück. O weh, sagte er, wo bliebe da der Friede, wenn man mit Papisten regieren sollte, denen die Hände nicht fest gebunden wären!

Den Friedhässigen würden allerdings die Hände gebunden werden, sagte der Knabe, daß sie von Übergriffen und Händelsuchen lassen müßten.

Der Pfarrer schüttelte unzufrieden den Kopf. Die Katze lasse das Mausen nicht, sagte er, und Wölfe blieben Wölfe, wenn sie auch einen Schafspelz anzögen.

Der Knabe habe es doch aber geweissagt, wandte der Graf ein; es werde das beste sein, daß man sich vorderhand brüderlich einrichtete.

Vorderhand! rief der Pfarrer. Gott habe kein Wohlgefallen an solchen Ausflüchten. Dann würde man das kalvinistische Unkraut etwa auch erleiden sollen!

Der Graf machte den Vorschlag, den Knaben wegen der Kalvinisten noch einmal besonders zu befragen, welcher antwortete, nein, es sollten nur Katholiken und Evangelische, sonst aber niemand geduldet werden. Alle andern Religionen würden ausgereutet und abgeschafft werden.

Hiermit waren die beiden Pfarrer ausnehmend zufrieden und sagten, wenn nur die verfluchten Sektierer abgeschafft würden, möchte eine leidliche Toleranz wohl hingehen; hingegen sagte der Arzt, er sehe nicht ein, wie es auf diese Art überhaupt zum Frieden kommen sollte, da die Landgräfin von Hessen mit Recht erklärt hätte, sie wolle die Waffen nicht niederlegen, außer wenn die Reformierten in den Frieden einbegriffen würden.

Mit Recht? wiederholte der eine Pfarrer höhnisch, und der Graf sagte lächelnd, man dürfe die Höflichkeit gegen die Damen nicht zu weit treiben.

Solange die kalvinischen Brandstifter sich frei im Reiche zeigen dürften, fügte der andere Pfarrer hinzu, werde man sich des teuer erkauften Friedens wenig erfreuen können.

Sie wären aber einmal da, sagte der Arzt gereizt.

Ja, die Pest wäre auch zuweilen da, lächelte der Graf; ob man sie deswegen dulden sollte?

Warum der Arzt sich überhaupt der Kalvinisten annähme? fragte der Pfarrer.

Er sei gut lutherisch, beteuerte der Arzt; aber es gehörten hohe und siegreiche Häupter zu den Reformierten, wie zum Beispiel auch der Kurfürst von Brandenburg.

Darauf solle er sich nur nicht steifen, rief der Pfarrer, mit den Stolzen räumte Gott am ersten auf, wenn er sich ihrer auch eine Zeitlang als Geißel bediente.

Es entstand ein heftiger Auftritt unter den Männern, dem der Knabe verstohlen aus furchtsamen, tückischen Augen zusah, und den zu beendigen der Weisheit des frommen Grafen nur mit Mühe gelang.

Der kursächsische Prediger Dr. Hülsmann verabschiedete sich vom Kurfürsten und der Kurfürstin, bevor er sich

nach Thorn zu dem Religionsfriedensgespräch begab, das der König von Polen zum Zweck einer friedlichen Verständigung der drei christlichen Konfessionen einberufen hatte, und trug das lutherische Glaubensbekenntnis vor, das er einzureichen gedachte. Der Kurfürst nickte befriedigt und sagte, daß er die Schrift gut und recht und in allen Stücken mit dem lutherischen Katechismus übereinstimmend finde. Hülsmann könne aber noch betonen, daß die Protestanten den wahren, gereinigten katholischen Glauben hätten, während die Papisten heidnischer Abgötterei verfallen wären und sich allerhöchstens römisch-katholisch nennen dürften.

Der Kurfürst ging nämlich damit um, einen Neutralitätsvertrag mit Schweden abzuschließen, und sprach sich seitdem feindselig gegen den Kaiser und die Katholiken aus.

Hülsmann sei hoffentlich gut gewappnet, setzte er hinzu; denn der Dr. Bergius werde seine vorlaute, flinke Zunge wieder tüchtig geschmiert haben.

Der kurfürstlich brandenburgische Hofprediger Bergius war wegen seiner Beredsamkeit bei Disputationen sehr gefürchtet und hatte im Jahre 1631, als Johann Georg bei Gelegenheit des Leipziger Konvents ein theologisches Gespräch veranstaltete, den Dr. Hoë heftig angegriffen, auch hernach mehrere Streitschriften mit ihm gewechselt.

Wenn der Hoë nicht darüber hingestorben wäre, sagte der Kurfürst, hätte er den Bergius sicherlich aus dem Felde geschlagen; denn wenn es darauf angekommen wäre, habe der Hoë ein Maul wie eine Metzgerfaust gehabt, womit man Ochsen niederschlagen könnte.

Der Bergius habe dem Hoë zu Leipzig aber scharf zugesetzt, bemerkte die Kurfürstin; der Hoë habe sich zwar nach seiner Art in die Brust geworfen, mit Gründen aber nicht mehr verantworten können.

Ja, darum solle man sich eigentlich mit den kalvinischen Windhunden gar nicht einlassen, sagte der Kurfürst. Er habe es damals auch nur getan, um sie vor aller Welt bloßzustellen und den Schaden Josephs aufzudecken. Vom König von Polen sei es aber ein alberner Vorwitz, der könne nicht einmal seinen unbotmäßigen Adel im Zaume halten, und was Glaubenssachen anbelange, so könne er wohl seinen Rosenkranz herunterbeten, aber von Auslegung der Heiligen Schrift verstehe er nichts.

Es verlaute, sagte Dr. Hülsmann mit nachsichtigem Lächeln, der König habe sich seit einigen Wochen ernstlich in die Materie vertieft. Daß gerade der König von Polen sich der Glaubenssachen annehme, sei allerdings lächerlich genug, wo ja Polen ein Schlupfwinkel für allerhand Ketzer sei, so zum Beispiel der greulichen, gottlosen Sozinianer, und gründlich ausgeräuchert werden müsse.

Der Kurfürst erkundigte sich, was für eine Bewandtnis es mit den Sozinianern habe, worauf Hülsmann erklärte, es hapere bedenklich mit der Dreifaltigkeit, und wenn man nicht an die drei Personen glaube, so solle man mit seinem ruchlosen Atheismus lieber gleich offen herausfahren.

Der König von Polen sei wohl toll und voll, solchen Giftsamen über sein eigenes Land auszustreuen, sagte der Kurfürst. Das sei eine häßliche Nachbarschaft für den Kurfürsten von Brandenburg.

Es lasse sich bereits spüren, sagte Hülsmann. Mit dem Kalvinismus hebe es gemeiniglich an, und dem Symptom pflege die ganze Pest ungesäumt nachzufolgen.

Die Kurfürstin wünschte dem Doktor ein glückliches Überstehen der mühseligen Reise und des gefährlichen Aufenthaltes. Sie habe schon mehrere Nächte von Heuschrecken

geträumt und sei deshalb in großen Sorgen. Es könne ja leicht ein allgemeiner Aufruhr bei dem Religionsfriedensgespräch entstehen, und etwa würden die frommen Lutheraner ein Opfer der abscheulichen Jesuiten werden.

Dergleichen sei allerdings zu befürchten, sagte Dr. Hülsmann, er habe aber Briefe aus Danzig und Elbing erhalten, daß diese Städte etliche hundert Bewaffneter bereitzuhalten vorhätten, damit man sich bei einem etwa ausbrechenden Krawall ihrer bedienen könnte. Infolgedessen sei er ganz ruhig, besonders auch im Vertrauen auf seine Unschuld und Gottes Gerechtigkeit, der seine Kirche nicht werde untergehen lassen. Er habe ja auch kurfürstlich sächsische, königlich polnische und kurfürstlich brandenburgische Geleitsbriefe und sei zum Überfluß mit Waffen versehen, von denen die beste das liebe Gebet wäre.

Die erste Sitzung wurde von dem Vorsitzenden Reichskanzler Ossolinsky mit einer Rede eröffnet, in der er den König von Polen als Urheber der Versammlung pries und seine Absichten im einzelnen auseinandersetzte. In der Meinung, daß beim Disputieren nichts anderes herauskomme, als daß man sich gegenseitig die Haare ausraufe, wolle der König durchaus kein Disputieren leiden. Es solle vielmehr ein jeglicher die Glaubenssätze seines Bekenntnisses klar und deutlich auseinandersetzen, damit alle begriffen, worin sie eigentlich miteinander übereinstimmten oder voneinander abwichen. Käme man darüber einmal zur Einsicht, so würde eine gegenseitige Verständigung gewiß leicht herbeigeführt werden können.

Nachdem noch einige Tage über den Modus beratschlagt worden war, legten die Katholiken den Lutheranern gewisse Fragepunkte vor, hauptsächlich, ob sie alle Schriften des Dr. Martin Luther für maßgebend hielten. Da die Evangeli-

schen ohne Besinnen antworteten, das täten sie, fragten die Katholiken weiter, ob sie denn den Papst auch für den Antichrist hielten, worauf die Evangelischen antworteten, das täten sie freilich, und das sei er auch. Gegen diese Erklärung protestierten die Katholiken, wogegen die Evangelischen reprotestierten, was nicht ohne Getümmel vor sich ging.

Inzwischen hatten die Reformierten, die bis dahin wenig berücksichtigt waren, auch eine Konfession verfertigt und eingereicht, in welcher sie unter anderem sagten, daß ihre Richtschnur die volle, sonnenklare Wahrheit wäre, und daß diejenigen, welche sie nicht dulden wollten, sondern sie mit Feuer und Schwert verfolgten, nicht für Christen, vielmehr für Antichristen zu halten wären.

Diesen Angriff betrachteten die Katholiken als auf sie gemünzt und protestierten dagegen, während die Evangelischen, obwohl sie manches an dem Bekenntnis der Reformierten auszusetzen hatten, sie doch wegen dieses furchtlosen Aufpochens lobten.

Der Vorsitzende der Katholiken, ein Jesuit, hielt nun eine Rede, die nach Ansicht der Evangelischen nach außen verzuckert, aber innerlich voll Galle war, in welcher er ausführte, es sei der Wille des Königs, daß man sich aller Sticheleien enthalte und nur die christliche Liebe und den ersehnten Frieden im Auge habe; daß er und seine Glaubensgenossen infolgedessen dem widrigen Gegenteil bis jetzt eitel Liebe entgegengebracht hätten und wie Lämmer gewesen wären, die mit einfältigem, gutherzigem Blöken ihre Blümlein geweidet hätten; daß aber auch Lämmer, wenn sie von bissigen Hunden angebellt würden, aus ihrer üblichen Sanftmut aufgereizt werden müßten.

Die Evangelischen verwahrten sich dagegen, daß sie mit bellenden Hunden verglichen würden.

Von Hunden wolle er nichts sagen, erwiderte der Jesuit; aber gebellt hätten sie, das könne jedermann bezeugen.

Die Reformierten protestierten gegen den Ausdruck und sagten, das sei nur Empfindlichkeit, indem die Katholiken die pure Wahrheit, die in ihrem Bekenntnis enthalten wäre, nicht zu widerlegen wüßten.

Abgesehen davon, sagte der Jesuit, daß der König alles und jedes Disputieren durchaus untersagt hätte, so brauchten sie sich nicht mit Widerlegen vermeintlicher Wahrheit zu befassen, da sie im Besitz der Offenbarung Gottes wären, und also jeder, der von ihnen abwiche, sich wider Gott setzte.

Hieran knüpften die Katholiken die Erklärung, daß die Evangelischen und Ketzer überhaupt sich sehr irrten, wenn sie etwa glaubten, sie, die Katholiken, würden auch nur das geringste von ihrem allein wahren, alleinseligmachenden Glauben ablassen. Nein, nichts, nichts, nichts würden sie ablassen, möchte die Welt darüber in Stücke gehen.

So hätten er und seine Glaubensgenossen, sagte Dr. Hülsmann, sich die Unkosten der Reise freilich ersparen können; denn daß sie, die Evangelischen, die das einzige Wort Gottes zur Quelle ihres Glaubens hätten, diesen nicht antasten ließen, das brauche er wohl nicht zu sagen, wolle es aber doch sagen, damit es gesagt sei und kein Mißverständnis entstehen könne. „Verbum dei manet in aeternum", schloß er, indem er herausfordernd um sich sah, seine Blicke wie einen Fehdehandschuh im Kreise herumschleudernd.

Unter den Katholiken saß ein winziger, zusammengekrümmter Mann mit einem großen Kopf, der aussah, als sei er irgendwo ausgegraben und ihm lose zwischen die Schultern geklemmt, so daß er bei einer unvorsichtigen Bewegung herunter und auf den Tisch kollern könnte. Dieser, der mit blinzelnden Augen dagesessen hatte, während Dr. Hüls-

mann seine tapfere Rede hielt, fiel mit hoher Stimme ein: „Verbum dei manet in aeternum!“ Das sei eine kecke Rede, von der man füglich hätte wünschen mögen, daß sie an diesem Orte nicht laut würde. In was für einer Meinung die Protestanten sie im Munde führten, sei bekannt genug, er wolle nur daran erinnern, daß zu Kaiser Karls V. Zeit die rebellischen Stände sie als Devise in ihren Fahnen geführt hatten.

So, so! rief Dr. Hülsmann, er wolle es seinem Herrn, dem Kurfürsten von Sachsen, melden, daß seine hochseligen Vorfahren hier als Rebellen schimpfiert würden; der Kurfürst werde dergleichen kalumniöse Insinuationen sicherlich nicht auf sich sitzen lassen.

Die Verstimmung ließ sich so gefährlich an, daß der weltliche Vorsitzende zum Könige eilte, der in der Nähe von Thorn der Jagd oblag, um sich nötigenfalls ins Mittel legen zu können. Er kam nach einigen Tagen mit der Meldung zurück, der König, dem das Friedensgespräch sehr am Herzen liege, habe mehrere hochweise Verordnungen getroffen, um dem anwachsenden Übel zu steuern: erstens sollten die Sitzungen künftig in einem kleinen Gemach stattfinden, damit nur wenige daran teilnehmen könnten; zweitens solle nichts zu Protokoll genommen werden, was dem einen oder anderen Teile zu Schimpf und Schaden gereichen könnte; drittens solle der Vorsitzende nochmals zur christlichen Liebe ermahnen und was dergleichen mehr war.

Förderlicher für die Verhinderung ernstlicher Ausschreitungen war es, daß die der Versammlung gesetzte Zeit allmählich ablief. Bereits waren mehrere Teilnehmer abgereist, als eine Druckschrift eines Danziger Pfarrers namens Nikolai einlief mit Vorschlägen über die zu erhoffende Vereinigung der papistischen, lutherischen, kalvinistischen und soziniani-

schen Sekten und Rückkehr zur alten Fischereinfalt. Dem Vorsitzenden, der den Titel der Schrift vorlas, fiel das Papier aus der Hand, und er sagte, das könne nur ein Narr geschrieben haben, den man hoffentlich bald einfinge und ins Narrenhaus sperrte. Die Lutheraner, als des Verfassers Glaubensgenossen, erbleichten und sprachen ihre Absicht aus, die Stadt Danzig zu mahnen, daß sie einen solchen Bösewicht und Schandfleck nicht im Amte ließe, sondern gebührend bestrafte, der die gereinigte, apostolische Kirche eine Sekte zu nennen sich unterfinge. Auch die Reformierten verwahrten sich gegen das Lästermaul, das sie mit den Sozinianern in einen Topf würfe, und setzten sofort eine Liste der Punkte auf, in denen sie von den Sozinianern abwichen, und welche überhaupt irrig und verwerflich wären.

Bei den lutherischen Pfarrern Danzigs erregte das Irenicum, so war die Friedensschrift betitelt, nicht geringeren Abscheu, und die Stadt, die nicht sogleich zu scharfen Mitteln greifen wollte, hatte jahrelang mit dem widerspenstigen Nikolai zu schaffen, bis er sich endlich zu einem Widerruf bequemte.

Auf dem Wege nach Preßburg belehrte der Kaiser seinen Sohn, wie er sich in Ungarn zu verhalten habe, um die Krönung zu erlangen; man müsse da zurzeit etwas gemach auftreten und namentlich mit den protestantischen Ständen ein wenig dissimulieren. Ein Regent müsse die Gelindigkeit mit der Strenge abwechseln lassen, mitten durch führe nicht immer am schnellsten zum Ziele.

Der junge Prinz bat seinen Vater, sich seinetwegen keine Sorgen zu machen und die Predigt lieber sich selbst zu halten.

Ja, sagte der Kaiser, es sei wahr, er möchte diese trotzi-

gen Leute am liebsten beim Ohrzipfel nehmen, daß ihnen der Kopf wackelte; aber er habe nun schon gelernt, an sich zu halten und den rechten Augenblick zu erwarten, sein Sohn wisse noch nicht, wie schwer das sei. Andrerseits dürfe er auch nicht zu bescheiden auftreten, da er doch jetzt König von Böhmen sei.

Der junge Prinz lächelte überlegen, konnte es aber doch nicht hindern, daß der ausnehmende Pomp, den die ungarischen Magnaten beim Empfang zur Schau trugen, ihm die Fassung raubte. Sein Gesicht wurde immer länger und bleicher, die Schatten unter seinen blassen Augen wurden dunkler, und schließlich fühlte er sich so unwohl, daß er sich zu Bette legen mußte.

Er habe das vorausgesehen, sagte der Kaiser, der sich in Person nach dem Befinden des Erkrankten erkundigte; sein Sohn habe zu viel von den fetten ungarischen Speisen zu sich genommen.

Sein Vater müsse Gesichte gehabt haben, sagte der junge Prinz empfindlich; er habe nur zum Schein ein wenig in den Speisen gestochert, könne das schwarze, triefende Zeug nicht einmal ansehen. Es sei die ungarische Luft, die er durchaus nicht vertragen könne.

Zu den Ärzten sagte der erschrockene Kaiser, er mache sich Gedanken, daß der Prinz seiner Mutter nachschlage, wie er ihr ja auch an Gesicht und Gestalt gleiche; dieselbe war von schwacher Gesundheit gewesen und vor einigen Wochen gestorben.

Die Ärzte erwiderten, der Prinz sei stark wie ein Eichbaum und gleiche seinem erlauchten Großvater, dem hochseligen Kaiser Ferdinand, was auch der Beichtvater bestätigte unter der Voraussetzung, daß das seraphische Gemüt der hochseligen Kaiserin auf den Prinzen übergegangen sei.

Übrigens, meinte der Beichtvater, leide der Prinz wohl wirklich an einer Neigung, sich den Magen zu überladen.

Nachdem das Unwohlsein vorübergegangen war, äußerte sich der Prinz unverhohlen gegen seinen Vater, das Prunken der ungarischen Magnaten sei unleidlich, und es sei gar nicht zu verwundern, daß sie ihre rechtmäßige Herrschaft verachteten, wenn diese gar so schäbig daherkäme.

Ja, sagte der Kaiser, der Esterházy habe goldene Sporen gehabt, und sein Pferd, er habe es deutlich gesehen, sei mit echtem Silber beschlagen gewesen.

Auch die Reitersburschen, sagte der Prinz grämlich, hätten silbernes Sattelzeug gehabt. Er besitze keinen solchen Schmuck, wie hier die Pferde trügen.

Nun, sagte der Kaiser mitleidig tröstend, sie hätten ihm ja zwanzig schön geschirrte Pferde verehrt. Übrigens solle Ferdinand, der Sohn, ja nicht glauben, daß sie bei sich zu Hause ebenso aufzögen; da hätten sie kaum einen sauberen Nachtkittel, und ihre Weiber müßten sich alle Morgen lausen lassen. Ihre Bauern wohnten in Hundehütten und fräßen aus Hundeschüsseln, und aus solchem Gesindel bestehe ihre ganze Dienerschaft; wenn Gäste kämen, holten sie schleunig ein paar vom Misthaufen herunter und steckten sie ungewaschen in eine Livree, der Gestank dränge aber hindurch.

Darüber mußte der Prinz lachen. Schließlich, sagte er, wären sie doch König, und die Zeit käme wohl, wo er es sie spüren lassen könnte.

Die Krönung konnte indessen nicht so schnell bewerkstelligt werden, wie Ferdinand III. erwartet hatte, weil die ungarischen Stände mit dem Frieden, den der Kaiser mit Rakoczy, dem Fürsten von Siebenbürgen, vereinbart hatte, nicht einverstanden waren und ihn nicht ratifizieren wollten.

Die katholischen Stände waren darüber entrüstet, daß in einigen der von Rakoczy eroberten Städte den Protestanten gewisse Kirchen eingeräumt werden sollten; diese beklagten sich, weil ein Teil der Kirchen ihren Glaubensgenossen bereits wieder gewaltsam entrissen worden wäre.

Als es bei einer Reichstagssitzung beinah zu einer Defenestration gekommen wäre, begab sich der alte Slawata zum Kaiser und bat ihn, in Erwägung zu ziehen, ob er sich nicht durch den Friedensvertrag an Gott versündige. Sei die Defenestration erst einmal da, würden Rebellion, Krieg und Untergang der Welt bald nachfolgen.

Es sei ja aber niemand de facto zum Fenster hinausgeworfen, wandte der Kaiser ein.

Bei den Köpfen hätten sie sich aber bereits gehabt, sagte Slawata.

Das habe nichts auf sich, sagte Lobkowitz, daß sie untereinander rauften; wenn sie nur ihrem König gehorchten.

Wie man von Gehorsam reden könne, seufzte Slawata, wenn Jesuiten ausgetrieben und den Ketzern Kirchen ausgeliefert würden. Das heiße ja Beelzebub ein Pförtlein auftun.

Der Kaiser entgegnete ein wenig ungeduldig, sein Beichtvater habe ihm selbst zu dem Friedensvertrage geraten; ginge er nicht darauf ein, so würde der Rakoczy mit dem Schweden gemeine Sache machen, und würde man unversehens den Türken im Lande haben.

Der Rakoczy stehe sowieso schon mit Torstensson in Unterhandlung, fügte Lobkowitz hinzu, er wisse es genau; der Friedensschluß fange an ihn zu reuen, nachdem dem Evangelischen das Versprechen nicht gehalten würde. Er, Lobkowitz, sei gewiß ein frommer Katholik; aber ein Staatsmann müsse wissen, daß man keine Mauer mit dem Kopfe einrennen könnte.

Der Kaiser stimmte bei, indem er zugleich Slawata seiner unerschütterlichen Gnade versicherte. Das sei alles nur vorläufig, sagte er, Gott werde ihn ohne Zweifel noch von den Schweden befreien, er habe seine Absicht ja deutlich gezeigt, indem er den Gustav Adolf und den Wallenstein rechtzeitig auf die Seite geräumt hätte.

Slawata beteuerte, daß ihn nur die Sorge um den Kaiser und sein Haus antreibe, und warnte nochmals vor Verträgen mit den Ketzern. Durch dergleichen höllisches Paktieren hätten die hochseligen Kaiser Rudolf und Mathias sich in Ruin gebracht und die ewige Seligkeit hasardiert.

Es hielt sich damals in Preßburg der Pater Gladitsch aus Magdeburg auf, der sich wunderbarer Gewalt über die Seelen der Verstorbenen rühmte, so daß er sie dazu bewegen konnte, über ihren Zustand im Jenseits Rechenschaft abzulegen. Diese Kraft sowie das Recht sie auszuüben, waren ihm nach seiner Angabe von der Jungfrau Maria ausdrücklich verliehen, was denn seinen Produktionen die himmlische Beglaubigung aufprägte und keinen Zweifel aufkommen ließ. Die Beschwörungen wurden in der Weise ausgeführt, daß Gladitsch in einer gewissen Kirche vor einem Marienaltar betete, worauf nach kürzerer oder längerer Zeit die Seele, auf welche es abgesehen war, sich kundtat, sei es durch ein freundliches weißes Licht, das über dem Altar erglomm, durch eine Taube oder Blume, die plötzlich in Erscheinung trat, oder andrerseits durch Verdunkelung, Seufzen, Heulen und ähnliche verfängliche Zeichen. Unter großem Zulauf des Hofes gab er mehrere Vorstellungen, bei denen er die Seelen des heiligen Konstantin, der heiligen Kunigunde und anderer bewährter Personen mit bestem Erfolg zitierte.

Ganz besonders befreundete sich der alte Slawata mit

Gladitsch und offenbarte ihm, daß der Pater imstande sei, ihm einen wichtigen Dienst zu leisten, indem er ihm ein urkundliches Zeugnis aus dem Jenseits über gewisse Individuen verschaffte, deren Gottlosigkeit er, Slawata, zu ihren Lebzeiten durchschaut, aber nicht unwiderleglich hätte beweisen können. Es würde auch, meinte er, vielen den Glauben stärken, wenn sich öffentlich zweifellos erhärten ließe, daß Gott sich gewissermaßen auf seine, Slawatas, Seite geschlagen und die Gegenpartei verworfen hätte. Die beiden Personen, auf die es Slawata vorzüglich ankam, waren Wallenstein und der alte, vor sechs Jahren verstorbene Graf Thurn, deren jenseitige Verhältnisse Gladitsch nunmehr in einer feierlichen Sitzung festzustellen versuchte.

Er begann mit der Seele des alten Thurn und hatte kaum einige Gebete gesprochen, als sein Auge auf eine Fledermaus fiel, die, vorher von niemandem gesehen, an einer hinter dem Altar befindlichen Säule hing. Es werde sich wohl jeder denken können, sagte er, mit dem Finger darauf hinweisend, was dies zweideutige Wesen und vermummte Teufelein zu bedeuten habe, worauf er zu Wallenstein überging, der aber länger mit der Kundgebung zögerte. Fast wollten den Pater die Kräfte verlassen, und er erklärte, die Seele müsse sich – was aber Gott verhüten möge – in der untersten Hölle befinden, daß seine Beschwörung sie nicht anpackte, da endlich zeigten sich an der Wand des Altars ein paar dicke Blutstropfen, von welchen ein schwefliger Gestank ausging, dem vergleichbar, welchen des Friedländers justifizierter Leichnam, nach der Aussage von Augenzeugen, im Augenblick des Todes von sich gegeben hatte.

Der Kaiser äußerte sich gegen Slawata, es diene ihm sehr zur Beruhigung, daß die Wallensteinische höllische Bosheit nun offenkundig geworden sei; denn es gäbe doch

hämische Leute, die immer noch zweifelten, ob er den Tod verdient habe, was der kaiserlichen Ehre verkleinerlich wäre.

Inzwischen verschärfte sich die feindselige Stimmung zwischen den katholischen und protestantischen Ständen so, daß der Kaiser, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, abreiste. Erst im Juni des folgenden Jahres waren die schwebenden Streitfragen beigelegt und die Krönung konnte vollzogen werden.

Am Jüngsten Tage wolle er es mit dem Kurfürsten von Bayern vor Gottes Richterstuhl ausmachen, sagte Johann von Werth. Da wolle er ihm seine Schelmerei und Verräterei um die Ohren schlagen, damit sie Gott offenbar würde. Und wenn er die ewige Seligkeit darüber verlöre, einmal müsse er die volle Brust erleichtern.

Ja, ein häßliches Stück sei es vom Kurfürsten, ein rechtes Judasstück, sagte der Generalwachtmeister Johann von Sporck, einen so gnädigen Kaiser zu verraten. Der Teufel müsse seinen Schwanz darin haben.

Der Teufel sei der Kurfürst selber, sagte Oberstwachtmeister Graf Salm; dem Himmel solle Dank sein, daß man das Schwänzlein noch rechtzeitig hätte hervorgucken sehen. Die Herren sollten bedenken, daß der Kaiser sich eigentlich um des Kurfürsten willen den Krieg auf den Hals gezogen hätte; so röchen sie den Schwefel erst recht. Zu Gustav Adolfs Lebzeiten habe der Kurfürst ja auch stets mit den Franzosen gemischt und gekartet; aber das fromme, unschuldige Kaiserherz habe dergleichen bayrische Tücke nicht gemerkt oder glauben wollen und habe sich aus lauterer Bundestreue stets neue Feindschaften über den Hals gezogen.

Er wäre auch viel zu treuherzig gewesen, sagte Johann von Werth, um solches für möglich zu halten, sonst hätte

er diesen Dienst längst aufgegeben, bei dem ohnehin nichts als Undank für ihn herausschaute. Der Kurfürst habe ihn nie leiden mögen, vielleicht weil er sein gut kaiserliches Herz verspürt hätte.

Freilich, freilich, sagte Salm, es sei ja eine Schande und öffentlicher Despekt gewesen, daß der Kurfürst ihm, dem ältesten und verdientesten General, wiederum einen anderen vorgezogen hätte. Der Kaiser gehe anders mit seinen treuen Dienern um.

Er wisse wohl, wie es zusammenhänge, sagte Werth, die hochgeborenen Herren wollten sich nicht unter ihn stellen, weil er seine Kindheit nicht in einer gekrönten Wiege, sondern in Schweineställen zugebracht hätte. Aber er hätte nie vermeint, daß der Kurfürst den neidischen Gecken sein Ohr leihen würde.

Sporck, der meistens schwieg, lachte aus vollem Halse. Als ob der Heiland nicht im Stalle geboren wäre! Das bedächten die Maulchristen nicht, die bei Hofe und in der Kirche scharwenzelten!

Ihm wolle es so scheinen, sagte Graf Salm, als habe Gott selbst dies herbeigeführt, damit Werths Verdienst endlich nach Gebühr ans Licht gezogen würde, indem er sich ganz auf des Kaisers Seite schlüge. Wenn Werth ihm die Vollmacht gäbe, wolle er sich heimlich ins kaiserliche Lager stehlen und den Handel einleiten.

Johann von Werth ging mit großen Schritten in dem niedrigen Zimmer seines Landshuter Quartiers auf und ab. Wenn er den Kurfürsten nicht gewarnt hätte! grollte er. Noch in seinem Neujahrsglückwunschschreiben habe er ihm die Zweizüngigkeit und Untreue der Franzosen zu Gemüte geführt; er, der Kurfürst, sei ihm aber in seinem Danksagungsbrieflein nur spitzig und fürwitzig übers Maul

gefahren. Er habe sich damals schon schwarze Gedanken gemacht, wenn er sich auch solcher Falschheit nicht versehen hätte. Unfürstlich und unchristlich zumal sei es, einen armen Diener in solche Lage zu bringen, wo er seine Ehre nicht heil davonbringen könne. Wie er sich auch anstellte, entweder vom Kaiser oder vom Kurfürsten werde er sich als Verräter müssen traktieren lassen.

In derselben Angelegenheit erschien jetzt ein Jesuit, als Diener gekleidet, um keinen Verdacht zu erregen. Johann von Werth küßte dem Erwarteten die Hand, suchte es ihm so bequem wie möglich zu machen und dankte ihm für sein Kommen, da er Erlösung aus seinen Zweifeln von ihm erhoffe. Er wisse nicht ein noch aus, sei zwar entschlossen, dem Kaiser die Treue zu halten, möchte aber als guter Christ und redlicher Soldat sein Gewissen aus der Schlinge ziehen.

Der Jesuit faltete die Hände und sah Johann von Werth lächelnd ins Gesicht. Ja, wo denn da ein Problem oder Dilemma sei? fragte er. Er habe kaum je einen so leichten Kasus gesehen! Der Kurfürst habe sich treulos an seinem kaiserlichen Herrn vergangen, indem er mit dem Feinde des Kaisers, den Franzosen, hinterrücks Frieden geschlossen habe, und der Kaiser habe ihn, Werth, nebst allen anderen im kaiserlich-bayrischen Heere stehenden Offizieren abberufen. Wer ein ehrliebender Deutscher sei, müsse dem Rufe gehorchen.

Das sei wohl wahr, sagte Werth; aber die Offiziere hätten das Abberufungsschreiben alle pflichtschuldigst dem Kurfürsten eingesandt, und ihn habe der Kurfürst schon argwöhnisch angelassen, weil er das seinige so lange zurückbehalten hätte.

Das wolle er nicht glauben! sagte der Jesuit mit einem fast erschrockenen Blick auf Werth, daß die Herren sich beim Kurfürsten den Permiß einholten, ihrem Kaiser zu gehorchen!

Ob Werth etwa bezweifle, daß der Kaiser sein oberster Herr sei?

Da sei Gott vor, antwortete Werth kleinlaut; aber er habe doch auch dem Kurfürsten den Eid geleistet, der Kurfürst habe ihn bezahlt, und er habe die ganzen Jahre hindurch Ordre vom Kurfürsten erhalten.

Der gemeine Soldat erhalte auch Ordre von seinem Obersten, entgegnete der Jesuit, und doch sei er dem General als dem höchsten Haupte unterworfen. Wenn aber Werths Gewissen so subtil sei, könne er auch von dem Eide, den er dem Kurfürsten geleistet, entbunden werden.

Ja, wenn das möglich wäre! sagte Werth aufatmend. Dann würde ihm wieder leicht ums Herz werden!

Werth könne gewiß sein, sagte der Jesuit, daß er nicht nur keine Sünde auf sich lüde, indem er dem Kaiser die Armee zuführte, sondern seine Pflicht erfüllte und durch den Nutzen, der damit dem Erzhause und der Kirche geschähe, sich unsterbliches Verdienst erwürbe.

Johann von Werth verfiel wiederum in Nachsinnen. „Die ehrwürdigen Väter", sagte er, „könnten und würden doch aber nicht das ganze Heer vom Eide entbinden?"

Freilich nicht, erwiderte der Jesuit unbefangen, das würde ja auch überflüssige Mühe sein. Der Untergebene brauche nicht für sich zu entscheiden, der hänge von seinem Oberfeldherrn ab; wo bliebe da die Ordnung, wenn jeder Wachtmeister und gemeine Soldat seinem unberatenen Gewissen nachlaufen wollte? Es habe ja auch jeder Mann, vom obersten bis zum niedrigsten, so viel Zutrauen und Anhänglichkeit für Werths Person, daß sie ohnedies alles in seine Hand legen würden. Der Kaiser sei darüber auch ganz beruhigt und habe sich mehrmals geäußert, wenn er nur den guten, frommen Werth hätte, so sei er der ganzen

Armee gewiß. Werth tue ein gutes Werk, wenn er so viele arglose Christenseelen verhindere, mit dem bayrischen Luzifer zur Hölle zu fahren.

Erleichterten Gemüts begab sich Johann von Werth nun an die sorgfältige Vorbereitung seines Vorhabens, reiste nach München, wohin der Kurfürst, seinen Schlupfwinkel Wasserburg aufgebend, sich wieder begeben hatte, und benahm ihn und seine Räte jedes Argwohns, den sein Benehmen ihnen eingeflößt hatte. Als er kurz darauf den Befehl des Kurfürsten erhielt, die Regimenter an die böhmische Grenze vorrücken zu lassen, weil diese durch die Schweden bedroht wäre, beschloß er, die Gelegenheit zur Ausführung des geplanten Übertritts zu benutzen. Er fertigte Befehle an die verschiedenen Regimenter aus, nach Deggendorf, Eichstädt, Weiden zu ziehen, und benachrichtigte die kaiserlichen Offiziere, die schon früher angewiesen waren, im gegebenen Augenblick die zu ihnen stoßenden bayrischen Truppen aufzunehmen. Nachdem dies geschehen war, besprach er mit Sporck, ob es rätlich sei, noch mehr Offiziere in das Geheimnis zu ziehen. Sporck meinte, das würde nur Umstände und Weiterungen verursachen, weil doch der eine oder andere sich mit Widerspruch mausig machen würde, wenn man die Sache seinem Urteil unterbreitete. Frage man nicht lange, so zottelten sie wie die Schafe dem Hammel nach.

Seines eigenen Regiments sei er vollkommen sicher, sagte Johann von Werth. Herzog Ulrich von Württemberg sei ihm wie ein leiblicher Bruder zugetan, sie hätten Glück und Gefahr in unzähligen Treffen geteilt und wären unverbrüchlich verbunden. Der Herzog wiederum habe viel Einfluß auf den Walbot und den Druckmüller, so könne es da nicht fehlen.

Diesen evangelischen Herren, meinte Sporck, wäre ohnehin nichts an der Person des Kurfürsten gelegen; sie dienten ihm nur, weil wegen des vorhandenen Geldes das Kriegswesen nirgends so scharf getrieben würde wie in Bayern.

Werth tat einen langen Zug aus seinem Bierkruge und wischte sich den Schweiß von der Stirne; es war Ende Juni und seit einigen Tagen herrschte drückende Hitze. Über der Trausnitz hatte sich der Himmel verdunkelt, als wolle es Nacht werden.

„Der Schweiß läuft von mir ab wie der Regen aus einer Dachtraufe," sagte Sporck. „Hoffentlich wird bald ein Wetter aus der Wolke schlagen."

„Das steht in Gottes Hand," sagte Werth. Er könne nichts anderes denken, als wie er sich am Kurfürsten rächen könnte. Wäre er, Werth, weniger treuherzig gewesen, hätte er dieses Fürsten unredliche Gesinnung längst durchschaut. Weil jener sein redliches Herz erkannt hätte, deswegen habe er ihn stets zurückgesetzt.

In diesem Augenblick fuhren beide Männer auf und bogen sich aus dem offenen Fenster, weil sie das Klappern eines herangaloppierenden Pferdes vernahmen. „Es wird doch nichts vor der Zeit ausgekommen sein?" sagte Werth unruhig. „Der Teufel hol es, daß von dreien immer einer ein Verräter ist!"

Indessen erwies sich der Reiter als ein Eilbote aus München mit einem Brief des Kurfürsten, in welchem er seinen Befehl, den Schutz der Grenzen betreffend, zurücknahm.

Johann von Werth fertigte den Mann rasch ab und zerriß dann das erhaltene Schreiben in Fetzen, zerrieb sie zwischen den Händen, warf sie zur Erde und trat mit den Füßen darauf herum. Nun tue Eile not, sagte er, die ganze Armee müsse sich sofort in Bewegung setzen. Es fehle

nur noch die Unterschrift des Generalwachtmeisters von Holz, der die Befehle an das Fußvolk ausgeben müsse. Der Holz sei ihm kürzlich etwas verdächtig vorgekommen. Ob Sporck nichts bemerkt habe?

Sporck lachte kurz auf. Der Holz sei von jeher eine verdrossene Bestie gewesen, wie die Ketzer meistens wären. Weiter habe das nichts zu bedeuten.

So? sagte Werth. Er habe ihm, dem Holz, einmal einen Faustschlag versetzen wollen, weil er sich geweigert hätte, die Franzosen Hurensöhne zu nennen.

Werth solle ihm nur die Zähne zeigen, riet Sporck, er sei ein aufgeblasener Besserwisser.

Werth war nicht ganz überzeugt und empfing Holz; der sich am folgenden Morgen einfand, nicht unverlegen mit polternder Vertraulichkeit. Er brauche nur noch seine Unterschrift unter ein paar Wische, sagte er, nachdem er ihm zugetrunken hatte, damit das Fußvolk verabredetermaßen aufbräche.

Er wisse nichts von der Verabredung, sagte Holz; ob ein Befehl des Kurfürsten vorhanden sei?

Das müsse ihm doch bekannt sein, sagte Werth unwillig, daß die Grenze wegen der Schweden besetzt werden solle!

Er habe keinen dergleichen Befehl vom Kurfürsten gesehen, beharrte Holz. Werth solle ihm denselben zeigen.

Er habe Befehle vom Kaiser, sagte Werth laut und heftig, das sei genug für einen ehrlichen deutschen Kavalier.

Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor dem Kaiser, entgegnete Holz, dürfe er doch, da er dem Kurfürsten den Eid geleistet, nichts ohne kurfürstlichen Befehl tun.

„So!“ rief Werth zornig; „da könnte der Kurfürst dich auch gegen den Kaiser schicken?“

Einer solchen Unbescheidenheit glaube er sich vom Kurfürsten nicht versehen zu müssen, sagte Holz zögernd.

Dunkelrot vor Wut im Gesicht sprang Werth auf und stellte sich dicht vor den Generalwachtmeister. „Solltest du nicht wissen," schrie er, „daß der Kurfürst zum Schelm am Kaiser geworden ist und mit dem Reichsfeind paktiert hat?"

Es stehe einem ehrlichen Soldaten nicht zu, an seines Herrn Handlungen zu mäkeln, sagte Holz, indem er vorsichtig ein paar Schritte zurücktrat.

„Wenn du ein solcher Hund bist," schrie Werth, „so gehorche und schreib!" Holz zögerte einen Augenblick, dann setzte er unter die ausgefertigten Befehle, die auf dem Tische lagen, seinen Namen, ohne die Augen aufzuschlagen. Als er damit fertig war, bot Werth ihm die Hand und sagte begütigend, Holz solle ihm verzeihen, daß er ihm so grob übers Maul gefahren wäre. Er wisse aus Erfahrung, daß Holz ein wackerer Kamerad und redlicher Edelmann sei. Sie hätten es ja oft miteinander beklagt, daß der Kurfürst sich von den übermütigen Franzosen anschmieren ließe. Der Generalwachtmeister schob seine Hand wie ein Stück Holz in die dargebotene Werths und antwortete nicht. Werth möge ihn beurlauben, sagte er, er wolle schleunig in sein Quartier zurück, um das Nötige für den Aufbruch zu veranlassen.

Im nächsten Orte fand Holz die Obersten Gehling, Walbot und Druckmüller, die ihn erwarteten und begierig fragten, was vorgefallen sei. Es gelte schnell einen Entschluß zu fassen, sagte Holz, der nach hastigem Ritt außer Atem vom Pferde sprang, Werth wolle die ganze Armee dem Kaiser in die Hände spielen. Der ausführliche Bericht des Generalwachtmeisters versetzte die Obersten in große Erregung: für einen eidbrüchigen Verräter hätten sie Werth doch nicht

angesehen, sagten sie. Der sei ja ärger als der Wallenstein! Das sei der Dank, daß der Kurfürst ihn aus dem Dreck geholt und zu etwas gemacht hätte!

Er wolle des Kurfürsten Verhalten gegen den Kaiser nicht durchaus billigen, sagte Holz, aber das entschuldige den Werth nicht. Man dürfe nicht glauben, daß es ihm um den Kaiser zu tun sei, er sei nur empfindlich, weil der Kurfürst ihn nicht zum Feldmarschall gemacht hätte. Er wisse es ganz gewiß durch Herzog Ulrich von Württemberg, daß die Ernennung Gronsfelds den Ausschlag gegeben hätte. Ob der Herzog noch nicht eingetroffen sei?

Er habe, hieß es, einen eigenhändigen Brief geschickt, es sei ihm herzlich leid um den General von Werth, mit dem er immer freundbrüderlich zusammengehalten hätte; aber als ein Soldat von Ehre könne er doch den Kurfürsten nicht verraten. Sei also einverstanden, daß man dem Kurfürsten insgeheim eine Warnung zukommen ließe, werde auch keinesfalls sein Volk über die Donau gehen lassen, und wenn Blut fließen müsse, so werde er seins nicht schonen.

Was das betreffe, sagte Holz, so sei er fest entschlossen, es im Notfall auf einen Kampf ankommen zu lassen. Seiner Truppen sei er ganz sicher, die scherten sich nicht um den Kaiser, wären gut bayrisch.

Von ihnen als Protestanten sei es am wenigsten zu erwarten, sagten die anderen Obersten, daß sie dem Kaiser Vorschub leisteten. Wenn er sähe, daß der Kurfürst ernstlich zum Frieden geneigt wäre, würde er vielleicht endlich auch nachgeben.

Als der Kurfürst den Verrat Johann von Werths erfuhr, wurde er gelb im Gesicht, schloß die Augen und schnappte nach Luft, so daß sein Rat Küttner von Kunitz, der bei ihm war, voll Schrecken einen Sessel herbeirollte, die Arme aus-

streckte, um seinen Herrn aufzufangen, und nach der Glocke schielte, als wolle er mit den Augen läuten. Nach einer kurzen Pause jedoch vermochte der Kurfürst einen strengen Blick auf Küttner zu werfen, sich ohne Hilfe zu setzen und den Mund zu öffnen; es solle augenblicklich, sagte er, eine Kommission eingesetzt werden, um den Werth zu prozessieren, und es sei sein ausdrücklicher Wille, daß die Folter angewendet werde, damit keine Einzelheit dieser unerhörten Felonie verborgen bliebe.

Küttner rang die Hände und bemerkte, des Kurfürsten Befehl werde augenblicklich exequiert werden; es stehe zu hoffen, daß keiner der Schuldigen entkäme und auch der Werth verdientermaßen gefangen würde.

Der hundsföttische Verräter, sagte der Kurfürst, wäre ihm mit der halben Armee nicht zu teuer bezahlt.

Da müßte ja kein gerechter Gott im Himmel sein, sagte Küttner, wenn der stinkende Bösewicht entschlüpfte.

Es wären verhoffentlich die nötigen Ordres gegeben? sagte der Kurfürst.

Die Befehle wären bereits ausgefertigt, erwiderte Küttner, der Kurfürst müsse nur noch unterschreiben. Die allgemeine Meinung wäre, daß, wenn nicht Gewalt oder List angewandt würde, der bayrische Soldat sich nicht von seiner Pflicht würde abtrünnig machen lassen. Von den Obersten Walbot, Druckmüller und Herzog von Württemberg wären schon treuherzige Versicherungen eingelaufen, daß sie mit dem Höllenwerth nichts gemein hätten und gebührenden Abscheu vor dem basiliskischen Verräter hegten. Sie wollten Leib und Leben wagen, um dem Kurfürsten die Armee zu erhalten, und der Herzog von Württemberg habe noch hinzugefügt, er hoffe, der Kurfürst werde sich seines Bruders, des regierenden Herzogs, in Gnaden annehmen.

Es solle in der Antwort an die treugebliebenen Obersten, befahl der Kurfürst, mit Vertröstungen nicht gespart werden. Die Belohnung der Guten solle ebenso enorm sein wie die Strafe der Übeltäter.

Inzwischen hatte sich Küttner wieder gesammelt und sagte, es sei nur gut, daß der Teufel an seinem schwefelichten Gestank zu erkennen wäre, und der Böse sich dem Guten verdächtig und auffällig machte. Er, Küttner, habe noch letzthin, als der Werth in München gewesen wäre, gesagt, der Werth habe dem Kurfürsten am besten gedient, als er zu Vincennes gefangen gesessen habe. Und der Kurfürst werde sich erinnern, wie oft er überhaupt gesagt hätte, man solle den Werth in Vincennes lassen, so brauche man ihn nicht selbst zu bewachen.

Es hätte Küttner ja freigestanden, sagte der Kurfürst mürrisch, den Bösewicht damals zu entlarven, als er in München gewesen sei. Eine so weitverzweigte Verschwörung müsse damals schon im Schwange gewesen sein.

Ach Gott, jammerte Küttner, der Schalk habe ihn mit Nachäffung altbayrischer Redlichkeit und Unschuld zu verblenden gewußt! Die Strafe hätte ihn bald erreicht, denn wenn es nach Werths Willen gegangen wäre, so hätte er den Kurfürsten mitsamt seinen Räten gefangengenommen, und Schimpf und Erniedrigung, vielleicht sogar ein elender Tod wäre ihnen allen zuteil geworden.

Es solle wohl umgekehrt kommen, sagte der Kurfürst entschlossen. Sofort solle die Ächtung aufgesetzt und in Bayern, Österreich und allenthalben im Reich verkündet werden. Derjenige, der ihn lebend oder tot einliefere, solle zehntausend Taler erhalten; auf den Sporck solle auch etwas ausgesetzt werden, aber weniger. Seine Güter im Bayrischen sollten eingezogen, die Beamten ab-

gesetzt und alle Schriften und Habseligkeiten ausgeliefert werden.

Es wären ihrer viele, sagte Küttner; die Gnade des Kurfürsten habe sich reichlich über den Unwürdigen ergossen.

Die vielen Schlösser und Güter, die er am Rheine hätte, fuhr der Kurfürst fort, sollten alle eingeäschert werden, dafür müßten ihm die Franzosen sorgen. Der Sporck habe Häuser im Hessischen, deren könne man auch durch französische Vermittelung mächtig werden.

Demnächst mußte Küttner nach Eger zum schwedischen Feldmarschall Wrangel eilen, damit der nicht etwa meine, der Übertritt Werths geschähe im heimlichen Einverständnis mit dem Kurfürsten. Küttner solle die schönen Worte nicht sparen, schärfte der Kurfürst ihm ein, um Wrangel jeden Argwohn zu nehmen, und ebenso trug er Sorge, die Franzosen seiner unerschütterlich aufrichtigen Bundestreue zu versichern.

Unweit der holländischen Grenze in einer sandigen Mulde lag ein Siechenhaus, das seit mehr als hundert Jahren dazu diente, Aussätzige aufzunehmen; jetzt bewohnten es Vagabunden, die, als sie bettelnd in diese Gegend gekommen waren, den Einfall gehabt hatten, sich hier einzunisten. Die kräftigsten unter den Kranken, die sich ihnen widersetzten, brachten sie um, einige verschonten sie, teils aus Mitleid und Widerwillen, teils damit sie die Vorräte abholten, die ihnen zwei- oder dreimal im Jahre von der jülichschen Regierung zugetragen werden sollten.

Es war August und die Sonne stach glühend auf die schattenlose Fläche, als ein junger Bursche mit guten Nachrichten von einem längeren Ausfluge zurückkam; aber ehe er berichtete, sagte er, müsse er etwas zu trinken haben,

denn die Zunge klebe ihm am Gaumen. Ein alter Mann, sein Vater, schlug es ihm ab; der Wein, der noch da sei, müsse für ihn bleiben. Der Streit endete damit, daß der junge Mann nachgeben und mit Wasser vorliebnehmen mußte; dann erzählte er, daß ein vornehmer Herr, nur von einem einzigen Diener begleitet, noch am selben Abend hier vorbeikommen werde. Er gehöre zu der englischen Gesandtschaft, die in Wien gewesen sei, und habe krank in Köln zurückbleiben müssen. Er führe viel Gepäck mit, kostbaren Staat und auch Geld.

Mit dem silbernen und goldenen Zeug könnten sie ja doch nichts anfangen, sagte die Mutter des Burschen abweisend; wenn sie es verkauften, machten sie sich verdächtig. Das bestritt der Mann; er habe doch auch die Dose aus purem Gold und mit Edelsteinen besetzt gut angebracht, die der Schwede ihm damals für ihre letzte Kuh gegeben hätte.

Ja, sagte die alte Frau, fünf Taler habe ihm der Jude dafür gegeben, und an die hundert sei sie wert gewesen. Er hätte den Handel nie eingehen sollen, das Gold habe ihn verblendet. Wenn sie die Kuh behalten hätten, so hätten sie ihr Häuschen niemals zu verlassen brauchen. Sie begann zu weinen in Erinnerung an ihr kleines Anwesen, die strohgedeckte, von Weiden umgebene Hütte am Bache.

Die Traurigkeit, die sich verbreitete, vertrieb der junge Mann, indem er den Vater mahnte, daß sie sich einig werden müßten, wie sie das Wild in die Falle lockten.

Wenn es Nacht würde, bevor er käme, sagte der Alte, wollten sie Licht anzünden, damit er meinte, es sei da ein Wirtshaus und vielleicht einspräche.

Der Sohn entgegnete, es sei doch sicherer, ihm an der Straße aufzulauern, hinter dem großen Ginsterbusch könnten

sie sich verstecken. Oder sie könnten ihn verfolgen und ängstigen, daß er in ihrem Hause Zuflucht suchte.

Als die Dämmerung kam und Licht angezündet wurde, fragten die Aussätzigen, die in einem Winkel kauernd alles mit angehört hatten, was das zu bedeuten habe? Sie wollten kein Licht, es könne Wölfe anlocken.

Ob sie glaubten, ihre Knochen lockten die Wölfe? fragte der Alte.

Sie hätten die letzte Nacht Wölfe bellen hören, beharrten die Aussätzigen, und sie wollten nicht von Wolfszähnen zerrissen werden.

Nun, sie sollten nur kommen, sagte der Alte, er habe Messer und Äxte schon geschliffen. Ja, sie wüßten wohl wozu, riefen jetzt die Aussätzigen. Er und sein Sohn wären Mörder! Aber sie wollten es nicht länger leiden, sie hätten der Greuel genug gesehen, sie wollten sie anzeigen.

Der junge Mann hob einen Knüttel und drohte, er werde ihnen die Knochen im Leibe zerschlagen, wenn sie nicht schwiegen.

Das sei ihr gleich, schrie mit gellender Stimme eine Frau, die rote, vereiterte Augen und offene Wunden im Gesicht und an den Armen hatte; er solle sie nur totschlagen, aber sie wolle es laut herausschreien, daß sie Landstreicher, Räuber und Mörder wären.

Der Bursche wollte auf sie losspringen; allein die alte Frau hielt ihn zurück. Er solle die armen Würmer schimpfen lassen, sagte sie, die brauche er doch nicht zu fürchten. Es solle nicht umsonst Blut vergossen werden, ohnehin werde es nicht gut ablaufen. Dazu jammerte sie und fluchte denjenigen, die sie so weit gebracht hätten.

Unterdessen ritt der junge Engländer die staubige Straße herunter in Gedanken darüber, was für ein wildes, häß-

liches Land Deutschland sei und wie er sich daheim für die ausgestandenen Entbehrungen entschädigen wolle. Als es dunkelte, sah er sich zuweilen nach dem deutschen Diener um, den er der Sprache wegen gemietet hatte, und sagte zu ihm, er solle sich dicht hinter ihm und die Pistole schußbereit halten.

Der Diener, der vorher Soldat in schwedischem Dienst gewesen war, sagte, daran fehle es nicht; aber verirren würden sie sich. Es sei ja nicht Baum und Strauch da, um den Weg zu erkennen. Sie hätten besser getan, im letzten Dorfe zu übernachten.

Er habe allerdings nicht gedacht, sagte der Engländer, daß sie sich in einer solchen Wüste befänden.

Sie könnten immer noch umkehren, schlug der Diener vor. In einer Stunde würden sie das Dorf erreicht haben.

Umkehren! sagte der Engländer. Das Wort verstehe er nicht. Es werde wohl wieder ein Dorf kommen, wo sie bleiben könnten oder einen Führer erhielten.

Wenn nun aber keins käme? meinte der Diener zögernd.

Das werde sich zeigen, entschied der Engländer.

Nach einer kleinen Stunde wurden in der Mulde die hellen Fenster des Siechenhauses sichtbar, das unter dem großen, überhängenden Dache wie ein lauerndes Tier dalag. Der Engländer drehte sich nach seinem Diener um und wies darauf hin.

Man könne doch nicht wissen, was für ein Haus das sei, sagte der Diener argwöhnisch.

So würden sie es erfahren, sagte der Engländer. Jedenfalls würde es Wasser für die Pferde geben.

Diesen Morgen, erzählte der Diener, während sie von der Straße abbogen und auf das Haus zuritten, als er die Stalltür habe öffnen wollen, um die Pferde herauszuholen, sei seine Hand voll Blut gewesen.

Nun, und was weiter? sagte der Herr. Er hätte sich doch waschen können.

Aber es habe gewiß nichts Gutes zu bedeuten, sagte der Diener.

Es habe zu bedeuten, erwiderte der Herr, daß der Wirt und die Stallknechte in der Herberge Schmutzfinken wären, und daß er, der Diener, ein Dummkopf sei.

Als sie nahe bei dem totenstillen Hause waren, flüsterte der Diener, es könnten leicht bissige Hunde da sein.

„Sowie sich etwas Verdächtiges rührt, schieße!" befahl der Engländer.

Auf mehrmaliges Klopfen öffnete sich ein Fenster, und die alte Frau erschien, verhieß Wasser für die Pferde und auch ein Glas Wein und Brot für die Reisenden. Ob sie etwa auch Unterkunft für die Nacht erhalten könnten? fragte der Engländer, dem die Alte Vertrauen einflößte.

Es werde sich wohl tun lassen, wenn der Herr vorliebnehmen wollte, antwortete die Frau; sie wolle ihren Mann und ihren Sohn rufen, die draußen beschäftigt wären. Während der Engländer ins Haus trat und der Diener die Pferde tränkte, tat die Alte einen langen Pfiff durch die Zähne, der sich klagend in der Dunkelheit verlor; gleich darauf tauchten beim Ginsterbusche der alte Mann und sein Sohn auf und gingen mit eiligen Schritten die Mulde hinunter dem Hause zu.

Der Kommandant von Eger setzte seinen Offizieren auseinander, warum er es für richtig halte zu kapitulieren. Auf einen Sturm dürfe er es nicht ankommen lassen; die Stadt sei ja im Herzen schwedisch und würde mit den Feinden gemeine Sache machen. Kapituliere er, so könne er wenigstens die Besatzung für den Kaiser retten.

Die Offiziere waren derselben Meinung; sie hätten so lange wie möglich auf Entsatz gewartet, nun müßten sie auf anderem Wege Rettung suchen. Was die rechtzeitige Annäherung der kaiserlichen Armee verhindert hätte, wüßten sie ja nicht, lehnten jedenfalls alle Verantwortung für die Folgen ab.

Einzig der junge Schaffgotsch widersprach. Dergleichen wunderliche Judicia, sagte er hochmütig, lasse sein Kopf sich nicht insinuieren. Der Kaiser sei in eigener Person im Heranziehen begriffen und würde sie wunderlich ansehen, wenn sie ihm auf schimpflichem Abzuge begegneten. Er halte eine Kapitulation für nicht kavaliermäßig.

Die anderen fühlten sich durch diese Worte beleidigt. Ob etwa der Kaiser sich freuen würde, sagte der Kommandant, wenn er Eger als Schutthaufen wiedersähe? Er sei für die Besatzung verantwortlich und dürfe sie nicht nutzlos abschlachten lassen.

Schaffgotsch verharrte bei seiner Meinung. Man hätte der verräterischen, ketzerischen Bürgerschaft von Eger, sagte er, von Anfang an die Kehle besser zuschnüren sollen. Er werde in Ewigkeit seine Stimme nicht zur Kapitulation geben.

Der Kaiser war in der Tat nicht wenig erschrocken und entrüstet, als er unweit Pilsen die Nachricht vom Verluste der wichtigen Festung erhielt, und der Kriegsrat, Schlick an der Spitze, bereitete sich zu nachdrücklicher Bestrafung des Kommandanten. Melander, der neue Oberbefehlshaber, nahm ihn in Schutz, da er nach so langer Verzögerung auf die versprochene Hilfe nicht mehr hätte rechnen können. Er, Melander, habe vorausgesagt, was man aufs Spiel setze, aber allen seinen Warnungen zum Trotz habe man die ungeschicktesten Wege eingeschlagen, damit die Güter des Grafen Schlick vom Durchmarsche verschont blieben.

Schlick, der in den letzten Jahren schwerhörig und zahnlos und infolge des Bewußtseins seiner allgemeinen Untauglichkeit durch Alter und Gebrechlichkeit sehr empfindlich geworden war, geriet über diesen Vorwurf in große Aufregung. Dahin sei es also gekommen, rief er aus, daß die treuesten, ergebensten Diener des Kaisers, zu denen er sich wohl rechnen dürfe, sich von Fremden und noch dazu Ketzern müßten beschimpfen lassen! Schon bei den weisen Römern wären die homines novi anrüchig gewesen; nach diesem uralten, erprobten Beispiel habe er sich gerichtet und sich stets vor solchen gehütet. Wozu schützte man eigentlich Kaiser und Reich vor Rebellen und Ketzern, wenn der Kaiser selbst einen Katilina am Busen nährte? Schweden und Türken wären nicht so gefährlich wie ein innerer Krebs, der den Körper von den Eingeweiden aus auffräße. Er habe es vorausgesagt und bleibe dabei, es könne von Melander nichts Gutes kommen, der es als ein Hesse und Mann unbekannten, niederen Ursprungs nicht redlich mit dem Kaiser meinte.

Als Lobkowitz dem Kaiser vorstellte, wie oft die Einmischungen des Kriegsrates den militärischen Erfolgen hinderlich gewesen wären, was für Zusicherungen man Melander diesbezüglich gegeben hätte, daß er der Mann nicht sei, sich etwas gefallen zu lassen, und daß Schlick schwachköpfig und unbrauchbar sei, antwortete Ferdinand, er werde den großmütigen Grundsatz seines Hauses, mit ergrauten Dienern unerschöpfliche Nachsicht zu üben, niemals entwurzeln. Lobkowitz solle sich erinnern, wie schläfrig der alte Slawata zuletzt gewesen sei; aber er, Ferdinand, habe ihm beim Tode seines Vaters versprochen, ihn immerdar bei sich zu behalten, und das habe er getan. Lobkowitz solle zusehen, wie das Problem gelöst würde, ohne Schlick Ombrage zu geben.

Nachdem es Melander nicht gelang, Eger zurückzuerobern und überhaupt im Verlaufe des Sommers durchaus nichts ausgerichtet wurde, gab Lobkowitz den Rat, der Kurfürst von Bayern müsse wieder auf des Kaisers Seite gezogen werden. Dieser sei nun einmal der natürliche und nunmehr auch der einzig erhältliche Verbündete des Kaisers, er müsse mit aller Gewalt zu seiner Pflicht zurückgeführt werden.

Ferdinands blasses Gesicht rötete sich vor Unwillen. Er wolle lieber der Landgräfin von Hessen oder gar dem treulosen Herzog von Württemberg die Hand reichen, sagte er, als dem Judas, seinem Oheim.

Das sei wohl zu begreifen, sagte Lobkowitz, Maximilian habe häßlich an seinem gnädigen Kaiser gehandelt. Aber er habe es aus Staatsräson getan, um sein Land vor Verwüstung zu retten, und es liege Grund vor zu glauben, daß es ihn schon wieder gereue. Nach seinem Dafürhalten würde der Kaiser am besten tun, sich Frankreich zu nähern; dadurch würde Bayern lahmgelegt, indem Frankreich den Kurfürsten aufopfern würde, wie er vormals Frankreich gegen den Kaiser ausgespielt hätte.

Frankreich ein Bündnis anzutragen, stehe dem frommen Erzhause nicht an, sagte der Kaiser; aber damit sei er einverstanden, daß man sich Frankreich zum Schein nähere, damit der Kurfürst innewürde, in was für eine Falle er sich mutwillig begeben hätte.

Durch seinen Gesandten davon unterrichtet, daß der Kaiser mit Frankreich angeknüpft hätte, und daß Verhandlungen im Werke wären, wonach dem pfälzischen Prinzen Karl Ludwig die ganze Pfalz nebst der Kurwürde zurückgegeben werden sollte, begann Maximilian den Mahnungen seines Beichtvaters Gehör zu schenken, der die französische Politik immer mißbilligt hatte. Frankreichs Gottlosigkeit, trium-

phierte er, habe sich einmal wieder offenbart; es sei sofort bereit gewesen, seinen Bundesgenossen dem Kaiser preiszugeben, gegen den es seit Jahren einen hinterlistigen und räuberischen Krieg führe; Maximilian solle doch sein Heil bedenken und seine Seele durch Versöhnung mit dem Kaiser retten.

Gegen Lobkowitz, der nach München gereist war, um die Beziehungen neu zu knüpfen, äußerte sich Maximilian, er sei bereit, das alte freundvetterliche Verhältnis zum Erzhause, dem er schon so viele Opfer gebracht hätte, wieder aufzunehmen; der Kaiser möge ihm aber so weit entgegenkommen, daß er ihm Johann von Werth ausliefere, damit der schwarze Verräter und undankbare Höllensohn den gebührenden Lohn empfinge.

Das könne des Kurfürsten Ernst nicht sein, entgegnete Lobkowitz. Ja, er solle sich doch einmal in des Kaisers Lage versetzen. Einen Diener, der ihm in der Not die Treue gehalten, preisgeben! Der Kurfürst kenne seinen Schwager wenig, wenn er das für möglich hielte.

Das Faltennetz verstrickte sich enger um Maximilians graues, trockenes Gesicht. Er habe sich geschworen, sagte er, an dem spitzbübischen Schurken, der ihn mitsamt seinen Räten hätte fangen und erdrosseln wollen, Rache zu nehmen, und davon werde ihn niemand abbringen.

Lobkowitz äußerte Zweifel, ob Johann von Werth, der sich stets als redliches Soldatengemüt erwiesen, dergleichen lose Pläne wirklich gehegt hätte. Es zeige sich doch jetzt, wie gut er es mit dem Kurfürsten gemeint hätte, indem er ihn vor den Franzosen warnte, die jetzt sogleich bereit wären, den Kurfürsten, ihren Bundesgenossen, aufzuopfern.

Die Schelmerei der Franzosen hindere nicht, sagte Maximilian, daß der Werth ein abgefeimter Bube wäre und den

Galgen verdiente. Seine fürstliche Ehre gestatte es nicht, neben einem unbestraften Verräter zu Felde zu ziehen.

Nun, sagte Lobkowitz, das wäre ja auch nicht nötig, der Kaiser könne den Werth auch anderswo gebrauchen. Freilich sollte auf die Wiederherstellung des altheiligen Bündnisses zwischen Ferdinand und Maximilian kein Schatten fallen, und er glaube sich von vornherein verbürgen zu dürfen, daß der Kurfürst dem Johann von Werth nicht begegnen würde.

Gab der Kurfürst insofern nach, als er auf die Auslieferung Werths verzichtete, so mußte der Kaiser die Demütigung auf sich nehmen, das Abberufungsdekret aufzuheben, durch welches er die Offiziere der gemeinsamen Armee an sich zu ziehen gesucht hatte. Der Aufgabe, Werth mit guter Manier zu entfernen, mußte sich Lobkowitz unterziehen.

Am 10. Oktober speisten Johann von Werth und Sporck beim Fürsten Lobkowitz, der den Wirt mit einem besonderen Aufwande von Munterkeit und Späßen machte. Sowohl Sporck wie Werth waren nach ihrer Art schweigsam; aber des letzteren Gesicht glänzte von Genugtuung. Seit einem Jahre, sagte er, habe der Wein ihm nicht geschmeckt wie heute; das sei ihm mehr wert als der herrlichste Sieg, daß der Bayer zu Kreuze gekrochen sei.

Lobkowitz lachte wie närrisch und feuerte die Herren mit Bezugnahme auf Werths letzte Worte zum Trinken an, worauf Sporck, vor Vergnügen grunzend, sein soeben gefülltes Glas langsam hinuntergoß. Was ihn betreffe, sagte er, indem er die Augen langsam im Kreise herumgehen ließ, so höre er heute nicht auf, bis er besoffen unterm Tische läge; aber zuvor wolle er gehörig Bresche in Lobkowitzens Keller schlagen.

Das sei von solchen Feldherren zu erwarten, antwortete Lobkowitz, und habe auch nichts zu sagen; sein Keller sei wie ein Kaninchenstall, es gäbe immer wieder Nachwuchs.

Sporck zwinkerte und schnalzte mit der Zunge. Ja, das sei ein feuriger Wein, sagte er, der könne viele Fässer bersten machen. Johann von Werth solle sich ein Beispiel daran nehmen.

Werth, der seit einigen Jahren Witwer war und mit Heiratsgedanken umging, lachte ein kollerndes, wohlgefälliges Lachen. Das müsse mit dem Teufel zugehen, rief er, wenn er nicht noch einen Sohn erzeugen sollte. Wozu hätte er denn mit lauter Arbeit den Adel und einen ruhmvollen Namen verdient, wenn ihn sein Sohn nicht auf die Nachwelt brächte? Er fürchte nur, daß er zu alt sei. Er habe die beste Zeit und Kraft für den Kaiser und den heiligen Glauben ausgegeben.

Zu alt? rief Lobkowitz. Werth sei doch gewiß nicht älter als er, und er gedenke seinen Freunden noch manche Überraschung zu bereiten. Übrigens habe Abraham mit 100 Jahren noch einen Sohn erzeugt. Jetzt sei gerade der rechte Augenblick, die beste Gelegenheit für Werth, sich ein Nest zu bauen und ungestört mit einem Weibchen zu kosen.

Werth winkte mit dem dicken Zeigefinger ab. Nein, sagte er, jetzt sei weniger Zeit als je. Jetzt, hoffe er, solle die Kampagne erst angehen, und es solle die schönste und rühmlichste seines Lebens werden. Heldentaten wolle er verrichten unter den Augen des Kurfürsten, der solle ihn jetzt Mein lieber von Werth nennen, ihn, den er lieber am höchsten Galgen sähe.

Ach, sagte Lobkowitz, da wäre vieles zu sagen. Werth kenne die Hartköpfigkeit, Verbissenheit und gänzliche Enormität des Kurfürsten nicht.

Ha, lachte Werth, wer denn die kennte, wenn nicht er? Man könne eher einen Wolf aus seinem Fell als den Kurfürsten aus seinem Willen peitschen. Das lege er alles in Gottes Hand, der der Unschuld zu ihrem Recht verhelfe.

Sporck schlug ein Kreuz und goß ein Glas herunter. Er sage nichts weiter, sagte er, als Gott habe das letzte Wort, und das sei gut.

Noch habe Gott das letzte Wort nicht gesprochen, sagte Lobkowitz; täte er es aber, dann freilich bleibe der Lohn nicht aus. Er erzählte von seiner Mutter, die in diesem selben Hause Anno 1618 den Martinitz und Slawata gepflegt hätte nach der Defenestration, und wie dasselbe Haus dann von den Aufständischen besetzt worden, aber ihre Standhaftigkeit doch nicht zu erschüttern gewesen wäre. Ja, was hätte er eigentlich dazumal für Aussichten gehabt? Und dann bei der Wallensteinischen Affäre! Da hätte er, Lobkowitz, leicht in die abscheuliche Verräterei hineintappen können, da er unter Wallensteins Oberbefehl gestanden hätte. Er sei ja noch glücklich davongekommen, aber zwischen Szylla und Charybdis habe er damals hindurch müssen.

So? sagte Werth, die Stirne faltend; Lobkowitz sei ein Politiker, er, Werth, aber nur ein alter Soldat und verstehe sich schlecht auf politische Weisheit. Seine Maxime sei, die Segel aufzuziehen, wenn ein Wetter drohe. Fürchten tue er keinen Menschen und habe auch keine Ursache dazu. Er habe den Herrgott und den Kaiser auf seiner Seite, die beiden würden ihn nicht verlassen.

Lobkowitz beteuerte eifrig die Großmut des Kaisers und seine besondere Zuneigung für Johann von Werth. Werth müsse aber auch die Lage des Kaisers begreifen. In was für Not sich derselbe durch die bayrische Treulosigkeit und den französischen Übermut befinde, sei ja bekannt. Was

bliebe ihm übrig, als für den Augenblick zum Schein sich den anmaßlichen Forderungen des Kurfürsten zu fügen?

„Was soll das heißen?" rief Werth und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Soll das heißen, daß der Kaiser den treuen Werth dem verräterischen Kurfürsten preisgibt?"

Lobkowitz prallte mit komisch übertriebenem Entsetzen zurück. Solche Worte dürften in diesem Palaste nicht laut werden! In diesem Hause wären selbst die Wände dem Kaiser so ergeben, daß sie solche Worte zurückwürfen! Das sei doch Werth wohl schon mitgeteilt worden, daß der Kurfürst darauf bestände, der Kaiser müsse das Abberufungsdekret aufheben und Werth entfernen, damit seine fürstliche Ehre nicht Schaden litte.

„Und *meine* Ehre?" schrie Johann von Werth. „Und *meine* Ehre? Das Abberufungsdekret aufheben heißt mich zum Schelmen machen!"

Lobkowitz brach plötzlich in ein Gelächter aus und konnte erst nach einer Weile wieder sprechen. Wenn das so wäre, sagte er, noch glucksend, würde ja dasselbe für den Kaiser gelten. So sei das nicht aufzufassen. Wenn ein wenig Gras über diesen labyrinthischen Vorgängen gewachsen sei, würde alles von selbst wieder in die alten Geleise kommen.

Unterdessen schluchzte Werth so, daß sein Körper davon erschüttert wurde. „Ich habe dem Kaiser meine Ehre anvertraut," jammerte er, „der Kaiser soll mir meine Ehre wiedergeben!"

Sporck goß ein Glas Wein hinunter und sagte, er fordere jeden vor sein Schwert, der seine Ehre antasten wollte. Er fürchte den Höllenfürsten nicht, wieviel weniger den Kurfürsten von Bayern.

Sporck habe recht, vollkommen recht, sagte Lobkowitz eifrig. Es sei kein Beweis von Furcht, wenn man einem

Wütenden nachgäbe, bis er wieder Vernunft annähme. Es sei ja nicht so, als ob Werth in kaiserliche Ungnade gefallen sei, bewahre! Es sei ja auch möglich, daß der Kurfürst noch zur Einsicht käme; was an ihm sei, wolle er tun und ihm womöglich ein Lichtlein in den Schädel setzen.

In dieser beschwichtigenden Rede wurde Lobkowitz unterbrochen und kehrte, nachdem draußen eine Weile laut geredet war, in sichtbarer Verlegenheit zurück. So gehe es zu in der Welt, sagte er, man könne nicht vergnügt beieinander sein, ohne daß der Teufel seinen Schwanz dazwischensteckte. Eben bringe ein Eilbote Bericht, daß Graf Gronsfeld mit dem Vortrab der bayrischen Armee im Anzuge sei. Nun helfe kein Maulspitzen mehr, nun müßten Werth und Sporck sich beiseiteschlagen, damit nicht Pulver und Feuer in einem Fasse beieinander wären.

Ihm wäre es gleich, sagte Sporck gelassen, wenn Prag in die Luft flöge. Lobkowitz lachte krampfhaft. Ja, wenn sein Haus nicht da stände, sagte er, hätte er auch nichts dagegen.

Also der Gronsfeld käme, sagte Sporck. Der würde sich gewiß freuen, den Melander wiederzusehen, dem er das letztemal bei Hessisch-Oldendorp den Rücken gezeigt hätte.

Gronsfeld sei aber doch ein sehr gelehrter General, sagte Lobkowitz, habe das Kriegswesen unter Tilly studiert.

Sporck stieß ein grunzendes Gelächter aus. Freilich, sagte er, wenn man das Davonlaufen studiert hätte, ginge es um so besser.

Nun, sagte Lobkowitz, je untauglicher sich Gronsfeld zeigte, desto eher würden Werth und Sporck wieder herbeigerufen. Ach, er beneide sie! Sie könnten sich jetzt wie die Maulwürfe in trauliche, unterirdische Löcher verkriechen, mit dem Frühling steckten sie die Nase heraus, und wenn

sie Tauluft witterten, machten sie sich mit Anemonen und Veilchen völlig ans Licht.

Werths Augen standen voll Tränen, als er mit Sporck im Reisewagen aus Prag fuhr. „Ein gewaschener Wolf bleibt doch ein Wolf," sagte Sporck, „und Fürsten und Adel kleben nun einmal zusammen wie ein Weichselzopf." Wie hätte es Werth der Württemberger Ulrich gemacht, den er für einen Bruder angesehen hätte! Und von dem Wallenstein sagten auch viele, er sei zu Unrecht ermordet.

Werth verschluckte seine Gemütsbewegung, um zu antworten. Wallenstein, sagte er, sei ein Bösewicht gewesen und mit Heimlichkeiten umgegangen, er dagegen, Werth, habe offen wie ein Ehrenmann seine Pflicht getan. Übrigens sei der Wallenstein ja auch ein Edelmann gewesen. Aber was den Württemberger Ulrich betreffe, so sei keine Schlange so giftig wie er, und wenn Gott ihn, Werth, nur so lange leben ließe, bis er seine Rache stillen könnte, so wolle er hernach gern den bittersten Tod erleiden. Müßte er vor seiner Rache absterben, so wolle er auch nichts von Gott wissen und lieber zur Hölle fahren.

Das wäre! sagte Sporck mißbilligend. Wenn Gott im Himmel wäre, und daran könne doch niemand zweifeln, so würde er dergleichen hundsföttische Kerle schon beim Schopfe nehmen. Deshalb sei er auch so getrost und in seinem Gott vergnügt. Den Bösewichten würde es schon eingetränkt werden; die ärgsten Malefikanten kämen beim Rädern zuletzt an die Reihe, und wenn die Rache saftig sein sollte, müsse sie lange kochen.

Im Frühjahr 1648 hatte es Wrangel endlich durchgesetzt, daß Turenne zu ihm stieß und ihn in den Stand setzte, den Eingang nach Bayern zu erzwingen. Er begrüßte

Turenne mit ausnehmender Höflichkeit und sprach lächelnd von seiner Freude, ihn wiederzusehen, worauf Turenne ein wenig ungeduldig mit den Augen blinzelte und sagte, in Geschäftssachen müßte das Herz schweigen, sonst würde er sich nie von ihm getrennt haben. Sie besprachen ihre Lage, einigten sich über die Quartiere, und Wrangel teilte mit, daß sie sich etwa sechs Wochen, nicht länger, hier herum, nämlich in der Oberpfalz und Schwaben, würden halten können. Dann würde alles kahl gefressen sein, und sie müßten sich in Bayern erholen. Bis dahin würde Königsmark von Eger zurück sein, sie würden dann nahe an 20000 Mann zählen und brauchten am Erfolge nicht zu zweifeln.

Turenne faltete die Brauen und sagte, es sei Wrangel doch wohl bekannt, daß Königsmark sich unerhörte Impertinenzen gegen ihn herausgenommen hätte.

Dies bezog sich darauf, daß die letzten Reste der Weimaraner sich von Turenne getrennt und ihren Dienst Königsmark angetragen hatten, der trotz gewisser Bedenken darauf eingegangen war. Turenne, der die Weimaraner als Deserteure und Rebellen betrachtete, fühlte sich dadurch beleidigt und weigerte sich, seine Truppen neben ihnen fechten zu lassen.

Wrangel entschuldigte Königsmark damit, daß die Weimaraner im andern Falle zu Lamboy übergegangen wären, der sie mit großen Versprechungen angelockt hätte; es würde doch nicht vernünftig gewesen sein, gute alte Soldaten ins feindliche Lager laufen zu lassen.

Man hätte sie einschließen und niederhauen sollen, sagte Turenne.

Er hätte geglaubt, sagte Wrangel unbefangen, daß Turenne das schon versucht hätte, daß es ihm aber nicht geglückt wäre.

Turenne wurde rot und sagte, er sei damals in einer Lage gewesen, die ihm das unmöglich gemacht hätte.

Wrangel zuckte die Achsel und sagte, das habe er nicht gewußt. Immerhin wäre es schade, erprobte Soldaten niederzumachen zu einer Zeit, wo Mangel daran wäre. Er habe Königsmark geraten, sie zu den heikelsten Aktionen zu gebrauchen, dann würde der Feind die Bösewichter schon allmählich dezimieren. Um Ärgernisse zu vermeiden, habe er Königsmark nach Eger geschickt unter dem Vorwande, Proviant in die Festung zu werfen; Königsmark schlüge nie etwas aus, wobei es Beute zu machen gäbe. Übrigens wäre Königsmark schon gestraft; denn die Königin von Schweden habe den Anschluß der Weimaraner sehr ungern gesehen. Von dem trotzigen Geist der deutschen Truppen und insbesondere der weimarischen habe man ja genug Proben gehabt, und sie besorgte, dieselben möchten ihre Meuterei auf das reguläre Heer übertragen. In ihren Reden und Erlassen hätten sie allerlei verfängliche Ausdrücke von der deutschen Freiheit gebraucht, dergleichen dazumal dem Oberst Seckendorff den Hals gebrochen hätten. Königsmarks Kopf habe auch stark gewackelt.

„Schade, daß er nicht ganz hinuntergefallen ist," sagte Turenne.

Sie sprachen von der Vorliebe der Königin von Schweden für Königsmark, und Wrangel meinte, sie habe wohl eine mütterliche Zuneigung für den Brandenburger, auch ließen sich die Damen nun einmal von den dreistesten Bramarbassen verblenden. Königsmark sei im Grunde ein ganz roher Mensch und würde in Schweden kaum für einen Bauern gut genug sein.

Turenne pfiff leise durch die Zähne, um damit anzudeuten, daß es in Schweden überhaupt nichts als Bauern gäbe,

und daß er Wrangels Neigung, sich mit seinem Adel in die Brust zu werfen, sehr komisch fände.

Nachdem Königsmark um die Mitte des April zurückgekehrt war, drang das nun hinreichend starke Heer gegen die Donau vor, überschritt sie bei Lauingen und drängte das kaiserlich-bayrische Heer auf den Lech zurück, dessen ungestüme Wellen nun wie zu Gustav Adolfs Zeit die beste Schutzwehr des bayrischen Landes bildeten. Melander und Gronsfeld, der kaiserliche und der bayrische Feldherr, waren nicht weniger uneinig untereinander als die Anführer des schwedisch-französischen Heeres; Melander war außerdem durch eine im Beginn des Jahres erhaltene Verwundung beeinträchtigt. Er fiel, von Königsmark bei Zusmarshausen überrascht, und Gronsfeld, der den unsicheren Erfolg einer Schlacht nicht wagen wollte, zog sich, den Lech preisgebend, ins Innere Bayerns zurück, weswegen ihn der erzürnte Kurfürst vor ein Kriegsgericht stellte. Indem er sich dadurch selbst seines besten, tüchtigen Heerführers beraubt hatte, mußte er sich zur Versöhnung mit Johann von Werth bequemen.

Wrangel und Königsmark freuten sich auf die herrliche Jagd bei München, wovon sie gehört hatten. Die Herren müßten sich aber beeilen, bemerkte Turenne; denn die Schmiede von Osnabrück und Münster hätten das Schloß schon fast fertig, um ihnen die Tür vor der Nase zuzuschließen.

Ach, davor habe er keine Angst, sagte Königsmark. Das sei alles nur Spiegelfechterei und der Friede so fern wie je. Schweden werde seine Festungen nie herausgeben, bevor es die Hand auf die Satisfaktionsgelder legen könnte. Und der Kaiser schwinge zwar den Ölzweig, mache aber hinterrücks Spanien ein Zeichen mit dem Schwerte. Warum auch

die Königin von Schweden schon Frieden machen sollte? Es sei noch viel mehr aus dem Reich auszupressen. Wenn man ihm, Königsmark, nur Zeit ließe und Raum schaffte, so mache er sich anheischig, dem Kaiser die Schlinge um den Hals zu werfen.

„Hoffentlich bin ich dem Herrn General dabei nicht im Wege?" sagte Wrangel spöttisch.

„Höchstens durch Euer Gnaden Ruhm und große Talente," erwiderte Königsmark schnell und liebenswürdig. „Ich bin dem Zeitalter meinen Ruhm noch schuldig, daher meine Ungeduld."

Sei es, um dem Brandenburger die ersehnte Gelegenheit zu geben, oder um den Ausbruch der beständig zwischen den Feldherren schwebenden Feindseligkeiten zu verhindern, schickte Wrangel den üppigen Brandenburger wieder nach Eger, an dessen Erhaltung den Schweden viel gelegen war.

Auf dem Wege dorthin meldete sich bei Königsmark ein Mann, der Odowalsky zu heißen und Oberstleutnant in kaiserlichem Dienst gewesen zu sein vorgab und in geheimer Unterredung sich anerbot, dem schwedischen General die Stadt Prag in die Hände zu liefern. Er sei kürzlich in Prag gewesen, sagte er, kenne die Gelegenheit genau und wisse, wo die Kleine Seite zugänglich sei. Er könne das Heer auch solche Wege führen, daß sein Heranzug sicher unbemerkt bleiben werde.

Königsmark nahm den Vorschlag zunächst mit Mißtrauen auf. Was ihn denn zu solchem Verrat bewege? fragte er Odowalsky. Dieser erzählte, er habe bei der Eroberung Egers durch die Schweden sein Gut Gehag, das dem Pachhelbel gehört und das er nach Austreibung der Protestanten erworben habe, verloren, wodurch er mit seiner Familie ins Elend geraten sei. Er habe sich darauf beim Kaiser um

neue Bestallung beworben, es sei ihm auch eine Kommandantenstelle versprochen worden, ohne daß er sie aber wirklich erlangt hätte; er sei selbst nach Prag gereist, sei von diesem zu jenem geschickt, von heute auf morgen vertröstet und endlich doch an der Nase herumgeführt. Gut und Blut habe er im kaiserlichen Dienst zugesetzt, sehe sich zum Lohn mit Weib und Kind dem Hungertode überantwortet; wenn er nun, da mehrfaches Sollizitieren nicht geholfen hätte, den Acheron in Bewegung setzte, habe der Kaiser es sich selbst zuzuschreiben.

Es sei ja bekannt, wie das Haus Österreich seine Diener lohne, sagte Königsmark. Aber wenn er, Königsmark, Odowalsky trauen sollte, müsse er doch eine Sicherheit haben.

Die Sicherheit sei seine Person, sagte Odowalsky. Er gehe ja mit nach Prag, wolle sich stets an Königsmarks Seite halten. Finde sich List oder Tücke hinter seinen Angaben, so könne Königsmark ihn im Augenblick niederhauen.

Das leuchtete Königsmark ein; aber auch Odowalsky wünschte zu wissen, wessen er sich, falls der Anschlag gelinge, von Königsmark und der Königin von Schweden zu versehen habe. Beim Kaiser werde er hernach verfehmt sein; wenn er dann nicht Zuflucht bei Schweden fände, sei er vom Regen unter die Traufe geraten.

Ein Dienst sei des anderen wert, sagte Königsmark; die Königin von Schweden werde sich erkenntlich zeigen. Wonach denn Odowalsky aspiriere.

Odowalsky versicherte, daß er sich nicht unterstehe, einem großen Herrn wie Königsmark Bedingungen vorzuschreiben; er werde mit einem angemessenen Dienst im schwedischen Heere zufrieden sein, der ihn vor der Rache des Kaisers

schütze. Seine Familie bedürfe zwar auch eines Gütleins oder Geldsümmchens zum Leben; aber in Prag wären ja Schätze aufgehäuft, daß Tausende seinesgleichen davon reich werden könnten. Königsmark werde ihm gewiß einen kleinen Anteil daran nicht versagen.

Ja, auf dem Hradschin, sagte Königsmark, dessen Augen weit wurden, da sollten ja von Kaiser Rudolfs Zeiten her Gold und Edelsteine sackweise verborgen sein.

So habe er gehört, sagte Odowalsky. Ein Saal solle voll der kostbarsten Raritäten sein. Für das Horn eines Einhorns, welches in uralten Zeiten in dichten Wäldern gehaust habe und womit man alle Krankheiten und Gebrechen heilen könne, habe Kaiser Rudolf 200000 Reichstaler gezahlt. Zu der jüngst stattgehabten kaiserlichen Hochzeit habe man ein Bett des besagten alten Kaisers hervorgekramt, daran sei an purem Golde so viel gewesen, daß man ein ganzes Regiment jahrelang damit erhalten könnte.

„Wenn nur der Kaiser nicht inzwischen alles nach Wien wegführt," meinte Königsmark.

Nein, nein, erwiderte Odowalsky, da könne Königsmark unbesorgt sein. Man lebe in Prag ganz unbekümmert in den Tag hinein, Colloredo, der Kommandant, verprasse seine Kriegsbeute, und so machten es die anderen Obersten, die dort wären, meist alte, ausgediente Leute. Sie tanzten und schwelgten dort, als ob sie auf dem Reisberg des Schlaraffenlandes säßen, anstatt auf einem rauchenden Vulkan.

Feste, das sei ihm recht, rief Königsmark gutgelaunt, da wolle er dabei sein. Er male sich schon die Überraschung der Herren, wenn er in den Saal träte und höflich fragte, ob ein Platz für ihn offen sei.

Im Mai, als die erste Begegnung zwischen Königsmark und Odowalsky stattfand, kehrte Fürst Octavio Piccolomini aus Spanien zurück und stellte sich in Prag dem Kaiser vor. Dieser empfing ihn sehr gnädig und sagte ihm, er freue sich, daß Piccolomini auf die spanischen Lorbeeren nunmehr verzichtet habe; es sei inzwischen eine Ernte im Reich herangewachsen, die von seinem Heldenschwert gemäht zu werden warte.

Piccolomini erwiderte, daß er, mit welchem Eifer er auch Spanien gedient habe, doch ein patriotisches Heimweh nie habe unterdrücken können. Sein Wunsch sei, sich auszuruhen, vor allen Dingen aber den Befehlen des Kaisers wie immer zu gehorchen.

Noch am selben Tage suchten den Fürsten Graf Trauttmansdorff und Fürst Lobkowitz auf, segneten den Tag seiner Rückkehr und beschworen ihn, sich dem kaiserlichen Dienst nicht zu entziehen. Sie hätten es vorausgesagt, daß sein Abgang die kaiserlichen Angelegenheiten in Ruin stürzen würde, und so sei es auch gekommen. Von Jahr zu Jahr sei es hurtiger bergab gegangen, so daß man jetzt, Gott sei es geklagt, recht hübsch im Sumpfe säße.

Gallas sei doch seinerzeit ein vortrefflicher Offizier gewesen, sagte Piccolomini, wiewohl etwas kurzsichtig nach Art der Tiroler und trunksüchtig.

Zuletzt sei er aber recht alt geworden, erzählten die Herren. Er habe alles ganz ungewöhnlich schlampen lassen, sich um nichts mehr bekümmert. Vor dem Tode habe er noch die alte Wallensteinische Geschichte aufwärmen wollen; kurz, hätte lieber zehn Jahre früher sterben sollen. Der Götz habe mehr Glück gehabt, indem er bei Jankau gefallen sei; denn der sei auch ganz und gar versoffen gewesen.

Ja, sagte Piccolomini, viele glaubten leider, man brauche

nur recht mit dem Schwert fuchteln und fluchen zu können, um ein großer General zu sein. Aber von dem Melander habe man doch etwas Besseres erwarten können.

Er hätte allerdings selbst große Hoffnungen auf ihn gesetzt, sagte Trauttmansdorff; aber Melander habe sich in das österreichische Wesen nicht recht schicken können. Er habe wohl das Heerwesen auf einen leidlich guten Fuß gebracht; aber sein rauhes Wesen habe die Offiziere disgustiert, und den gemeinen Soldaten habe er auch nicht bei guter Laune erhalten können. Sein unverhoffter Tod sei wohl als eine weise Anordnung der Vorsehung zu betrachten: er habe gleichsam die Lücke in die Mauer gerissen, durch welche Piccolomini, der Feldherr von Gottes Gnaden, wiederum einziehen könne, um die Herrschaft zu übernehmen.

Ja, es sei gewiß höchste Zeit, fügte Lobkowitz hinzu, daß Piccolominis Sonnengestirn aufgehe und die kleinen Sterne unterwerfe, auf daß wieder Ordnung und Klarheit am Himmelsgewölbe herrsche.

Piccolomini lächelte geschmeichelt. Die Herren wüßten wohl, sagte er, daß es nicht geraten sei, eine noch so reiche Erbschaft anzutreten, wenn allzuviel Schulden darauf ständen.

Trauttmansdorff und Lobkowitz versicherten, daß Piccolomini alle Mittel zu Gebote gestellt werden würden, die er zu einer gedeihlichen Kriegführung notwendig hielte. Überhaupt sei es des Kaisers Wunsch, daß allen Ansprüchen Piccolominis Rechnung getragen werden solle, namentlich verstehe es sich von selbst, daß Piccolomini nicht unter die Würden hinabsteigen könne, die ihm in Spanien zugebilligt wären. Der Kaiser habe sie ausdrücklich ermächtigt, auf dieser Grundlage mit Piccolomini einig zu werden.

Nun versicherte Piccolomini, daß er sein Leben, Glück und Vermögen einmal dem Kaiser geweiht habe und dabei

verharren wolle, und daß er allzu patriotisch empfinde, um sein persönliches Wohlergehen zu bedenken, wenn es sich um das Heil des Reiches handle.

Nachdem diese Verständigung erreicht war, fingen die Herren unbefangen zu plaudern an: Piccolomini machte Lobkowitz, auf den ein großer Teil der wallensteinischen Güter und Titel übergegangen war, ein Kompliment über die Erweiterung seines Besitzstandes, und Trauttmansdorff erwähnte, daß Lobkowitz kürzlich einen Sitz auf der Reichsfürstenbank erhalten habe, worauf Piccolomini sich ein wenig verneigte und auch dazu seinen Glückwunsch anbrachte.

Lobkowitz bekam einen Lachanfall und sagte, als er sich davon erholt hatte, er verdanke das dem Eggenberg. Der habe gewühlt wie ein Maulwurf, und es sei ja bekannt, daß Maulwürfe oft mehr anrichteten als Elefanten. Er wolle sich aber keineswegs mit einem Elefanten vergleichen. Aber sein kaiserlicher Herr habe gesagt, er gebe dem Eggenberg nichts, was der Lobkowitz nicht auch bekäme. Er selbst würde seinem kaiserlichen Herrn damit nicht inopportun gefallen sein.

Piccolomini sagte, der Kaiser sei allerdings gnädig, habe aber auch seinen eigenen Nutzen bedacht, indem er Lobkowitz mächtig gemacht habe. Dann beklagte er, daß sich Lobkowitz ganz vom Kriegsdienst zurückgezogen habe.

Ja, wenn er hundert Arme hätte wie der Riese Briareus, lachte Lobkowitz. Übrigens habe er die Lust verloren, als Piccolomini nach Spanien gegangen wäre, und vollends als Erzherzog Leopold Wilhelm das Kommando niedergelegt hätte. Piccolomini wisse ja wohl, in was für einem innigen Verhältnis er zum Erzherzog gestanden hätte, und er würde ihm auch nach Belgien gefolgt sein, wenn es sich mit dem kaiserlichen Dienst vertragen hätte.

Dann war die Rede von den häuslichen Verhältnissen des Kaisers, und daß sie seine ganze Kraft in Anspruch genommen hätten. Der Tod des Infanten Balthasar habe die hohe Familie aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt und die dem Hause drohende Gefahr schauderhaft enthüllt. Nun habe man aber eingesehen, daß es im Grunde so besser sei. Der Infant Balthasar sei doch überaus subtil gewesen und hätte sich in der Ehe vielleicht übel bewährt. Die Erzherzogin Maria Anna sei eine höchst verständige Person und habe sich bald überzeugt, daß sie mit dem Vater viel besser versehen sei als mit dem Sohne. So stehe zu hoffen, daß durch sie noch ein tauglicher Erbe erzielt werde, im schlimmsten Falle aber wäre von der bevorstehenden Heirat des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Leopoldine, der Tochter des verstorbenen Erzherzogs Leopold, etwas zu gewärtigen. Nun sei alles aufs beste stabiliert, und sie hätten auch dabei gehandlangert, wiewohl natürlich des Kaisers hocherleuchtete Weisheit und Frömmigkeit den Hauptbeweggrund eines so wunderlichen Gelingens bildeten.

Der Kaiser war mit dem Erfolge der Verhandlungen seiner Räte sehr zufrieden. Piccolomini, sagte er, sei immerhin ein seinem Hause sehr ergebener Diener, und er gönne ihm den Ruhm, den Krieg, in dem er so vielfach tätig gewesen sei, zu Ende zu führen. Er solle angehalten werden, sogleich einen Hauptschlag auszuführen, durch welchen den Franzosen das vorwitzige Maul gestopft würde. Mehr bedürfe es nicht, die Angelegenheiten seines Hauses wären jetzt ohnehin auf immer geordnet.

Lobkowitz fragte, ob es dem Kaiser gefällig sei, am folgenden Tage dem Adepten zuzusehen, der um die Gnade gebeten habe, seine Kunst vor den Augen Seiner Majestät zu produzieren?

Ob denn der Kerl wirklich Gold machen könne? erkundigte sich der Kaiser. In dem Falle müsse man ihn doch festhalten.

Trauttmansdorff sagte achselzuckend, es pflege bei der Kochkunst weniger auf die Schüssel zu kommen, als man in den Tiegel getan hätte. Dem hochseligen Kaiser Rudolf sei fast all sein Geld dabei in Rauch aufgegangen.

Je nun, meinte Lobkowitz, wenn kein Nutzen, so schaue doch eine Kurzweil dabei heraus, und es schicke sich für den Kaiser, ein Beschützer der Wissenschaften zu sein.

Dies leuchtete dem Kaiser ein. Aber was denn der Goldmacher für ein Kerl sei? Er könne doch nicht einen beliebigen Halunken sich bei Hofe zeigen lassen.

Man könne ihm ja geschwind einen Adelsbrief ausstellen, schlug Lobkowitz vor, oder ihn zu einem ungarischen Kammergrafen machen; dergleichen gebe es viel und komme auf einen mehr oder weniger nicht an.

Wenn er sich aber hernach als Schwindler auswiese, wie schon oft vorgefallen wäre? wandte Trauttmansdorff ein.

Das werde er sich doch nicht unterstehen! sagte der Kaiser erschrocken.

Nein, nein, sagte Lobkowitz, das nehme er auf sich. Er habe schon ein paar Versuche mit dem Manne erprobt. Gold in Haufen könne er zwar nicht machen, dazu sei das Verfahren zu kostspielig; aber ein Stückchen werde schon geraten.

Einige Tage später fand die Vorstellung in einem Zimmer der Burg statt; der Kaiser war bei dieser Gelegenheit nach spanischer Mode gekleidet und trug eine umfangreiche Lockenperücke, die bestimmt war, ihm etwas Olympisches zu verleihen. Nachdem der Hof Platz genommen hatte, hielt der Alchimist zunächst einen Vortrag über seine Kunst und wie er zu derselben gelangt sei. Er habe nämlich das Glück

gehabt, den großen, wunderwürdigen Weisen La Busardière zwar nicht persönlich kennen zu lernen, aber doch seiner Spur zu begegnen, nämlich im Hause des Grafen Mansfeld. Diesen habe er einmal durch seine chemischen Versuche belustigt und in Erstaunen gesetzt, worauf er ihm erzählt habe, er besitze ein rotes Pülverlein, genannt Rubinus coelestis, das jener La Busardière ihm einmal als Gastgeschenk hinterlassen habe, und das er heilig halte, obwohl er sich seiner nicht zu bedienen wisse. Er, der Alchimist, habe sofort erkannt, daß es sich um das weltberühmte arcanum handle, das aus dem Besitz des großen Setonius Scotus stamme, und aus Dankbarkeit, und weil er es doch nicht hätte benutzen können, habe sein Gastfreund, der Graf Mansfeld, es ihm geschenkt. Er lasse das Pülverlein, das mit allen Schätzen der Welt nicht zu erkaufen wäre, nie von sich, werde sich aber glücklich preisen, wenn der Kaiser ein gnädiges Auge darauf zu werfen geruhen wolle. Damit reichte er dem Kaiser ein kleines, verstöpseltes Fläschchen, in dem sich etwas Rotes befand.

Der Kaiser betrachtete es, nickte und gab es wieder zurück.

Lobkowitz, der neben des Kaisers Sessel stand, sagte, es habe die Farbe des Morgenrots und bedeute das Morgenrot des goldenen Zeitalters, wo jedermann Geld in Fülle haben werde. Hierüber lachte der Kaiser, worauf alle anderen lachten, und der Alchimist sagte, er empfinde das selige Schaudern der erkühlten Erde vor dem Aufgang der Sonne, da jetzt das kaiserliche Gnadenantlitz über ihm aufgehen wolle. Die Verwandlung gelinge keineswegs immer, er zweifle aber nicht, daß die kaiserliche Gegenwart den magischen Prozeß begünstigen werde.

Nun bewegte er sich mit großer Behendigkeit um den Ofen herum, blies mit dem Blasebalg das Feuer an, rührte

in der Masse herum und begleitete alles, was er tat, mit unverständlichen Erklärungen. Endlich sagte er, der wonnevolle Augenblick sei gekommen, wo Braut und Bräutigam das Hochzeitsbette bestiegen und in himmlischer Vermählung verschmölzen. Der rosenfarbige Schaum, der die Masse überziehe, bezeichne die Geburt des neuen Kaisers, den die wohlgelungene Umarmung erzeugt habe.

„Wie wäre es," sagte der Kaiser, „wenn ich eine Denkmünze aus diesem Golde schlagen ließe; damit meine geliebten Kinder ein sichtbares Zeichen dieses merkwürdigen Augenblicks besäßen?"

Ja, das wäre ein salomonischer Einfall, rief Lobkowitz außer sich. Erst durch das Gepräge des kaiserlichen Antlitzes würde diese Wunderschöpfung vollendet. Es sehe der Großmut und Klemenz des Kaisers gleich, daß er auch in den erhabensten und feurigsten Stunden der Posterität nicht vergäße.

Bald nach diesem Tage verließ der Kaiser Prag, um seine Vermählung zu vollziehen, und etwa einen Monat später brach die schwedische Armee von Eger auf.

Odowalskys Bericht erwies sich als wahr: eine schwache, schlecht verteidigte Mauer beim Kloster Strahow ermöglichte Königsmarks Truppen, die Ende Juli um Mitternacht den Sturm wagten, mit geringem Verlust die wichtige, von Banér und Torstensson vergebens versuchte Eroberung zu machen, und wenn es auch nicht gelang, in die Altstadt vorzudringen, so konnten doch ebensowenig die Schweden aus der Kleinen Seite vertrieben werden.

In Münster waren die schwebenden Hauptfragen geordnet bis auf die Abtretung des Elsaß an Frankreich, in welche der spanische Gesandte durchaus nicht willigen wollte.

Der bayrische Gesandte begab sich deshalb zum kaiserlichen Gesandten Volmar und sagte, es müsse einmal ein Ende gemacht werden; wenn man mit dem Verabreichen der Arznei noch lange zuwarte, werde das arme, kranke Deutschland vorher den Geist aufgeben. Die Herren Kaiserlichen sähen wohl ein, daß ein jeder etwas sakrifizieren müsse.

Volmar brachte geläufig vor, was für Opfer der Kaiser bereits aus purer Gnade gebracht hätte, daß er den Frieden gern mit seinem Blut erkaufen würde, daß die Herren ja wohl wüßten und selbst gesehen hätten, wie furios der spanische Gesandte sich aufführe, und daß er, Volmar, bisher vergeblich versucht hätte, ihn zu besänftigen.

Ei, der spanische Gesandte, sagte der württembergische, möge Feuer spucken, wenn es ihm Vergnügen machte, sie wollten ihm nicht im Wege sein; es wäre ihm wohl zu Kopfe gestiegen, daß der Friede mit den Staaten zusammengebracht wäre. Sie brauchten nur die Einwilligung des Kaisers, und sie wüßten, daß der kaiserliche Kurier mit dem Antwortschreiben gestern angekommen wäre.

Der sei allerdings eingetroffen, sagte Volmar; aber ein verdammter, höllischer Zufall wolle, daß das Schreiben in neuen Ziffern abgefaßt wäre, zu denen er den Schlüssel nicht hätte, er könne also trotz allen Eifers den Sinn nicht herausbringen. Er habe aber bereits eine eilende Post nach Wien abgeschickt, um sich den neuen Schlüssel auszubitten, der in einigen Tagen da sein werde.

Nachdem sie ihre Entrüstung nachdrücklich von sich gegeben hatten, traten die Herren den Heimweg an. Die steinernen Giebel und Türme der prächtigen Stadt starrten wie purpurne Klippen aus dem stillen Meere der Luft, das unersättlich saugend an dem späten Licht des Sommerabendhimmels hing.

Die neuen Ziffern kämen ihm seltsam vor, sagte der bayrische Gesandte, als sei es nur für eine Protraktion und Nasführung zu halten.

Dasselbe habe er auch gedacht, sagte der hessen-darmstädtische; Volmar sei bei weitem so bissig und vorwitzig nicht wie sonst, vielmehr fast kleinlaut gewesen.

Zwei oder drei Tage wollten sie noch warten, sagte der bayrische, nachher wolle er sich nicht länger von den Spaniern ludifizieren lassen, die ja doch hinter allem steckten. Schließlich bestehe die Möglichkeit, ohne den Kaiser abzuschließen.

Man könne immerhin damit drohen, sagte der württembergische; so weit werde Volmar es nicht kommen lassen.

Der Herr Kurfürst von Bayern, sagte der württembergische Gesandte, als der bayrische sich verabschiedet hatte, sei sehr pressiert, sein Schäflein ins Trockene zu bringen; sei erstaunlich friedliebend für einen so martialischen Herrn geworden.

Ja, erwiderte der hessische lachend, er halte es nicht aus in seiner Wasserburger Residenz, wo er sich doch schon heimisch fühlen könnte.

Die Schweden und Franzosen hätten ihm den Strick um den Hals geworfen, brauchten nur zuzuziehen, sagte der württembergische; nun pfiffe sein letzter Atem um Frieden.

Als am übernächsten Abend sich die Kunde verbreitete, es sei ein kaiserlicher Kurier in Volmars Herberge angekommen, eilten die Gesandten zu diesem, um den Erfolg zu vernehmen. Sie wurden indessen nicht vorgelassen, sondern ein Sekretär gab die Auskunft, der Volmarsche Brief müsse leider in Wien mißverstanden worden sein; denn anstatt des verlangten Schlüssels oder eines neuen Schreibens sei nur eine Kopie des ersten eingetroffen. Der Herr Rat habe sich gleich

darüber gemacht, um es mit Gottes Hilfe doch zu entziffern, und dürfe dabei nicht gestört werden. Erst nach drei Tagen erschien Volmar siegreich, wenn auch etwas erschöpft, wieder, und verkündete, der grundgütige Gott sei ihm zu Hilfe gekommen, daß er den Brief endlich entziffert habe, und es stehe darin, daß der Kaiser in die Abtretung des Elsaß willige, so daß dem Abschluß nichts mehr im Wege stehe.

In den allgemeinen Freudenausbruch stimmte einzig der spanische Gesandte nicht ein, der in vollem Zorne gelaufen kam und Volmar mit Vorwürfen überhäufte. Das sei wider die Abrede, sagte er, nun und nimmer werde sein König in die Cessio Alsatiae willigen, lieber wolle er bis zum jüngsten Tage weiter kriegen, an Mitteln fehle es ihm nicht. Sein König bereue sehr, den Kaiser mit so ansehnlichen Geldern unterstützt zu haben, und aus der Hochzeit mit der kaiserlichen Prinzessin werde sicher nichts werden, wenn der Kaiser sich so unfügsam zeigte.

Volmar entschuldigte sich mit der durch die Eroberung der Prager Kleinseite so unglücklich veränderten Lage. Die kaiserliche Majestät habe keine Ruhe, solange die Schweden auf dem Hradschin säßen. Der Pfalzgraf Karl Gustav möchte etwa noch versuchen, ob seine Schuhe in die Fußtapfen seines Oheims, des weiland Winterkönigs Friedrich, paßten; und das werde dem König von Spanien auch nicht lieb sein, wenn der nun schon dreißig Jahre währende Krieg wieder von vorn anfinge.

Der König von Spanien, sagte der Gesandte, zähle die Jahre nicht, die ein Krieg währe, sondern nur die Siege, die er gewänne.

Ja, das sei auch leichter, sagte Volmar bissig. Übrigens habe er den Abschluß so lange wie möglich hinausgezögert, es sei auch jetzt nicht aller Tage Abend, mit der Unterschrift

werde er sich noch lange besinnen, inzwischen könne sich die Kriegsfortuna wieder wenden. Der päpstliche Gesandte wolle ohnehin nichts von dem Frieden hören, nach welchem die Katholiken so viel herausgeben müßten, verspreche hoch an den Kosten beizusteuern, wenn nur der Krieg fortgesetzt werde. Er wolle es nicht an Fleiß fehlen lassen, daß das Türlein offen bliebe.

Allerdings weigerten sich Volmar und die übrigen kaiserlichen Gesandten, den Friedenstraktat zu unterschreiben: der Kaiser habe ausdrücklich befohlen, in dieser Sache caute, circumspecte et secure vorzugehen, ihr Kopf sei ihnen so lieb wie anderen, sie würden sich hundertmal besinnen, bevor sie die Feder eintauchten und sich etwa dem Teufel verschrieben.

Da sich indessen auf dem Kriegsschauplatz nichts veränderte, gaben sie dem allgemeinen Drängen nach, und am Abend des vierundzwanzigsten Oktober, einem Samstag, wurde der Frieden unterschrieben.

An einem dunklen, feuchten Vorfrühlingstage des Jahres 1649 kam in Aachen ein Schöffe in den Turm, wo die Gefangenen verwahrt wurden, um die Rechnung zu begleichen, die der Turmwart für Beköstigung der Gefangenen und andere Auslagen eingereicht hatte. Er war neu in seinem Amte, runzelte die Stirn und rügte die Verschwendung des Turmwarts, die zumal in so bösen Zeiten gefährlich sei. Die Malefikanten wären nicht eingesperrt, um mit Haferbrei und sauberer Wäsche ein Freudenleben zu führen, sondern um durch Kreuz und Elend gebessert und womöglich dem Höllenrachen entrissen zu werden.

Der Turmwart entschuldigte sich, er sei über die Vorschriften der alten Zeit nicht hinausgegangen, wonach den

armen Leuten Haferbrei und auch hie und da ein sauberes Hemdlein oder Bett gestattet wäre.

Vorschriften aus alter Zeit! rief der Schöffe. Die Menschen würden täglich frecher und boshafter und würden zuletzt rauben und morden, nur um ein Plätzlein im Turme zu bekommen. Die Stadt könne es nicht erleiden, so viele gottlose Bäuche zu füllen.

Der Turmwart erwiderte, das könnten die Herren draußen leicht sagen, aber wenn man mitten darin säße und das Winseln und Jammern hörte, so könne man sich des Erbarmens nicht immer entschlagen.

Da gleichzeitig aus einem Nebenraume durchdringendes Geschrei ertönte, öffnete der Schöffe die Tür, um zu sehen, was das wäre, und stand erstaunt vor einem seltsamen Schauspiel, dessen Bedeutung er sich nicht sogleich zu erklären wußte. Vier bis fünf Kinder umtanzten ein blasses, mageres Geschöpf, das nur mit einem Kittel bekleidet und mit einer Kette an der Wand befestigt war, und hielten ihm eine Brotrinde hin, nach der es haschte, soweit die Kette ihm Spielraum gab; stolperte oder fiel es etwa gar, von der Kette im Laufe zurückgehalten, so brachen die Kinder in ein triumphierendes Geheul aus und verschlangen die hingehaltene Lockspeise selbst. Auf die Frage des Schöffen, was das vorstellte, und was für eine verwilderte Kreatur das sei, erklärte der verlegene Turmwart, das sei das Hexenkind, das vor vier Jahren zum Feuertode verurteilt, aber dazumal nicht verbrannt worden sei, weil die Richter geurteilt hätten, vor dem zwölften Jahre dürfe ein Kind nicht als Zauberer oder Hexe justifiziert werden. Es sei also beschlossen, daß es im Turme verwahrt werden solle, bis es zwölfjährig und damit zur Strafe herangewachsen wäre. Wie es dann im Winter bei der großen Kälte so jämmer-

lich geweint hätte, habe seine Frau sich des Waisenkindes erbarmt, und sie hätten es in ihre Wohnung genommen, was auch vom Rat gestattet worden sei.

Der Schöffe sagte, er müsse sich sehr verwundern, daß ein guter katholischer Christ eine schädliche Hexenbrut bei seinen Kindern leiden möchte; sie könne ja seine Kinder die Hexerei lehren oder sonst unversehens dem Teufel überantworten.

Nein, das sei nicht zu befürchten, sagte der Turmwart. Das arme Kind sei scheu wie ein Vöglein, tue keinem was zuleide, seine Kinder vertrieben sich die Zeit damit, und er habe kein anderes Bedenken, als daß seine Rangen es oft gar zu arg mißhandelten. Bei diesen Worten versetzte er seinen Kindern schnell ein paar kräftige Maulschellen, was sie bewog, sich schreiend unter das Bett zu verkriechen.

Wann denn das Kind das zwölfte Jahr erreicht haben würde, erkundigte sich der Schöffe.

Der Turmwart sagte, er wisse es nicht genau, glaube aber, es möchte bald so weit sein.

Dem Aussehen nach, meinte der Schöffe, könne es nicht mehr als sechs zählen.

Es sei an der Kette nicht so recht fortgekommen, sagte der Turmwart.

„Der Teufel wird auch seine Hand im Spiele haben," sagte der Schöffe und ging fort, um dem Gericht anheimzugeben, daß der Fall in Ordnung gebracht würde.

Es zeigte sich, daß das Kind das zwölfte Jahr kürzlich erreicht hatte und daß also der Exekution nichts mehr im Wege stand; die Richter zweifelten nur, ob dieselbe sofort vorgenommen werden oder eine nochmalige Untersuchung vorhergehen sollte. Da aber das Urteil damals schon gesprochen und nie aufgehoben war, auch bei Kindern von

Hexen, da das Früchtlein gemeiniglich nicht weit vom Stamme falle, das crimen als angeboren vorausgesetzt werden könne, einigte man sich dahin, dem Kinde nur noch ein paar schickliche Fragen vorzulegen und es dann ohne Federlesen auf den Scheiterhaufen zu expedieren, da es der Stadt ohnehin schon so viel gekostet hätte. Einer der Herren meinte, der arme Wurm könne nicht viel Unheil anrichten; allein, da man ihm entgegenhielt, wenn man es freiließe, würde doch nur eine Betteldirne aus dem Kinde werden, da es ja keine Mutter hätte und die Verwandtschaft nichts von ihm würde wissen wollen, beschied er sich.

Gleich am folgenden Tage begaben sich zwei Richter in den Turm, setzten sich vor das angekettete Kind und fragten, ob es wisse, daß seine Mutter eine Hexe gewesen sei. Das Kind sah die Herren eine Weile groß an, allmählich zog ein Lächeln über sein Gesicht und es nickte, worauf die Herren sich einen bedeutsamen Blick zuwarfen und spöttisch auflachten. Ob seine Mutter es oft mit zum Tanze genommen hätte? fragten sie weiter. Das Kind nickte mit glänzenden Augen. Als einzige Erinnerung von den Verhören, die vor Jahren stattgefunden hatten, war ihr das nächtliche Tanzen geblieben, von dem so viel die Rede gewesen war, und in ihrer langen dunklen Einsamkeit hatte sie sich ein liebliches Bild von ihrer Mutter gemacht, wie sie auf duftender Wiese einen Reigen mit ihr tanzte. Jetzt hätten sie den Braten gerochen, sagten die Herren zu dem unruhig wartenden Turmwart, mehr bedürfe es nicht, seine Frau solle das Kind für den folgenden Morgen herrichten.

Als das aufgehende Licht in das Turmstübchen fiel, nahm die Frau das Kind auf den Schoß, zog ihm ein sauberes Kittelchen an und kämmte ihm die Haare, wobei sie zuweilen eine Träne wegwischte, die darauf fiel. Das Kind

streichelte ihre tätigen Hände und ihr trauriges Gesicht und warf zuweilen einen ängstlich erstaunten Blick nach den Kindern, die heute so still waren. „Komme ich jetzt zu meiner Mutter," fragte es, „und werden wir zusammen tanzen?" Die Frau legte ihre Hand auf des Kindes Kopf und sagte, ja, es solle nur getrost sein, es werde jetzt die liebe Sonne sehen, und seine Mutter erwarte es im Himmel.

Als sie ins Freie traten, schauderte die Kleine zuerst und bedeckte die Augen mit den Händen; aber allmählich, während sie zwischen den Turmwartsleuten sitzend auf dem Karren durch die Stadt fuhr, gewöhnte sie sich, hielt die dünnen Hände in das Licht und sah zu, wie die frische Luft ihre losen Haare hob. Es waren nicht viele Zuschauer in den Straßen; denn seit mehreren Jahren hatten keine Hexenbrände mehr stattgefunden, und dieser vereinzelte Fall war nicht recht bekannt geworden. Auch von der Richterschaft waren zur Ersparnis der Tagegelder nur wenige da, und die Holzhütte, in der das Kind verbrannt werden sollte, war klein, weil das Holz teuer war und die Stadt die Kosten tragen mußte.

Beim Anblick der Wiesen, die sich vor dem Tore ausbreiteten, stieß das Kind einen schwachen Freudenruf aus; denn es glaubte den Schauplatz seiner schönen Träume vor sich zu sehen. Voll staunenden Entzückens deutete es mit der Hand auf die gelben Blumen, die wie Strahlenbüschel aus der Erde schossen, auf eine Schafherde, die am Rande des freien Platzes hinging, und auf die Holzhütte, an die ein paar Männer Feuer anzulegen beschäftigt waren. „Ist da meine Mutter?" fragte es. Der Turmwart und seine Frau weinten und vermochten nur zu nicken; laut schluchzend sahen sie der kleinen weißen Gestalt nach, wie sie unsicheren Schrittes, zaghaft und feierlich, über das Gras hinging und in der qualmenden Hütte verschwand.

Der Maler Daniel Seghers breitet vor Piccolomini die Kopien von vier Gobelins aus, die er in seinem Auftrage erworben hatte, und erklärte die dargestellten Szenen. Sie hatten alle den Sieg weiblicher Schönheit über den Mann zum Gegenstande: Herkules, dessen Muskeln fast das weibliche Gewand sprengten, saß zu Füßen der von ihren Mägden umringten Omphale; Delila hielt die Locken des in ihrem Schoße schlafenden Simson hoch, im Begriff, sie abzuschneiden; Judith, mit der Rechten noch das Schwert umklammernd, zeigte das Haupt des Holofernes, aus dem Blut wie aus der Röhre eines Springbrunnens hervorschoß, während der gewaltige Rumpf ohnmächtig vom Lager herabhing; Circe, das flatternde Haar von phantastischen Blumen durchflochten, berührte die vor ihr knienden Genossen des Odysseus mit dem Zauberstabe, von denen einige schon in Schweine verwandelt ihr feuerfarbiges Gewand beschnüffelten.

Er habe geglaubt, sagte Seghers, daß diese mit so lustigen Farben geschilderten Geschichten sehr geeignet wären, den finstern Saal auf Nachod lieblich und heiter zu machen, und er habe den Preis von 2000 Reichstalern nicht zu hoch dafür gefunden, besonders weil sie ganz gewiß nach einem Entwurf des Rubens hergestellt wären.

Man müsse schon noch etwas herunterhandeln, sagte Piccolomini; aber haben wolle er sie auf jeden Fall; das sei gerade, was er brauche.

Er sei überzeugt, sagte Piccolominis Sekretär Bilstock, das häßliche Gespenst, das sich jezuweilen auf Nachod blicken ließe, werde sich inmitten dieser passionierten Auftritte nicht heimisch fühlen, sondern wie vor einem morgendlichen Hahnenschrei davonfahren.

Was es denn mit dem Gespenst auf sich habe? fragte Seghers.

Piccolomini lächelte überlegen und sagte, er halte dafür, Gespenster zeigten sich nur den Hasenherzen, die sie fürchteten. Übrigens meinten einige, daß es die alte Gräfin Terzka sei, die Anno 1633 dort gestorben sei; andere hielten es für die Smersitschka, der Nachod vor dem Ausbruch der Unruhen gehört hätte. Er habe es nie gesehen, vielleicht auch weil Rebellen sein offenes Gesicht scheuten.

Es kam in diesem Augenblick eine Kutsche über den Weinmarkt gefahren und hielt vor dem Gasthofe, den Piccolomini bewohnte; sie brachte einen höchst vornehmen Besuch, den Pfalzgrafen und Generalissimus Karl Gustav von Zweibrücken, der die schwedische Krone auf dem Nürnberger Kongreß vertrat. Diese aus den militärischen Häuptern des Krieges zusammengesetzte Versammlung behandelte hauptsächlich die Entschädigung der zu entlassenden Soldaten, welche in Münster auf 5 Millionen Taler festgesetzt worden war; doch lagen auch noch mehrere andere verwickelte Fragen vor, über welche die Gemüter sich in der gefährlichsten Weise erhitzten.

Er wolle versuchen, sagte der Pfalzgraf, sein Kommen erklärend, ob sich diejenigen Punkte, die der endgültigen Verständigung noch im Wege wären, nicht durch freundschaftliche Unterredung beseitigen ließen. Es scheine ihm unmöglich, daß der so gerechte und scharfsinnige Piccolomini die Berechtigung der schwedischen Forderungen in bezug auf Eger nicht einsehen sollte.

Piccolomini begann mit der Erklärung, sein Wunsch, dem Pfalzgrafen gefällig zu sein, sei so lebhaft, daß die dem Kaiser schuldige Pflicht fast dadurch beeinträchtigt werde. Dennoch könne er nicht vergessen, wie gerade dieser Krieg die Wichtigkeit der Festung Eger für Böhmen bewiesen habe; und es komme doch nun einmal in der Politik weniger darauf an, was recht, als was opportun sei.

Diesen Standpunkt wollte Karl Gustav nicht anerkennen. Sein Oheim, der hochselige König Gustav Adolf sei der Erretter und Beschützer des evangelischen Glaubens gewesen, und es solle dies rühmliche Prinzip beim Friedensschlusse zur Geltung kommen. Daß die Stadt Eger sich seit undenklichen Zeiten im Besitz der Reichsfreiheit befinde, sei hinlänglich erwiesen, es werde also von schwedischer Seite nichts als die Restituierung des alten rechtmäßigen Zustandes verlangt. Übrigens wundere er sich, daß Piccolomini von der Evakuierung Egers reden möge, während doch die hochwichtige pfälzische Festung Frankenthal noch von den Spaniern besetzt sei.

Ja, lachte Piccolomini, der Pfalzgraf werde doch den Kaiser nicht für die Seltsamkeiten der Spanier verantwortlich machen! Die wären schwerer auszutreiben als Läuse! Wenn er nur eine gute Salbe dagegen wüßte, wolle er sie gern anwenden.

Feuer und Schwert heiße die Salbe, sagte der Pfalzgraf heftig, und er sei gern bereit, den Bader zu machen.

Ablenkend zeigte Piccolomini dem Gereizten die Bilder, die Seghers gebracht hatte, und sagte, wenn ihn, Piccolomini, die Bellona entlassen hätte, was ja bald der Fall sein werde, wolle er sich dem Dienste der Venus widmen, bei der er auch einige Gnade zu finden hoffe. Er lasse deshalb sein Schloß Nachod zum Empfang einer jungen Herrin herrichten.

Man erzähle Wunderdinge von seinen Einkäufen in der Stadt, sagte der Pfalzgraf.

Das Schloß sei zur Zeit des Terzkyschen Prozesses ziemlich heruntergekommen, erklärte Piccolomini. Überhaupt sei der alte Terzky ein guter Jäger gewesen, habe aber wenig Kunstverstand gehabt.

Er habe in Prag gehört, sagte der Pfalzgraf, sein Oheim, der verstorbene König von Böhmen, habe nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge eine Nacht auf Nachod zugebracht und im dortigen Keller einen Teil seiner Kostbarkeiten vergraben.

Wenn er sie fände, sagte Piccolomini, wolle er sie dem Pfalzgrafen als ein Zeichen seiner Sympathie überreichen; aber er glaube, derartige Leichen brauchten nicht 30 Jahre auf ihre Auferstehung zu warten.

Der junge Pfalzgraf betrachtete Piccolomini mit einem Gemisch von Ärger, Neid und Bewunderung. Dieser Italiener trat mit einer Grandezza und zugleich Kordialität auf, seine Reden und Bewegungen hatten eine Farbe und eine Wärme, als kämen sie gerade aus dem Herzen heraus und könnten durchaus nicht anders sein. So fürstlich herablassend und dabei im rechten Augenblick so weltmännisch kameradschaftlich sein zu können, das wäre für den größten Potentaten der Erde erstrebenswert. Eine Ungeduld stieg in dem Pfalzgrafen auf, diesem gewichtigen, unerschütterlichen Manne seine Überlegenheit zu zeigen. Im Kriege, ja, da glaubte er ihm gewachsen, vielleicht sogar überlegen zu sein! Er fühlte, daß er größere Würfe wagen und sie entschlossener durchführen würde. Und gerade jetzt sollte die Bühne, wo sein Genie sich entfalten könnte, abgerissen werden!

Sich den Geschäften wieder zuwendend, sprach er von seiner aufrichtigen Friedensliebe; aber seine Glaubensgenossen, die auf ihn bauten, zu verlassen, gehe wider sein Gewissen. Er habe das Äußerste getan, indem er wegen der Evangelischen in den österreichischen Erblanden nachgegeben habe.

Das könne des Pfalzgrafen Ernst nicht sein, rief Piccolomini aus. Nun sie den Grund zu einer neuen Staatsver-

fassung im Reich mit Mühe gelegt hätten, solle gar ein Religionskrieg entstehen und alles wieder einreißen! Er erinnerte den Pfalzgrafen daran, wie er, Piccolomini, ihm in allen seinen Wünschen beigestanden, ihm nicht nur die hinterpommerschen, sondern auch die mecklenburgischen Zölle verschafft hätte; für dies Entgegenkommen müsse Schweden den Kaiser nun auch seine Erkenntlichkeit verspüren lassen. Der Kaiser verlange zunächst nichts, als daß die schwedische Garnison von Eger abziehe, unbeschadet der Beschlüsse, die ein künftiger Reichstag über die Stellung der Stadt zu Kaiser und Reich fassen würde. Als nunmehriges Reichsglied werde ja Schweden in besagtem Reichstage auch Sitz und Stimme haben.

Nach dieser Unterredung berichtete Piccolomini dem Kaiser, den Schweden scheine es mit ihrer oft beteuerten Friedensliebe nicht Ernst zu sein; jedenfalls sei es nicht rätlich, mit Entlassung der Regimenter den Anfang zu machen.

Da immerhin eine friedliche Vereinbarung über die Abdankung der Truppen und Auszahlung der Satisfaktionsgelder einstweilen getroffen wurde, veranstaltete der Pfalzgraf ein Freudenfest, welches am 5. Oktober im großen Saale des Rathauses gefeiert wurde. Unter den anwesenden Fürsten befand sich Pfalzgraf Johann Ludwig von Sulzbach, der jüngste Bruder des Herzogs von Jülich, Wolfgang Wilhelm, der, für gewöhnlich still und etwas stumpfsinnig, erst durch eine Weile fortgesetzten Trinkens gesprächig und erregbar zu werden pflegte. Er saß schweigsam neben dem stets lustigen Prinzen Friedrich von Hessen, einem Sohne des verstorbenen Landgrafen Moritz, als im Verlaufe des Essens der durch den Friedensschluß in einen Teil seiner Länder wieder eingesetzte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz sich erhob und die Gesundheit des Generalleutnant

Piccolomini ausbrachte. Er sprach von den Verdiensten Piccolominis um das Zustandekommen des Friedens, und daß es die Absicht der deutschen Fürsten sei, den Kaiser zu bitten, er möge den Helden, der nicht nur Heere siegreich anführen könne, sondern der das von denselben wie von laokoontischen Schlangen umstrickte und fast erstickte Deutschland von ihnen befreit habe, zum deutschen Reichsfürsten erheben, damit der allgemein empfundenen Dankbarkeit Genüge geschehe.

Das sei nach der wunderlichen neuen Mode, bemerkte Johann Ludwig von Sulzbach gegen seinen Nachbar, daß man einen Welschen neben sich auf die Fürstenbank setzte, und einen Katholiken dazu. Nun, er habe nichts dagegen, wolle beweisen, daß er kein Bauer und Ofenhocker, sondern weltkundig sei, obgleich er nicht wie andere seinesgleichen seine Jugend mit Reisen und im Umgang der Musen habe zubringen können.

Sie wären eben rauhe Kriegsleute, sagte Friedrich von Hessen, und das sei auch etwas wert. Er möchte sich nie von seinem Schwerte trennen.

Ihm komme ohnehin der Friede nicht zugute, sagte Johann Ludwig. Er sei inzwischen alt geworden, es bleibe ihm gerade noch übrig zu sterben, und das hätte er lieber in der Feldschlacht getan.

Nun, lachte Prinz Friedrich, indem er dem Klagenden auf die Schulter schlug, so könne er sich doch wenigstens in der väterlichen Gruft zur Ruhe legen. Manches fürstliche Gebein reise zurzeit noch herum wie der ewige Jude.

Sein Vater und seine Vorfahren, sagte Johann Ludwig mit einem ärgerlichen Blick auf seinen Nachbar, wären zu Neuburg beigesetzt. Er wisse nicht, ob sein Herr Bruder zu Düsseldorf ihm die Erlaubnis gäbe, dort zu liegen.

Übrigens möchte er gar nicht zwischen Papisten auferstehen.

Wenn man nur überhaupt auferstände, sagte Prinz Friedrich begütigend. Der Herrgott werde seine Knochen auch in Sulzbach finden.

Man könne das nicht wissen, sagte Johann Ludwig. Es gäbe wohl auch im Himmel Schikanen und Impertinenzen und Gewalttätigkeiten; sonst wisse er nicht, warum Gott sie auf Erden zuließe. Sein Vater habe Gottes Gebote gehalten und habe doch mit Jammer ins Grab sinken müssen. Lug und Trug fahre in goldenen Kutschen, und die Frommen müßten den Staub vom Boden lecken. Friede! Den Frieden hätten die Wölfe geschlossen, nachdem sie die gewürgten Lämmer untereinander verteilt hätten.

Da der Pfalzgraf immer lauter und heftiger sprach, wurden seine Worte an der ganzen Tafel vernommen, und ein Murmeln und Kichern erhob sich, während Prinz Friedrich dem Aufgeregten den Mund zuzuhalten suchte.

Johann Ludwig machte sich los und redete lauter fort: Alle sollten ihn hören! Ob sie Heiden wären, daß die Wahrheit sich nicht hervorwagen dürfe? Wenn der hochselige König Gustav Adolf noch lebte, wäre ein solcher Bastardfrieden nicht geschlossen worden! Hundertmal habe Gustav Adolf ihm versprochen, sein Schwert nicht niederzulegen, bis er, Johann Ludwig, und sein nun verstorbener Bruder Philipp August ihr rechtmäßiges Erbe Neuburg wiedererhalten hätten! Gustav Adolf sei ihm wie ein Vater gewesen; aber seinem Bruder Wolfgang Wilhelm, als der sich habe bei ihm einschmeicheln wollen, habe er den Rücken zugekehrt und habe ihn Jesuitenknecht und Vatermörder genannt.

Der pfalz-neuburgische Gesandte, der Wolfgang Wil-

helm vertrat, stand erschrocken auf und fragte, ob das Pfalzgraf Johann Ludwig im Ernst gesprochen habe?

Johann Ludwig lachte laut und höhnisch. Allerdings rede er im Ernst, rief er, der Gesandte solle es seinem Herrn berichten, er halte ihn für einen Vatermörder, und wenn der Friede nicht ein Räuberfriede wäre, so hätte er Neuburg herausgeben müssen. Der Friede sei nichts als eine Vogelscheuche, deren Lumpen der nächste Windzug forttragen werde.

Jetzt sprangen sämtliche Gäste von ihren Sitzen, und einige stürzten auf Johann Ludwig zu; aber Piccolomini rief mit eherner Stimme über die Tafel: „Ihr Herren, bleibt sitzen! Er ist betrunken, man soll ihn zu Bette tragen!“ Er winkte den an der Wand aufgereihten Dienern, von denen mehrere sich näherten, um den Befehl auszuführen. Unterdessen hatte Prinz Friedrich von Hessen den Wütenden schon umfaßt und suchte ihm das Schwert, mit dem er sinnlos um sich hieb, zu entreißen; plötzlich jedoch verstummte und erstarrte der unglückliche Mann, als ob ein Zauber ihn gelähmt hätte. Sein Gesicht wurde blaurot, seine Augen rollten angstvoll, und seine Brust keuchte; unter den staunenden und entsetzten Blicken der ihn umgebenden Herren griff er noch einmal mit den Händen in die Luft und fiel dann tot in die Arme der Diener.

Am Ostermorgen des Jahres 1650 brannte die Sonne nicht wie ein Freudenfeuer; sondern wie die Flamme eines Leuchtturmes an der Küste eines wilden Meeres, das Nebel umwogen, schimmerte sie verhüllt durch schweres Frühlingsgewölk. Der Pfarrer des Dorfes, Christian Hohburg, wohnte mit seiner Tochter und ihrem kleinen Kinde bei einem Bauern, weil das Pfarrhaus abgebrannt und noch

nicht wieder aufgebaut war, und befand sich im Hofe, wie die übrigen mit der Fütterung des Viehs beschäftigt. Er band eine Ziege an einen Zaunpfahl, rüttelte daran, und da er ihn locker fand, machte er den Strick wieder los und knüpfte ihn an einen Apfelbaum; dann winkte er dem Sohne des Bauern, damit er ihm behilflich wäre, den Pfahl besser zu befestigen. Am besten wäre es, den morschen ganz zu entfernen und einen neuen einzuschlagen, sagte der hinzutretende Bauer, und wie er über den Zaun hinweg in die wellige Ebene hinuntersah, unterbrach er sich, hielt die Hand über die Augen und sagte, er sehe etwas Schwarzes am Horizonte, das sich bewegte. Wenn der Frieden nicht ausgerufen wäre, würde er es für Soldaten halten.

Da der Pfarrer es auch sehen wollte und fragte, wo es wäre, erklärte der Bauer, er müsse gerade über die Wüste hinübersehen, wo vor der Schlacht bei Lutter das Dorf gewesen wäre.

Die Tochter des Pfarrers, die zur Zeit jener Schlacht noch nicht gelebt hatte, erkundigte sich, was es mit dem Dorf und der Schlacht für eine Bewandtnis habe; worauf der Bauer davon erzählte, und daß dort, wo man den großen Steinhaufen erkennen könnte, die Mühle gestanden hätte. Sie könne übrigens den alten Schuhflicker ausfragen, der ehemals in jenem Dorf ein wohlhabender Bauer gewesen wäre und eine Frau und schöne Kinder gehabt hätte. Er habe aber nur eins davongebracht, und das sei bei der Flucht aus dem brennenden Dorfe stumm und närrisch geworden.

Der Schuhflicker erzählte auch, fügte die Bäuerin hinzu, daß irgendwo drüben auf dem wüsten Fleck ein Schatz vergraben sei; denn mehrere fliehende Offiziere hätten ihre Beute, eine unermeßliche Menge von Gold, Silber und

Kostbarkeiten, in einem Stalle vergraben, in der Meinung, sie nach beendigter Schlacht zu holen, wären aber gefallen und niemals wiedergekommen.

Warum denn der Schuhflicker den Schatz nicht ausgegraben hätte? fragte der Pfarrer. Der arme Mann werde ihn wohl brauchen können.

Er habe es oft und oft versucht, sagte der junge Bursche, aber er habe die Stelle nicht mehr finden können.

Die Bäuerin blickte besorgt auf ihren Sohn und sagte, sie wisse wohl, mit was für Gedanken er sich trage, sie wolle es aber nicht leiden; die Schatzgräberei sei etwas Teuflisches, und der Mensch solle nicht durch schwarze Kunst reich werden.

Nun, meinte der Pfarrer, etwas ausgraben, was ein anderer eingegraben hätte, sei natürlich und habe nichts mit dem Teufel zu schaffen. Aber er sei der Meinung, man vergeude wohl nur Zeit und Kraft damit und tue besser, die Erde nach der Frucht umzugraben, die man selbst gesät habe und die Gott wachsen lasse.

Die Pfarrerstochter, eine schlanke, braune, mädchenhafte Frau, die während des Gespräches träumerisch nach den Trümmern des verschwundenen Dorfes hinübergesehen hatte, warf verstohlen einen schnellen, lachenden Blick auf den jungen Burschen, als ob sie doch Lust zu dem Abenteuer hätte und sich mit ihm dazu verabreden wollte.

Als die Stunde zum Gottesdienst kam, begab sich der Pfarrer mit seiner kleinen Gemeinde auf den Kirchhof, der die Kirche umgab. Während des Krieges hatte sich dort einmal eine Abteilung Soldaten verschanzt, und die Kirche war bei diesem Kampfe zerschossen, verbrannt, verwüstet und ausgeraubt worden. Die Armut der Gemeinde hatte den Schaden noch nicht ersetzen können, und so fand es der

Pfarrer schicklicher, die Osterfeier im Freien vor der Kirche zu begehen, da das Wetter gut war. Er hatte einen Tisch auf den Kirchhof gebracht und zur Feier des heiligen Abendmahles einen Laib Brot und einen Krug Wein bereitgestellt; von dem dazu bestimmten kirchlichen Gerät war nichts mehr vorhanden.

Der Pfarrer, der zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre stand, dem aber Sorgen und Kämpfe aller Art hart zugesetzt hatten, musterte seine Zuhörer, richtete sich gerade auf und begann seine Rede.

„Ihr seid alle arm", sagte er, „und habt viel gelitten; aber gebt euch nicht der Trübsinnigkeit hin, denn heute ist der Tag der Auferstehung, ein Freudentag. Es ist der Tag, da es im Grabe des Herrn der Welt leise donnerte wie in einem vulkanischen Berge, da der heilige, gemarterte Leib, herausgeschleudert wie ein feuriges Schwert, den Grabdeckel zur Seite warf, die Luft durchschnitt und in den Wolken verschwand. Auch unser geliebtes deutsches Vaterland ist verhöhnt, gegeißelt und ans Kreuz geschlagen worden und liegt nun begraben; möge es unten im Krater der Gruft still sich mischen und kochen und einst, das Gehäuse zerbrechend, wie eine verwandelte Raupe geflügelt in das eroberte Element steigen. Das kann aber nur geschehen, wenn ein jeder von euch in seinem Herzen Wiedergeburt und Auferstehung erlebt. Die kommt nicht von Worten, die muß errungen und erstritten sein. Glaubt es den feisten Pfaffen nicht, daß es mit Glauben und Katechismuslernen getan sei, und daß die Gnade Gottes einem wie die Taube dem faulen Schlaraffen gebraten ins offene Maul fliegt. Wir haben einen Willen und eine Kraft in uns; denn wir sind, wie geschrieben steht, nicht der Magd Kinder, sondern der Freien; und damit sollen wir das Reich Gottes erobern.

Laßt euch nicht verführen zu glauben, daß wir das Gute nicht vollbringen könnten, weil uns die Sünde aufgeerbt und eingefleischt wäre: das sagen die Trägen, die Schwelger, die Gleichgültigen, um ihre Unfruchtbarkeit zu entschuldigen. Wir haben einen Simson in uns, der ist, wenn er sich enthält, ein unüberwindlicher Soldat, der schüttelt die Locken wie ein Löwe und zerbricht die Säulen, die das Reich der Sünde tragen, daß es einstürzt. Wasser und Gebet taufen nicht recht, Feuer und Schwert taufen zur Wiedergeburt und Auferstehung. Seid wachsam, seid tapfer, seid ohne Falsch und ohne Furcht, das sind Tugenden über alle Tugenden; so ihr die habt, seid ihr Ritter, mögt ihr auch als Bauern geboren sein. Aus Staub und Dreck seid ihr doch zum Ebenbilde Gottes geschaffen; aber ihr müßt es selber in euch schaffen, wie der Künstler das Bild aus dem Marmor schlägt. Setzt Hab und Gut und die ganze Kraft daran, so wird der neue Mensch, der aus eurem zerrissenen Herzen aufersteht, Gottes Züge tragen."

Erst jetzt bemerkte der eifrig redende Pfarrer eine Unruhe unter seinen Zuhörern, und indem er ihren über die Kirchhofsmauer gerichteten Blicken folgte, sah er einen Trupp Reiter auf das Dorf zusprengen. Sie hätten doch ihr Häuser gut verschlossen? wandte sich der Pfarrer an die Bauern. Diese bejahten, setzten aber besorgt hinzu, Soldaten pflegten überall eine Tür zu finden, wenn sie etwas suchten. Der Frieden sei ja verkündigt, sagte der Pfarrer beschwichtigend; blickte aber doch scharf nach den Reitern, unentschlossen, ob er den Gottesdienst weiterführen solle. Unterdessen hatten die Soldaten vergebens an einigen Türen gerüttelt und kamen, da sie die Versammlung gewahr wurden, auf den Gottesacker.

Ihr Anführer, ein junger Mensch, sprang vom Pferde,

näherte sich dem Pfarrer und sagte, er sei beauftragt, in diesem Orte eine Kontribution von tausend Talern zu erheben; der Pfarrer solle das Geld zusammenbringen, und inzwischen solle ihnen ein Essen hergerichtet und ihren Pferden Futter gegeben werden.

Das könne nicht an dem sein, entgegnete der Pfarrer; es sei ja Frieden, die Plackerei habe ein Ende. Brot und Hafer für die Pferde würden sie aus christlichem Mitleiden und gegen Bezahlung hergeben, zu mehrerem wären sie nicht verpflichtet, und vorher wolle er den Gottesdienst zu Ende bringen.

Für wen der Pfarrer sie hielte? erwiderte der Leutnant gereizt. Sie wären keine Herde Schafe, sondern Soldaten. Sie pflegten nicht zuzuhören, sondern predigten selbst, und wer ihr erstes Wort nicht verstünde, dem hieben sie das zweite mit dem Schwert in den Kopf.

Da er mit dieser Drohung keinen Eindruck auf den Pfarrer machte, wurde er zornig, packte plötzlich die Tochter des Pfarrers am Arm und erklärte, sie als Geisel behalten zu wollen, bis das Geld herbeigeschafft wäre. Die junge Frau wollte sich unwillkürlich zur Wehr setzen, aber da sie das kleine Kind auf dem Arme trug, das leicht hätte verletzt werden können, warf sie einen hilfeflehenden Blick auf ihren Vater. Im ersten Augenblick zuckte die Hand des Pfarrers nach dem Messer, das er im Gürtel trug; angesichts der vielen Bewaffneten jedoch beherrschte er sich und bat den Anführer, eingedenk zu sein, daß sie alle Brüder wären, und ihm seine Tochter mit ihrem Kinde herauszugeben; er sei bereit zu versuchen, ob er das Geld oder einen Teil davon in den nächsten Dörfern zusammenbetteln könne.

„Du böser, ketzerischer Lutherpfaff," sagte der junge Mann, „obwohl du verdientest, daß ich dich am nächsten Baume auf=

hängte, will ich gnädig sein und dir die Dirne herausgeben, wenn du mir das Geld schaffst; aber nicht eher." Hierauf entschloß sich der Pfarrer, das Unwahrscheinliche zu wagen, empfahl den Bauern seine Tochter und machte sich auf den Weg.

Als er nach mehreren Stunden zurückkam, war der Kirchhof voll Geschrei und Getümmel. Eine Frau kam dem erschreckten Pfarrer entgegengelaufen und berichtete, der Leutnant habe seine Tochter erstochen, sie liege in ihrem Blute, und bald würden sie alle miteinander des Todes sein. In einem Satze war der Pfarrer zwischen den Kämpfenden, schrie nach seinem Kinde und warf sich, da sie unwillkürlich Raum gaben, auf den noch atmenden, über einen Grabhügel hingestreckten Körper. Nach einer Minute jedoch sprang er wieder auf und rief mit starker Stimme: „Herrgott! bist du wahrhaftig Gott der Herr, so räche deinen Knecht an diesem Mörder!" Dann stürzte er sich, das Messer aus dem Gürtel reißend, mitten in den Haufen. Den Bauern war es zumute, als sei ein Engel vom Himmel gefahren, um ihnen beizustehen; sie drängten mit verdoppeltem Nachdruck auf den Leutnant ein, der von dem Anprall das Gleichgewicht verlor und umfiel. Während Männer und Frauen sich gegen die Soldaten stemmten, kniete der Pfarrer auf der Brust des Mörders. „Du Abtrünniger von Gott!" rief er, „du Judas! du Judas! Der Herr, den du verraten hast, hat dich in meine Hände gegeben. Jetzt werde ich dir das bübische Herz aus dem Leibe reißen und es auf den Mist werfen, daß die Schweine es mit ihrem Rüssel umwühlen und es fressen. Wimmere du jetzt um Gnade! Mir ist es nicht genug, dich wimmern zu hören, ich will dich röcheln und nach Luft schnappen hören. Ja, Gott der Herr wird mir genugtun und mich in Ewigkeit dein Jammergeschrei

aus der Hölle hören lassen. Mein Kind wird seinen Engelsleib auf Taubenflügeln schwingen, während dein verfluchtes Fleisch sich unter feurigen Martern krümmt, ohne je zu vergehen!"

Solche Worte schrie der Pfarrer über den sich windenden Mann gebeugt halb besinnungslos vor Wut heraus, als er plötzlich in jäh entstehende Stille hinein eine laute Stimme hörte und, sich umwendend, einen reichgekleideten Offizier sah, der mit hochgezogenen Brauen, den blanken Degen in der Hand, neben ihm stand; es war der Oberst, zu dessen Regiment der Leutnant gehörte, und dessen unerwartetes Erscheinen den Aufruhr mit einem Male stillte. Er wolle die Sache untersuchen, sagte er, da von allen Seiten auf ihn eingeredet wurde; der Pfarrer möge den Leutnant einstweilen loslassen, sei er schuldig, wolle er, der Oberst, ihn nach Gebühr bestrafen.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. Den Wolf, der sein liebes Kind erwürgt habe, sagte er, wolle er selbst töten; in seine Hand habe Gott ihn gegeben.

Unterdessen hatte sich der Knäuel der Streitenden völlig gelöst, so daß der Oberst des erstarrten Körpers der getöteten Frau ansichtig wurde. Der Täter, der sein Gesicht sich verdüstern sah, richtete sich unter des Pfarrers nachlassenden Fäusten ein wenig auf und winselte, er habe das Weib gewiß nicht töten wollen, habe sie nur zum Spaß an sich gedrückt, da habe sie sich wie eine wilde Katze gebärdet und würde ihn mit den Händen erwürgt haben, wenn er sich nicht gewaltsam erledigt hätte.

„Du bist ein Mörder und Landfriedensbrecher", sagte der Oberst finster, „und wirst deinen Lohn durch Henkershand sogleich erhalten. Dein Blut soll das Blut, das du meuchlerisch vergossen hast, auswaschen. Der Pfarrer soll sagen,

auf welche Weise ich ihm Genugtuung geben kann; ich bin bereit sie zu leisten, wenn ich vermag."

Der Pfarrer kam während dieser Worte wie aus einem Krampfe zu sich; seine Hände, die den Schuldigen an der Brust gepackt hielten, lösten sich auf, er ging wankenden Schrittes zu dem Leichnam seiner Tochter hinüber, kniete neben ihr nieder und brach in Tränen aus.

Mit gerunzelter Stirn blickte der Oberst zu Boden und gab ein Zeichen, daß der Leutnant, dem die Hände bereits gebunden waren, abgeführt würde. Wie er dann das verwaiste Kind bemerkte, mit dem sich ein paar Bäuerinnen beschäftigten, betrachtete er es, dachte ein wenig nach und wandte sich zu dem Pfarrer. Wenn es ihm recht sei, sagte er, so wolle er das kleine Mädchen mitnehmen und zu Hause mit seinen eigenen Kindern aufziehen lassen, daß es einmal eine reiche und vornehme Dame würde.

Der Pfarrer stand auf, legte die Hand auf den blonden Kinderkopf und sagte, das könne nicht sein. Gott habe ihm das Kind anvertraut, es solle lieber bei ihm ein Bettelkind werden, als ein Fürstenkind anderswo.

Das sei wunderlich geredet, sagte der Oberst unzufrieden. So möge der Pfarrer denn gestatten, daß er dem Kinde ein Schmuckstück hinterließe, zum Andenken und auch zur Buße; und er löste sich dabei eine goldene Kette mit einem Anhänger von der Brust, auf dem ein Bild der Mutter Maria in Schmelz gegossen war. Der Pfarrer war im Begriff, die Gabe unwillig zurückzuweisen; allein als er das Kind mit Lachen danach haschen sah, besann er sich und ließ es schweigend geschehen, daß der Oberst das Gehänge um den kleinen Leib wand.

Da sich gleichzeitig alle Blicke dahin wendeten, wo eben der Mörder zur Hinrichtung geführt wurde, stieg dem Pfarrer

das Blut ins Gesicht, und er wandte sich hastig an den Obersten mit der Bitte, den Delinquenten loszulassen, er habe seine Rache Gott geopfert und wolle seinen Tod nicht mehr.

Das gehe nicht an, erwiderte der Oberst, er könne einen Bösewicht nicht bei braven Soldaten stehen lassen, das sei ein schlechtes Exempel, und Strafe müsse sein.

Es sei Ostern und Frieden, sagte der Pfarrer, seit 30 Jahren zum ersten Male Frieden. Leider sei der holdselige Tag mit Blut befleckt worden, das müßten sie sühnen, es geschehe aber nicht durch mehr Blut. Der Schuldige solle zusehen, wie er seine Seele errettete.

Mit sichtlichem Widerwillen gab der Oberst endlich nach; er tue es ungern, sagte er, und nur, um dem Pfarrer seinen guten Willen zu beweisen.

Der Pfarrer dankte und wies die Bauern an, nunmehr den Kirchhof ein wenig zu säubern, damit er den Gottesdienst vollenden und ihnen das Abendmahl reichen könne; den Obersten lud er ein, mit den Seinigen daran teilzunehmen. Nach einigem Zögern sagte der Oberst, sie wären meistenteils Katholiken und stehe es ihnen fast nicht an, einer evangelischen Osterfeier beizuwohnen; man könne es aber zu dieser Zeit und bei dieser Gelegenheit so genau nicht nehmen, und zum Zeichen des endlich aufgerichteten Friedens willige er ein.

Es war inzwischen Abend geworden, und der weiche Himmel bog sich über das dämmernde Hügelland, wie ein Strauch voll weißer Rosen über ein Grab. Der Tisch wurde wieder hergerichtet, und für den verschütteten Wein wurde Wasser gebracht. Dergleichen Abendmahl habe er noch nicht gesehen, fuhr es dem Obersten heraus, der den Vorbereitungen staunend zusah; es scheine mehr für Vieh als für Christenmenschen zu passen.

„Als Christus auferstanden war," sagte der Pfarrer, während er das Brot sorgsam von Erde reinigte, „hatte er ein fremdes Antlitz, und seine Jünger erkannten ihn nicht."

Der Oberst verstand nicht, schwieg aber, und als alle versammelt waren, nahm er seinen Federhut ab, richtete einen befehlenden Blick auf seine Soldaten und kniete nieder, worauf alle seinem Beispiel folgten. Das Stückchen Brot, das der Pfarrer ihm, als dem ersten, reichte, würgte er folgsam, wenn auch nicht ohne Widerwillen, herunter.

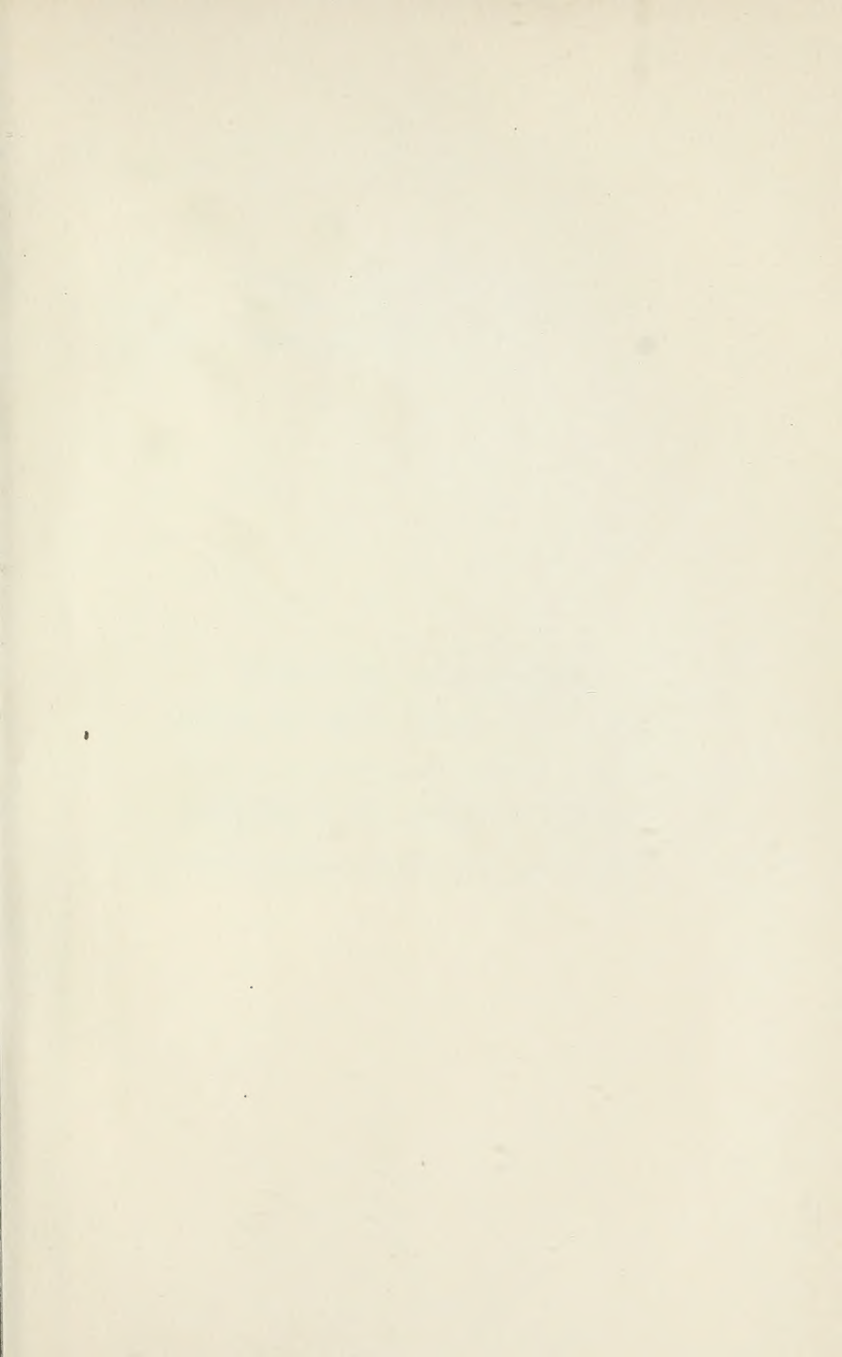
Als die stille Zeremonie beendet war, brach die Nacht herein. Wie wenn Chorknaben die Rauchgefäße schwingen und duftendes Gewölk die Pfeiler des Domes verhüllt, wogte es weit um die verschwimmenden Trümmer der zerstörten Kirche, um die Grabkreuze und die knienden Menschen. „Siehe, es ist alles neu geworden," sagte der Pfarrer, nachdem er den Segen gesprochen hatte. Alle blieben noch eine Weile mit gesenktem Kopfe, dann standen sie von der feuchten Erde auf, und die Soldaten blickten wartend auf den Obersten. Aufsitzen! kommandierte der; weiter! worauf sie nach ihren Pferden eilten und im schnellen Trabe aus dem Dorfe ritten. Der Pfarrer lud sein totes Kind auf den Arm und verließ an der Spitze seiner Gemeinde festen Schrittes den Totenacker.

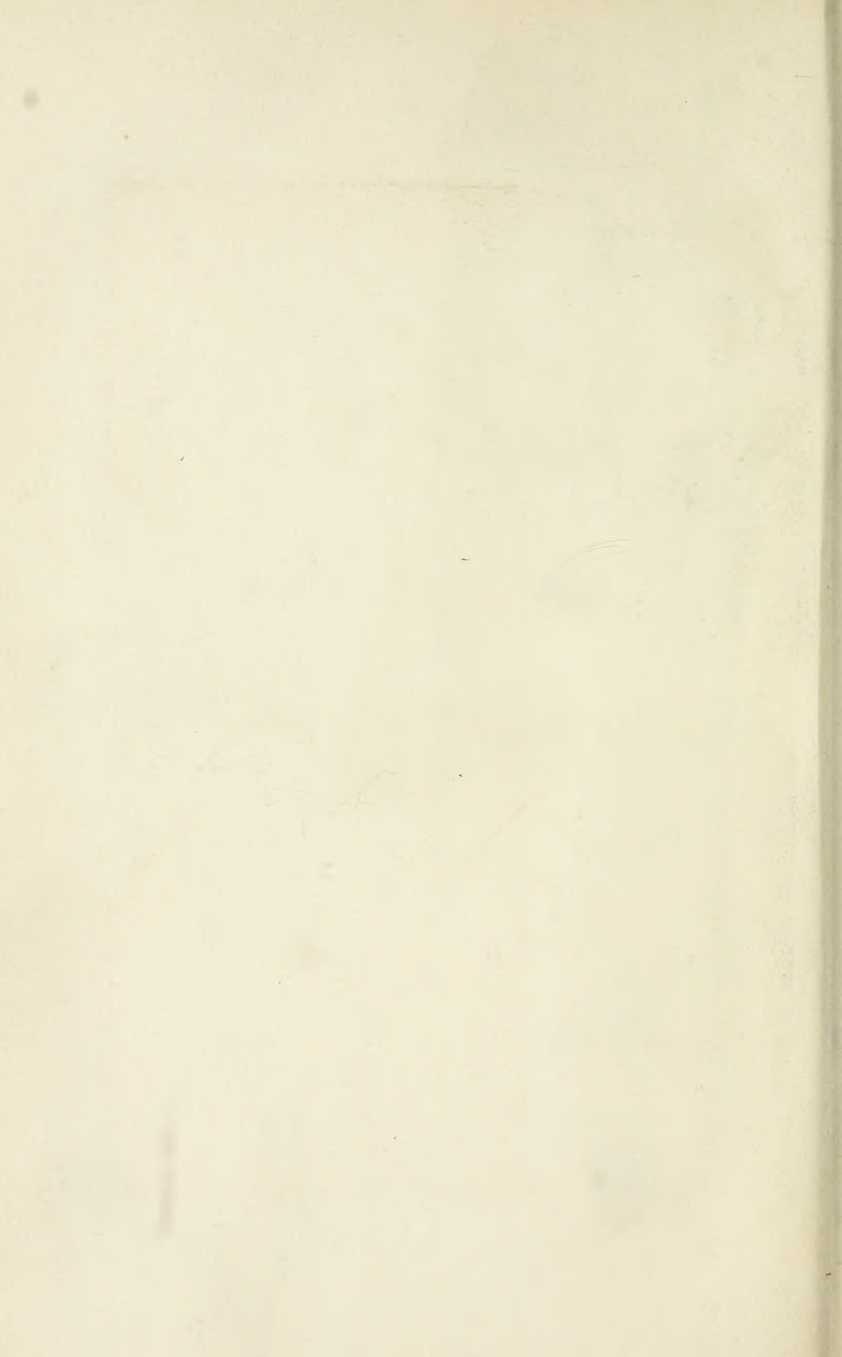
Druck der Roßberg'schen
Buchdruckerei in Leipzig

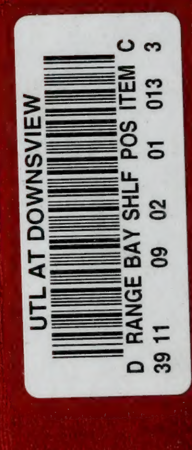











UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 02 01 013 3